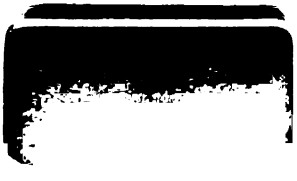
UNIVERSITY OF CALIFORNIA, SANTA CRUZ
3 2106 01993 6084

LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA
SANTA CRUZ



Der Brenner

HERAUSGEBER LUDWIG VON FICKER

BAND 2

Dezember 1910–Juni 1911

Erstes Jahr
Heft 13–24

BRENNER VERLAG, INNSBRUCK

Autorisierter Nachdruck

KRAUS REPRINT
A Division of KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED
Nendeln/Liechtenstein
1969

Printed in Germany

AP
30
B11
1910/11

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von Ludwig von Ficker

Zweiter Band
(Dezember 1910 bis Juni 1911)

*

Brenner-Verlag / Innsbruck.

Inhalt des zweiten Bandes:

Betrachtendes.

Hans Bachgarten: Vorfrühling in Wooſung . . . . . XXIV, 715
Carl Dallago: Der Altruismus des Todes . . . . . XIII, 363
„ „ Das Labyrinth der Wunder . . . XIV, 397, XV, 427
„ „ Sideriſche Geburt . . . . . XVII, 471
„ „ Bahr und ſein „Dialog vom Marſyas“ . . . XVII, 497
„ „ Der Triumph der Unſicherheiten . . . . . XVIII, 515
„ „ Die Orgel des Lebens . . . . . XIX, 535
„ „ Die Seele des fernen Oſtens XX, 567, XXI, 599, XXII, 631
„ „ Pans Erwachen . . . . . XXIII, 663
„ „ Der Wille zur Natur . . . . . XXIV, 695
Jakob Philipp Fallmerayer: Klagen eines frommen Tirolers XXIII, 678
Peter Hille: Weſtfalenart . . . . . XXI, 618
Walther Lutz: Der junge Medardus . . . . . XVI, 456
Hugo Neugebauer: Ein ſibylliniſches Buch (Theodor Däubler: „Das Nordlicht“) . . . . . XIII, 345
„ „ u. Moeller van den Bruck: Zu Däublers „Nordlicht“ . . . . . XX, 594
Karl Röck: Zu Schönherrs neuer Tragödie (Glaube und Heimat) XIV, 377
„ „ Franz Kranewitter . . . . . XVIII, 503
Wilhelm Schwaner: Die Ruſſen . . . . . XVII, 488
Ludwig Seifert: Die Nachtmahr . . . . . XV, 409
Richard Smekal: Hildegard Ruhs Haus . . . . . XX, 589
„ „ Schönherrs Merkbuch . . . . . XXIV, 711

Erzählendes.

Otto Alſcher: Der Vater und der Tod . . . . . XV, 417
Richard Huldſchiner: Zauberland . . . . . XX, 579
Bernhard Jülg: Oktobertag . . . . . XVII, 483
„ „ Die drei Nichtstuer . . . . . XXII, 654
„ „ Chopin-Präludien . . . . . XXIII, 674
Robert Michel: Der Schmetterling . . . . . XIII, 360
„ „ Die Hummel . . . . . XXII, 645
Pelle Molin: Sjul . . . . . XIX, 544
Hugo Neugebauer: Wie die Singvögel die Sprache verloren XIV, 389
„ „ Der törichte König . . . . . XIV, 394
„ „ Der Erlöſer . . . . . XXI, 616
„ „ Teufels Ausfahrt . . . . . XXIV, 706
Peter Scher: Warum? . . . . . XXIII, 676
Richard Smekal: Der Spiegel der Eiferſucht . . . . . XXI, 611

Dramatiſches.

Karl Berger: Aus „Wilhelm Bienner, Kanzler von Tirol“ . . XIX, 550
Ludwig von Ficker: Der Hinkefuß . . . . . XVI, 444

Gedichte.

Karl Berger: Tauwind . . . . . XIV, 402
Carl Dallago: Der Almenhang . . . . . XIV, 388
„ „ Welkende Landſchaft . . . . . XV, 435
„ „ Abſchiedsſang der Bäume . . . . . XVI, 439
„ „ Winterliches Selbſtbildnis . . . . . XVIII, 525
„ „ Frühling . . . . . XXII, 656
„ „ Glocken . . . . . XXIV, 718
Bernhard Jülg: Fulvias Lied . . . . . XIX, 549
„ „ Die Brücke von Chioggia . . . . . XX, 585
„ „ Frühlingsregen . . . . . XXI, 610
Walther Lutz: Roſen in den Wind . . . . . XIII, 361
Hugo Neugebauer: Schlaf! . . . . . XV, 425
„ „ Ahnung . . . . . XV, 426
„ „ Winterlied . . . . . XV, 426
„ „ Sonette . . . . . XVI, 454
„ „ Weltengeſicht . . . . . XVII, 482
„ „ Nächtlich Erſterben . . . . . XIX, 543
„ „ Kentaurenanſturm . . . . . XX, 577
„ „ Poeta laureatus . . . . . XXI, 622
„ „ Kosmiſche Lieder . . . . . XXII, 652
„ „ Paniſche Lieder . . . . . XXIII, 670
Hermann von Pfaundler: Wünſche . . . . . XIV, 404
„ „ „ Sylveſter . . . . . XVI, 461
„ „ „ Die fürſtlichen Gedanken . . . XXI, 618
Peter Scher: Um eine kleine Hand . . . . . XX, 594
Karl Schoßleitner: Auferſtehung . . . . . XXII, 642
Ludwig Seifert: Herbſttag . . . . . XIII, 362
„ „ An der Wende . . . . . XVII, 487
„ „ Loſung . . . . . XVIII, 515
„ „ Ein Brief . . . . . XX, 587
„ „ Gefährliche Stunde . . . . . XXIV, 706
Arthur von Wallpach: Gott der Einſame . . . . . XIII, 359
„ „ „ Bregoſtana . . . . . XV, 415
„ „ „ Tiſchſegen . . . . . XXI, 621
„ „ „ Götterdämmerung . . . . . XXIII, 686

Gelegentliches.

Benedikt: Innsbrucker Kunstschau I (A. Plattner, Riß, Ebner, Girardi) . . . . . XXI, 629
" " " II (Niederwanger, Kirchmeyr, Deininger-Arnhard, Scheiring) . . . . . XXII, 658
" " " III (Rasim, Frech, Kirchmeyr, Gstader, Kramer, Oberhammer) . . . . . XXIV, 725
Carl Dallago: Ecce poeta . . . . . XIII, 369
Ludwig von Ficker: Der Antiödipodel . . . . . XIII, 369
" " " Brief an einen freundlichen Warner . . XIV, 404
" " " Vom publizistischen Anstand . . . . . XVI, 468
" " " Vom Journalismus, der auszog, die tirolische Geisteskraft zu sammeln . . XVIII, 527
" " " Appell an Kranewitter . . . . . XVIII, 532
" " " Der Märtyrer zugunsten . . . . . XXI, 628
" " " Die lahm gelegte Kritik . . . . . XXII, 659
" " " Opernkritisches . . . . . XXIV, 724
Hartmann: Brixner Chronik III (Das Spiel vom alten Jahr) . XV, 438
" " " IV (Brixens Gegenwart) . . . . XIX, 562
" " " V (Politischer Frühling) . . . XXIII, 692
" " " VI (Plauderstuben) . . . . . XXIV, 721
Karl Röck: Glaube und Heimat und Vaterland . . . . . XVI, 463
Terrenus: Über den Parteien . . . . . XXIII, 688

Karikaturen.

Josef Durst: Max von Esterle . . . . . XIV, 403
Max von Esterle: Dr. Christomannos . . . . . XIII, 371
" " " Dr. Otto von Guggenberg . . . . . XV, 437
" " " Arthur von Wallpach . . . . . XVI, 462
" " " Dr. Aemilian Schöpfer . . . . . XVII, 496
" " " Carl Dallago . . . . . XVIII, 526
" " " Die marianische Landeshauptstadt im Reichsrat XIX, 563
" " " Richard Huldschiner . . . . . XX, 598
" " " Hans von Hoffensthal . . . . . XXI, 623
" " " Karl Schönherr . . . . . XXII, 657
" " " Schraffl . . . . . XXIII, 677
" " " Dr. W. von Walther . . . . . XXIV, 722

I. Jahr. Heft 13.

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Hugo Neugebauer: Ein sibyllinisches Buch / Arthur von Wallpach: Gott der Einsame / Robert Michel: Der Schmetterling / Walther Lutz: Rosen in den Wind / Ludwig Seifert: Herbsttag / Carl Dallago: Der Altruismus des Todes. — Glossen: Carl Dallago: Ecce poeta / Ludwig von Ficker: Der Antiödipodel. — Karikaturenfolge XIII: Max von Esterle: Dr. Christomannos.

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1·75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Erlerstraße Nr. 3. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Sämtliche Rechte vorbehalten.

Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel.** Schreibmaschinen: **Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.**

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

I. Jahr. Innsbruck / Bozen / 1. Dezember 1910. Heft 13.

Hugo Neugebauer / Ein ſibylliniſches Buch.

(Theodor Däubler: „Das Nordlicht“. Florentiner Ausgabe. Bei Georg Müller, München und Leipzig.)

Als man uns in der Schule von den neun Zauberbüchern der kymäiſchen Sibylla erzählte, von denen ſie ſechs eigenhändig verbrannt habe und daß dann die drei übrigen ſpäter auch verloren gegangen ſeien, da war wohl keiner unter uns, der dieſen Verluſt nicht im Stillen bedauert, der nicht heimlich gewünſcht hätte, einmal einen Blick in ein ſolches Buch zu werfen.

Sind wirklich alle neun Bücher ſpurlos verſchwunden? Wer Theodor Däublers dreibändiges Werk „Das Nordlicht“ lieſt, möchte daran zweifeln, der möchte ſich gerne einreden: da liegen ja die drei Bücher vor mir, die Tarquinius der Alte mit ſchwerem Erze aufgewogen hat.

Das Nordlicht! — Wer hat nicht ſchon von der wunderſamen Lichterſcheinung um den mitternächtigen Pol der Erde gehört, von der die Gelehrten behaupten, daß ſie eine Ausſtrahlung der magnetiſchen Kraft unſeres Muttergeſtirns ſei? Als ſolche ſpiegelt ſie ſich wohl auch im geiſtigen Auge des Dichters ab, aber er legt einen tiefen Sinn in dieſe Naturerſcheinung: ihm iſt ſie mehr als ein kaltes Ausſtrahlen, das wohl das Auge entzückt, den Geiſt aber im alten Dunkel läßt, ihm iſt ſie das Leuchtfeuer, das ein gütiger Gott dem Menſchengeiſte auf der abenteuerlichen Meerfahrt durch die Nacht

der Lebensrätsel als Weiser zum Hafen der Ruhe entzündet hat. Denn ihm ist ja der Erdkern, den er das Nordlicht ausstrahlen läßt, keine unbeseelte Masse glutflüssigen Gesteins, sondern die mystische Gebärmutter alles Lebens, des stofflichen nicht minder denn des geistigen und seelischen. Alles Leben, nicht bloß der Erde, sondern aller Gestirne, ist Eins in dem Glutkern, um den sich in Zeit und Raum die Kruste allmählicher Erkaltung legt. Wie der Leib die Seele, wie die Rinde den Bast und das Mark, wie die Fruchtschale den Fruchtkern, wie endlich der Mutterleib das neugeborene Kind, so umgibt die Starre des erkalteten Gesteins das urglühende Innere unseres Wandelsterns. Im Glutkern der Erde hat alle Lebenskraft ihre Wurzel, ihn ihm steckt der Urtrieb des Daseins, der in Milliarden Lebenstrieben und -formen, leiblichen und seelischen, zum Lichte des Tages emporwächst, um sich im Menschengeiste zur geistigen Einheit zusammenzufassen. Alle pflanzlichen und tierischen Gebilde, die der Mutterleib der Erde gebiert, sind nur Versuche, nur Anläufe zur Bildung des Menschen, der Mensch erst ist der große Wurf der Natur über sich selbst hinaus, über den dunkeln, blind waltenden Trieb zur klar schauenden Erkenntnis des Alls als des Einen im Geiste. — Aber die Erde und ihre Kinder sind nicht freie, selbstherrliche Geschöpfe, sondern folgen dem Gebote der großen Mutter Sonne, die sie gebärend aus sich geschleudert und unters Gesetz der elliptischen Umlaufbahn gebeugt hat. Alles, was auf Erden zum Leben erwacht, wird und steigert sich durch Wurf oder Schwung, der sich elliptisch gekrümmt um den Sonnbrennpunkt des Lebens bewegt: zerspringend schleudert der Beutel den Pollen von sich, im Bogensprunge stürzt sich das Raubtier auf die Beute, der Tanz der Wilden, ihre lebenbejahende Freudengebärde, ist Sprung auf Sprung und das träg abwärts hängende Faultier bejaht als Bild der tatlosen Ruhe sein Gegenbild, die lebenzeugende Wucht des Schleudersprungs. — Die Erde ist also ein Sonnenkind und als solches den Muttergeboten unterworfen, aber diese Gebote sind ihr nicht von der Willkür der Sonne auferlegt, sondern in ihrer eigenen sonnenhaften Natur begründet. Denn die Erde ist wesentlich nicht anders beschaffen

als die Sonne, von der ſie ein Teil iſt: die Erde befolgt alſo die Sonnengebote aus eigenem Antriebe, ſie iſt ſonnenfrei und mündig — allerdings nur ſoweit ſie Geiſt geworden iſt, ſoweit ſie die Weſenheit ihres Ichs in der Mutter Sonne und ihren Geſchwiſtern, den übrigen Wandelſternen erkennt. Wo hingegen der Erdtrieb noch nicht frei geworden iſt, wo er, ſtatt gemütlich zu erwärmen und geiſtig zu erleuchten, ſich ſelbſt in eigenſüchtig dunkler Brunſt verzehrt, dort fällt er treulos von der Sonne und damit von ſich ſelbſt ab, dort entſteht die Feindſchaft der Erdenkinder untereinander mit allen Übeln im Gefolge. Dort entſteht aber auch — die Liebe, die den tiefen Haßriß zwiſchen Sonne und Erde heilt. Beim Triebabfall vom Sonnengeiſte hat ſich das Geſchlecht geſpalten, liebend ſtrebt es wieder Eins zu werden mit ſich ſelbſt. In der Umarmung ſuchen Mann und Weib ihr ureigenes, durch die Geſchlechtsſpaltung verlorenes Weſen im Umarmten, trachten ſich des ganzen Erdkerns und damit der Sonne zu bemächtigen. So werden ſie triebhaft ſonnengleich, ihr Trieb vergeiſtigt ſich zum Unbewußten, woraus alle Schöpferkraft des Fleiſches wie des Geiſtes fließt: Dionyſos verſöhnt ſich mit Apollon. Nach Liebe ſtrebt aber alles Belebte: Pflanze, Tier und Menſch werden durch Liebe, ſtreben nach Liebe, Sonne, Geiſtigkeit. Durch die Liebe führt die Erde ſich ſelbſt zur Sonne zurück, liebend ſühnt ſie den Abfall von der Sonne durch die Leiden des Lebens: aus Liebe wird Leben, Leben aber iſt Leiden an der Schickſalsrinde, am Sterben. Denn was iſt die ſtarre Erdrinde mit all ihren Lebenstrieben anders als Abſterben, Erkalten? Mit dem Erdpanzer rüſtet ſich die Triebtochter Erde zum Aufruhr gegen die Geiſtmutter Sonne. Wenn die Liebe nicht wäre, wäre Tod überall. Aber die Liebe iſt, es iſt ein geiſterſtrebender, ſonnenſüchtiger Erdkern voller Sonnenliebe, dunkel, brünſtig, aber ſchwanger mit noch ungewordenem Geiſte. Durch den kalten Erdpanzer ſchlägt das glühende Tochterherz der Mutter entgegen. Zum Kampfe hat ſie ſich gerüſtet, aber es iſt ein Kampf um Liebe, um Vereinigung im Geiſte. Schon iſt in der Fleiſchesbrunſt der Erdgebilde ein Vorgeſchmack der Geiſtesluſt über dem Tode, eine Witterung von des Fleiſches Auferſtehung im Geiſte.

Aber das wird nicht eher ſein als alles Fleiſch ſich ausgelebt hat. Darum iſt die Enthaltſamkeit verwerflich, weil ſie den Trieb zurücktreibt und dadurch das Weltwerk verzögert. Der Erdtrieb iſt myſtiſch gut, weil er ein Liebestrieb zur Sonne, zum Lichte iſt, und darum iſt ihn hemmen Sünde, nicht ihm folgen: die Natur reift den Geiſt, nicht der Geiſt ſich ſelbſt. Wir müſſen die Vergeiſtigung abwarten und dem guten Triebe willfahren, dem lichten Sonngebote im dunkeln Erdbrunſtkern, der durchs Fleiſch zum Geiſte hinaufwächſt, durchs Geſetz des Todesſchickſals in die Freiheit des ſchickſalloſen Lebens hinein.

*

Wir haben nun den Ariadnefaden gefaßt, an dem wir uns durch das Labyrinth der großen Dichtung taſten können. Es iſt wirklich ein Labyrinth, das ſich vor uns auftut mit mehr als einem Minotaur und noch ganz andern Ungeheuern, die Zaghaften mit drohenden Geberden den Weg verlegen, ein Gewirr von Irrgängen, worin das Dunkel tief verſchleierter Weltgeheimniſſe nachtet.

In Venedig lauſcht der Dichter dem Rauſchen der verſtümmelten Eichenwälder, die den Steinleib der alternden Nereide tragen. Vor ſeinem Auge feiert das verkalkte Baumleben eine geiſtige Urſtänd in den Blätter- und Blütengeweben der Säulen und Bogen und über den Abendſchatten einer großen geſchichtlichen Vergangenheit hinweg ſpannt die ewige Gegenwart der Natur ihre ſonnenleuchtenden Goldnetze. Venedig verſinkt in einer geſpenſtervollen Walpurgisnacht und Rom, die ſiebenzackige Weltenkrone, taucht auf. Vor uns erhebt ſich der Petersdom in Verſen, die etwas von der maſſigen Wucht der Steinquadern in ſich haben. Seltſam ſticht von der Härte dieſer Steingedanken das Luftabenteuer ab, das uns die Mond- als Jagdgöttin zeigt, wie ſie das zerflatternde Wolkengeflügel erbeutet. Bald iſt die ganze Natur von Göttern belebt. Auf einmal gibt es ein Kriegsgetümmel. Mars wütet unter den Kämpfenden. In einer belagerten Stadt bricht die Peſt aus. Jünglinge werden den Göttern als Sühnopfer geſchlachtet, das geängſtigte Volk ſucht im Sinnenrauſche Vergeſſenheit. Da ſteht ein Seher auf und verkündet eine Lichtbotſchaft. Verzückte Scharen rennen ans Geſtade und ſchiffen

übers Meer der versunkenen Sonne nach. Auf einer Fischnymphen-insel finden sie eine neue Heimat. Aus der Dämmerung altitalischer mit der Göttersage verwobener Geschichte über Jupiters Haupt hinweg mitten ins Pantheon der Kaiserzeit hinein, fürwahr ein kühner Sprung! Der neue Glaube wird einen empfänglichen Boden finden, denn im Grunde bleibt das Wesen aller Religionen dasselbe, nur die Formen wechseln: Vesta wird sich in die Madonna verwandeln. Aber noch ist es nicht so weit. Das Christentum hat einen furchtbaren Kampf mit der römischen Staatsmacht zu bestehen. Im Amphitheater werden vor Neros Augen Christen von wilden Tieren zerrissen und das entartete Volk weidet seine Schaulust an den Zuckungen der Sterbenden. Was man dort genossen hat, spinnt sich in grausamen und wollüstigen Traumgesichten weiter. Mittlerweile unterwühlen die Christen die Stadt. Mutter Erde geht schwanger mit dem Samen des neuen Glaubens, der sie einst als mächtiger Baum beschatten soll. Rom brennt und Christen brennen pechübergossen und an Kreuze geschlagen mit. — Ansturm der Barbaren, tiefster Verfall Roms, aus dem sie erst der Sieg des Papsttums wieder erhebt. Christi Same ist aufgegangen, der deutsche Geistesurwald strebt versteinert in tausend und abertausend Pflanzen- und Tierformen als gotischer Dom zum Himmel auf. Dante erscheint, der christliche Weltbaudichter, und was er im Geiste erschaut, bannt bald eine Schar von Malern auf die Leinwand. Siehe da, die Gestalten treten aus der Fläche hervor und nehmen Geist vom Geiste an, verwandeln sich in Innenerlebnisse unseres Dichters. Bis zu Michelangelo herauf reicht die Reihe, erreicht mit ihm ihren Höhepunkt. Nun wieder ein kühner Sprung über ein paar Jahrhunderte des Machtverfalls der ewigen Stadt hinweg in das Rom unserer Tage, in das lustigste Rom, das Rom des Karnevals. Die christlichen Luperkalien sind im Gange, die alten Götter kehren als Masken wieder, vom übermütigen Volke umschwärmt und verhöhnt. Auch der Dichter will sein Glück bei schönen Frauen versuchen und findet das Weib, sein Weib, sein Schicksal. — Lenz und Liebe. Wir werden von Rom in den Frühling Toskanas entrückt, aber nur kurz ist der Morgentraum der Natur.

Bald ſteht die Sonne im Zenith, die Erzgebilde florentiniſcher Meiſter erglühen und tönen Verſe aus, um Savonarolas Scheiterhaufen züngeln die Flammen. Künſtler und Heilige wallen in langem Zuge vorüber, es entſpinnen ſich zwiſchen den Toten und dem Lebendigen mit Geiſt überbürdete Wechſelgeſpräche, die ſich um ſtumme Kennworte zu drehen ſcheinen; bisweilen wird ein ſolches Kennwort laut und von bekannten Geſichtern weicht die eintönige Bläſſe des Gedankens. Wir müſſen wieder in die Lagunenſtadt zurück. Der Dichter hebt aus der Tiefe des Meeres eine Perlenſchnur und umwindet damit die ſonnengoldenen Flechten der Marmorbraut. Es ſind viele ſchwarze Perlen darunter, die von Kennern beſonders geſchätzt werden, nicht wenige barocke: ein zu gedankenſchwerer Schmuck für das Haupt der noch immer leichtſinnigen Sereniſſima! Auf einmal ſind wir wieder in Rom, Pilgerzüge wallen betend zu den Heiligtümern und unſer Dichter bringt es zuwege, in einem Atem die Wunderlehren der katholiſchen Kirche und — Giordano Bruno, den großen Ketzer, zu preiſen, der die prunkenden Feſtzüge verhöhnt hat. Leonardo, Taſſo und Raphael werden noch angerufen, ehe ſich der Dichter nach Neapel wendet, wo ihm der Tod die Geliebte entreißt.

Eine Hirtenflöte ertönt. Pan, der Waldgott, der Gott des triebhaften Erdenlebens in Pflanze und Tier, bildet den ungeſtalten Erdtrieb als Erdgeiſt zu Lebensformen. Er iſt der große Geiſt der ſchöpferiſchen Natur, der ſchließlich als Menſchengott das unbewußt Geſchaffene im Geiſte bewußt überblickt. Aus dem Urwalde, mit dem ihn tauſend Wurzeln des Werdens verbinden, aus der paradieſiſchen Unſchuld des unbewußten Trieblebens, tritt, ſeiner ſelbſt bewußt geworden, der Menſch hinaus in die Wüſte, in den Lebenskampf. Mann und Weib haben ihre Nackheit erkannt, ihre Verſchiedenheit, aber auch die Luſt der Geſchlechtlichkeit entſchwingt ſich nun, durch Geiſtigkeit geläutert, dem Sinnenrauſche in hohen Liedern zum Preiſe der fruchtbaren Umarmung: Menſchenknoſpen und -blüten ſchmücken hold den Frühling der Natur. Da ſchallt mitten in die Lenzlieder der Haine die Totenklage des Orpheus um Euridike, den verblühten Frühling ſeines Lebens. Meerwärts zieht der Sonnenſohn auf abenteuer-

licher Fahrt, über den Wassern erblickt er die Tote, aber bald umnebelt Meerspuk das Traumgesicht. Die Träume der Sünder umringen den Dichter und zeigen ihm die lockenden Mänaden. Ein Ungeheuer, die Macht der Finsternis, verschlingt ihn und läßt ihn wieder frei. Ein toller Gespensterschwarm umwirbelt und mißhandelt den Dichter, aber auch das geht glücklich vorüber: Orpheus hat die Höllenfahrt überstanden und machtvoll erbraust nun das dionysische Lied von Pans Erwachen aus der Brust des Fremdlings am Gestade des Meeres. Orpheus erbaut einen Altar und verkündet einem Jüngling die Heilsbotschaft vom Nordlichte, während die Hirten ihre Bräute holen, um mit ihnen vor dem Sonnaltar das Lichtfest zu feiern. Da tauchen die Mänaden auf und stören das Fest, indem sie das Bildnis des Dionysos auf den Altar des Apollon erheben. Wohl verschwinden sie wieder, aber bald werden sie zurückkehren und den Sonnensohn zerreißen. Der Sänger ahnt seinen nahen Untergang, aber das Verhängnis erschreckt ihn nicht: weiß er doch, daß die zerrissenen Glieder seines Lichtleibes überall, wohin sie fallen, Leben und Liebe entzünden werden.

Zu die Wüste Sahara führt den Dichter der Weg, durch die Schrecken des Todes treibt ihn die Sehnsucht nach dem Anblicke der Verstorbenen. Die Erde wird von Geburtswehen befallen: Krater speien Inseln, Berge Meere aus, ein feuerroter Gigant birst, der Kaukasus und Australien werden emporgetrieben, aus Erdspalten steigt das Menschengeschlecht ans Licht und beginnt seine Wanderung über die Erde. Auf einem ins Meer vorspringenden Gebirge hat sich ein Trupp von Stämmen niedergelassen. Abseits vom Getriebe der Menge, das bei Anbruch der Nacht zu wilder Fleischeslust ausartet, steht der Persönliche, der Eroberer und Staatengründer und wir ahnen, daß er jene Rotte bald unters Joch seines Willens zwingen wird. Diesem geistesklaren Sonnenmanne stellt der Dichter ein triebbrünstiges Erdenweib mit den Zügen vieler Rassen gegenüber, das ein ganzes Volk gebiert. Auf den Rücken eines Löwen gebunden, findet es irgendwo im Gebirge den Tod und wird als Stammmutter verehrt werden. Die Sintflut bricht herein und ersäuft

Menſchen und Vieh. Seegeborene Roſſe ſprengen über ein Vorgebirge und ſtürzen ſich drüben wieder ins Meer. Einige werden von Reitern gebändigt. Berittene Hykſos ſtreifen mit Weib und Kind durch die Wüſte. Ein Feuerſchlund klafft und ſchleudert Apis, den Urur, hervor. Das Volk ruft Iſis, die Erdmutter, an. Der Dichter wallfahrtet zum Bilde von Sais. Vor dem Tempel ſteht der Sonnengott Ra und berät das Landvolk, das ihn um Schutz vor allerlei Leiden und Beſchwerden anfleht, indem er die Tierbilder- und die Totenverehrung einſetzt. Der Dichter bittet den Ra um Einlaß in den Tempel, muß aber noch allerlei verworrene Abenteuer beſtehen, die wohl als eine Art Vorbereitung anzuſehen ſind, ehe ihn der Gott einläßt und ihn in die Myſterien der Iſis einweiht. Das Bild entſchleiert ſich und es erſcheint — des Dichters geliebtes Weib, worauf Ra verſchwindet. Nilaufwärts geht nun die Reiſe nach Theben, wo eben Pilger auf der Wallfahrt zum Heiligtume des Gottes Amon eingetroffen ſind. Aber Chuenaten, der König von Theben, ein glaubenseifriger Anhänger des Sonnengottes Ra, läßt die Gäſte von Löwen zerreißen und von Elephanten zerſtampfen. Ein Anſturm der Hykſos auf Theben wird zurückgeſchlagen, wobei ſich der Dichter ins Kampfgetümmel ſtürzt. Vergebens warnt die ſtaatskluge Königin Ti, Chuenatens Mutter, den Sohn vor der Gefahr, der er ſich durch ſeinen Haß gegen den Stammesgott Amon ausſetzt; wohl wohnt er noch, heimlichen Ingrimms voll, dem grauſen Verſchneidungsfeſte bei, dann aber geht er hin und wirft mit vollen Händen das Gold ſeines Staatsſchatzes als Sonnengabe dem Volke zu, zertrümmert, von Amons Prieſter gereizt, das Standbild des alten Gottes und läßt ſchließlich in einem Anfalle von Raſerei Brandfackeln in die Stadt ſchleudern. Amons Tempel und das Schloß des Königs gehen in Flammen auf, treue Diener retten die alte Königin Ti, Chuenaten ſchämt ſich plötzlich ſeiner Tat und läßt ſich in der Totenſtadt bei lebendigem Leibe die Eingeweide herausreißen. — Am Fuße des Ararat finden wir den Dichter wieder, wie er aus einer Felsinſel, die der Schwall der Wildwaſſer gebildet hat, im Geiſte einen Tempel meißelt, an deſſen Schwelle ihm abermals die Geliebte erſcheint. Der rauchloſe Schleier,

der die Gestalt des Weibes umhüllt hat, zerfällt, ohne Asche zurückzulassen und der Dichter erblickt in einem Walde ein argloses Liebespaar, das ein alter lüsterner König bedroht. Von den Tieren des Waldes nehmen einige das Paar in Schutz, andere halten es mit dem Könige, es kommt zum Kampfe, wobei das Gefolge des Königs unterliegt, während es ihm selbst mit Hilfe eines Zauberers gelingt, sich durchs Dickicht zu schlagen. Aber der ersehnte Anblick soll ihm nicht zuteil werden: Schmetterlinge und schillernde Käfer haben die nackten Leiber der Liebenden den Blicken des Lüstlings entzogen, der Alte gibt vor Neid und Ärger den Geist auf, die freundlichen Waldtiere schmücken das Paar mit allerlei Zierraten aus dem Schatze des Königs und rudern es auf dem königlichen Prunkschiffe zu einer entlegenen Insel, während der Troß die Leiche des Greises bestattet. Im Schoße eines mit Empfindung begabten Felstempels erblickt der Dichter den unempfangenen, lustunbefleckten Erdensohn, den Beschützer alles Lebendigen, den Verneiner des Lebensleides, den Buddha, wie er Leidende heilt und seine Lehre verkündet. Wächter bringen die Nachricht, der goldene Vogel sei ausgebrochen: gemeint ist die indische Sprache, die in hymnischem Aufschwung die Glaubensgeheimnisse versprüht. Im Kelche einer blutroten Brunstblume hockend, zeigt sich Schiwa, der Gott der Zerstörung, mit dem Panther, nach ihm hoch in den Lüften das gütige Götterpaar Wischnu und Lackschmi, dem ein Weib sein Tanzopfer darbringt. — Von dem Felde, das er als parsischer Bauer bestellt hat, vertreibt den Dichter ein Wolkenbruch in die Höhle eines Einsiedlers, der ihn über Astvatereta, den Sohn der Jungfrau belehrt und die zerstörerische Glut des Jünglings zu kühlen versucht. Babylonische Priester treten mit Bals Sonnensinnbildern auf den Plan, von einem Juden, einem Griechen, und der verführerischen Zirbanit begleitet. Babylonische Sklaven erbauen sieben vom Himmel gestiegenen Herrschern mit Stierleibern einen Palast, dessen Halle alsbald zum Schauplatze rasender Sinnenlust wird. Dort erblickt der Dichter die Geliebte als babylonische Erzmetze und Anführerin des zuchtlosen Schwarmes, in dem neben anderen mythischen Gestalten Dionysos, Triptolemos und ziegenfüßige Pane (Ägipane)

erſcheinen. Auf iſabellfarbenem Sonnenroſſe ſchwingt ſich der Dichter über das Getümmel ins Raum- und Zeitloſe empor, während ſich unter ihm der Ararat zum Weltgrabe zuſammenkrampft. — Der ſchon entleibte Dichter — ſein Leib liegt nämlich im Ararat begraben — muß ſich wieder beleiben, um das Folgende zu erleben: plötzlich ſteht er auf dem Hafendamme von Alexandria inmitten brünſtiger Weiber, die ſich ſelbſt entjungfern, ſich ſelbſt und andere geißeln, die Herrſchaft des Phallos vorausſagen und ſich zu — Chriſto bekennen! Griechen- und Ägyptergötter ſteigern die ungeheure Verwirrung religiöſer Begriffe durch ihr leibhaftiges Auftreten bis zum Unerträglichen, da ſenken ſich endlich Engel mit Lilien herab, bekränzen ſieben Jungfrauen mit dornengeflochtnen Blutzeugenkronen und der heilige Auguſtin tauft den Dichter auf den Namen Georg, das ſoll heißen: Sohn der Scholle. — Als chriſtlicher Ritter ſchwingt ſich nun der Dichter abermals in die Lüfte, erlegt den Drachen, der das geliebte Weib (es heißt nun Angelika) bewacht, ſteigt als Roland zur Erde herab, erſtürmt eine mauriſche Burg und wird von Kaiſer Karl ehrenvoll begrüßt. Während der Kaiſer abzieht, bleibt Roland mit anderen Paladinen in Spanien zurück. Friedensverhandlungen mit einer von Abderrahman geführten mauriſchen Geſandtſchaft ſcheitern, Roland verläßt auf des Kaiſers Geheiß das Land und beſteht ſeinen ſattſam bekannten Verzweiflungskampf, entrinnt aber diesmal dem Schickſal und reitet als Parſeval nach Montſauvage, wo er die Geliebte wiederſieht. — Am Ufer der Rhône ſtoßen drei Templer auf den Gralsritter, aus dem mittlerweile ein fahrender Schüler geworden iſt. Sie möchten ihn zum Eintritte in ihren Orden bewegen, da er aber das beſchauliche Leben liebt, weiſt er ſie ab. In einer Schenke zecht er mit einem Kriegsknecht, der mit Fauſten und Mephiſto an einem Tiſche geſeſſen hat. Johanniter reiten auf Ketzerfährten heran und werden niedergehauen, wobei ſich der Schüler als wackerer Kämpe bewährt. Ein Abenteuer mit Johannitern, die auf Glaubensabtrünnige fahnden, führt den Schüler in einen Wald voller Hexen. Während ſich die Johanniter anſchicken, die Unholdinnen ins Feuer zu werfen, macht ſich der Schüler nach ſeiner Heimat Schwaben davon, wo er

bei einem frommen Einſiedler von ſeinen Abenteuern ausruht. Aber nicht lange, denn eine Hexe hat ihm's angetan. Beim grauſigen Leichentanze um die Türme des Speyrer Domes darf er natürlich nicht fehlen. Aus dem Leichengeſtanke erzeugt ſich die Peſt und aus der Peſt der Aberglaube, der Juden, Ketzern und Hexen die Schuld an der Seuche auflädt. Da unſer Schüler die Unglücklichen in Schutz nimmt, wird er mit ihnen verbrannt und ſtürzt durch das Gepraſſel der Flammen in den Schlund des Ararat hinab. — Auf einem Maskenballe tanzt er als Leiche mit einer Leiche, wettert dann irgendwo als Bauer mit Bauern gegen Adel und Geiſtlichkeit, und wird endlich von dem rieſigen Totenſtrom, der ſich in den Schoß des Ararat ergoſſen hat, mit auferſtandenem Fleiſche ins Leben zurückgetrieben, wo unterdeſſen das goldene Zeitalter des Nordlichtes angebrochen iſt: in blauem Traumlicht dämmert das abgetane Leben der Leiber ohne Furcht und Hoffnung in ſtillem Genuſſe ſeiner ſelbſt, weil nun alles vergangen und dennoch gegenwärtig iſt, aber nicht als unſere Gegenwart voller Zweifel und Unruhe, ſondern als Gegenwart im Gedächtniſſe des Erdgeiſtes, als traumhafte Erinnerung voll der Heiterkeit des Gemütes, das ſich dem Schickſal entrückt weiß. Das Weiblichſte iſt Geiſt geworden, der Liebeskampf der Geſchlechter um den gemeinſamen Erdbrunſtkern hat aufgehört, das Weib hat den Mann im Geiſte erreicht, iſt ihm ebenbürtig geworden. Alle dieſe Wunder hat der Geiſt, der Befreier der Menſchlichkeit, gewirkt: in ihm hat ſich der Heiland, der Erdenſohn, durch Erdenleiden geläutert, verklärt, in ihm iſt die Menſchheit und mit der Menſchheit die ganze Natur, deren Gipfel die Menſchheit iſt, vom Sündentode auferſtanden. Der geläuterte, vergeiſtigte Erdbrunſtkern, iſt ſeiner Erdenhaft durch den Erdentod entwichen und umwallt nun den überwundenen Erdleib als geiſtflammendes Siegesbanner. —

Däubler iſt ein junger Titan, aber mit uraltem Geiſte geſättigt, faſt überſättigt, ein Gewaltgeiſt, der alle Geiſter in ſeinen Bann zwingt. Und nicht bloß die Geiſter, überhaupt alles Belebte und das Unbelebte auch, alles. Überall iſt er mitten drinn. Wir lächeln, wenn er uns von ſeinen Flugkunſtſtückchen erzählt: Titanen fliegen nicht. Mitten

im Weltgetriebe balgt er ſich herum, alles reißt er in die Wirbel ſeines Feuergeiſtes, tanzen, tanzen müſſen ſie: die Berge, die Inſeln, die Pyramiden, die rohen Männer und die immerbrünſtigen Weiber, tanzen nach des Dichters Pfeife. Däubler iſt Weltruheſtörer, der kein Ding an ſeinem Platze läßt, alles durcheinander wirft. Wenn wir uns dem Geiſte eines großen Dichters anvertrauen, ſo ſind wir gewiß, daß wir erhoben werden. Wir werden getragen und glauben frei zu ſchweben. Es ergeht uns wie im Traume: wir träumen zu fliegen und glauben wirklich fliegen zu können. Wen hätte nicht ſchon ſolch ein Traum entzückt! — Däubler hingegen trägt uns nicht, er packt uns derb an, bindet uns an den Schweif ſeines Pegaſus und ſchleift uns mit wildem Halloh durch Dick und Dünn, daß einem Hören und Sehen vergeht. Die Spannkraft ſeines Geiſtes iſt in der Tat ungeheuer, er leidet geradezu an Übergeiſtigkeit wie ſo mancher wackere Spießbürger an Vollblütigkeit. Wohl macht er ſich reichlich in Einbildungskraftausbrüchen Luft, aber nicht alles, was er in ſich hat, erblickt das Licht der geiſtigen Klarheit, vieles bleibt noch triebhaft in ihm ſtecken und bewegt ſich dort als dunkles Etwas wie ein Ungeborenes, von dem man nicht ſagen kann, ob es eine Wohlgeburt werden wird oder ein Mondkalb. Ja der ganze Däubler, wie er ſich in ſeinem Buche gibt, ſcheint mir faſt eine jener Ungeburten zu ſein, die der alte Uranos in den Leib der Gaia zurückgeſtoßen hat.

Dennoch hat auch dieſer dionyſiſche Geiſt, der uns mit ſeinem Erdkernſchatten die Sonne verfinſtern möchte, manchmal apolliniſche Augenblicke, tiefe, weihevolle Stillen voll kriſtalliſcher Klarheit, ja manchmal — ſehr ſelten — ſpürt man ſogar urdeutſche Gemütswärme aus ſolch ſonnigen Verſen heraus, womit uns eine glückliche Stimmung des Dichters überraſcht. Ich will nur ein paar hervorheben: zunächſt zwei Verſe, die faſt wie ein gedichtetes Bild des Fra Beato Angelico anmuten:

„Murano, du Eiland verwunderter Kinder,
Auf dir knoſpen Blumen mit Heiligenſchein"
(B. 1 S. 61).

Dann das Sonett „Die Sonnenblume“ (S. 319), wo nur das Kraftwort „verendet“ ſtört, ferner das entzückend maleriſche Sonett „Der Löwe“ (S. 350), das anmutige „Die Tochter von Fieſole“ (S. 353), wo wieder nur die gedankenblaſſe „wehe Glücksidee“ ein wenig verſtimmt, ferner zwei ſchlichte Verſe aus Orpheus' Klage um Euridike:

„Ich zähle nicht die Lichter, die uns ſcheiden,
Denn ſo viel Leiden trennen mich von ihr“.
(Intermezzo S. 58).

Das prächtige Bild:

(„Die Stürme läßt Jupiter hurtig entwiſchen)
Sich ſelbſt aber zeigt er als rieſiges Haupt,
Das Blitze, wie Adern im Zorne, durchziſchen.
(S. 112).

überhaupt das ganze Lied von Pans Erwachen mit der herrlichen Strophe:

„O Dionys, feurige, ſchäumende Seele
Im Stein, unterm Waſſer, auf träumender Flur,
Verkünde uns nun deine Freiheitsbefehle,
Es jauchzt und es grünt deine Frühlingsnatur!“
(S. 109).

Die tiefſinnigen Verſe:

„Aus allen Blüthen lachen Erdengluthen,
Die ſich den Weg zum Sonnenlicht gebahnt
Doch ihre Luſt am Licht muß raſch verbluten,
Da bald die Frucht ans Erdenſein gemahnt“
(S. 125).

Das verheißungsvolle Geſicht:

„Unſere Erde ſchwängert rings den Äther
Mit dem Samen, den ſie hold entſchnellt:
Später, irgendwo und wann, erſteht er
Dann, als eine andere Mutterwelt“
(S. 130).

Die wunderbar klare und reine Strophe:

„Ja, wer da ſuchen wird, ſein inneres Licht zu finden,
Der iſt mein Sohn, den ich mit Euridiken zeugte:
In dem wird nie die heilige Kindlichkeit verſchwinden,
Ob Kummer oder Alter ihn auch niederbeugte“
(S. 138).

Die lieblichen Verse des Schwabenheimatliedes des „Ich glaube fest“:

„Jungfrau Marie, der Thau der Ähren ist dein Schleier,
Die blonden Felder sind dein goldenes Sonnenhaar“
(S. 442).

Den mystisch einleuchtenden Vers:

„Mein Leib ist bloß ein Schatten, und ich selbst bin Baum.“
(B. 2, S. 452).

Die freimütige Strophe:

„Ihr sollt in Euch den Freiheitsstaat erfassen,
Denn der seid Ihr, nicht Eure Sittlichkeiten,
Die sind der Sinne blasse Hintersassen“,
(S. 515).

an die sich übrigens noch so manche sinnverwandte reihen ließe, endlich das tiefsinnige Bild:

„Es zeigt der Vollmond bloß die weiße Scheidungsscheibe.
Die andere Seite hält er, als der Tod, versteckt“
(S. 527).

Aber das sind, wie gesagt, nur Sonnenblicke durch Erdwetterwolken.

Gewaltsamen Geistes ist er natürlich auch gewalttätig gegen die Sprache. Das strotzt und wimmelt nur so von Wortungeheuern, Wortstummeln und Sprachfehlern. Als Kraftnatur braucht er Kraftausdrücke und hetzt die armen Wörter mit Sporenstreichen, bis sie alles hergegeben haben, was in ihnen steckt, ja oftmals noch mehr als eben dorthin paßt. Aber was kümmert das den Dichter! Wenn es nur recht wuchtig oder saftig sitzt. Wir Mitteleuropäer sind gewohnt, die Wörter wie Staatsbürger zu behandeln, Däubler, der Sahara-Vandale, sieht in ihnen nur Sklaven, die er bald gerüstet seine Schlachten schlagen, bald splitternackt Luftschlösser für seine Brunstweiber bauen läßt.

Nach all dem brauche ich wohl kaum hinzuzufügen, daß die schüchterne Inhaltsandeutung, die ich eben versucht habe, nicht mehr sein will als ein Schattenriß vom lebendigen Antlitz des Dichters. Wer dies Antlitz selbst kennen lernen will, der vertiefe sich in das

Buch: wahrſcheinlich gelingt es ihm noch manches darin zu entdecken, was meinen Blicken entgangen iſt. Denn ein Buch iſt wirklich wie ein Spiegel: man erblickt nur ſeine eigenen Züge darin. Wer dem Dichter geiſtig näher verwandt iſt, wird es richtiger beurteilen.

Gott der Einſame / von Arthur von Wallpach.

Iſt dir nicht, Vater, manchmal bang
Nach jener Menſchheit, jung und fromm,
Da noch Dein Knie im Überſchwang
Der Betende umfieng, noch glomm
Der Opfer Glut, des Sehers Wort
Den Schleier riß der Zukunft fort,
Der weißen Stiere Nacken bog
Der dichtbelaubte Eichenkranz,
Der Tubaruf durch Wolken flog
Vom Marmorhaus im Säulenglanz?

Nicht dringt mehr an Dein einſam Ohr
Goldlockiger Jungfrau'n Weihelied,
Nur ſtoppelbärtiger Mönche Chor,
Der Nonne Fleh'n, die Liebe mied.
Und auch Dein Siegerlächeln ſchwand:
Dich krönte Leid, Dich höhnte Qual,
Seit Du um dürftig Menſchenland —
Im Steingehäus ans Kreuz gereckt,
In Taube, Fiſch und Lamm verſteckt —
Vertauſcht den goldnen Götterſaal.

Dir ebbt und ſchwillt der Jahre Flug;
Ein Lockenſchütteln, Nüſternwehn,
Ein Augenblick, ein Athemzug,

Daß wir an Dir vorübergehn.
Du liebſt nur die, die ewig ſind —
Was gottlos, hat nicht mehr Beſtand,
Wie Aſchenglut, verlöſcht im Wind, —
Und neigſt Dich dem nur, der im Streit
Zu Dir vom Eitelwerk der Zeit,
Von Guts und Thuns Genoſſen fand.

Der Schmetterling / von Robert Michel.

Zwei Hände, wie von langem Ruhn gebleicht, liegen in dem leichten Eindruck eines Federbettes, ſo als hätte ſie der Schlaf in einem letzten Liebesringen überraſcht. Ich ſehe dieſe Hände und die ganze Umgebung ſo deutlich, daß ich es malen könnte; aber ich verſtehe nicht den Pinſel zu führen, ſo will ich dieſes Bild nur im Geiſte ausführen.

Die Köpfe ſind nicht zu ſehen; ſie ſind nah' an einander ſo tief in die weichen Federpölſter hineingewühlt, daß auf dem Bilde nur ein dunkler Schatten zu ſehen iſt. Wozu auch braucht man ſie zu ſehen; die zwei Hände laſſen deutlich genug erkennen, was für Menſchen ſie gehören, und nach ihrem Ausſehen kann man mit ziemlicher Gewißheit auch das Schickſal dieſer Menſchen erraten. Die größere iſt voll, aber nicht kräftig; ſie hat noch nie eine ſchwere Arbeit verrichtet und doch ſind ihre weichen Formen eigentümlich ausgeprägt, als hätte dieſe Hand immer nur wie ein ſelbſtändiges Weſen gearbeitet in der Zuverſicht auf eine große Geſchicklichkeit. Man erkennt auch an ihr, daß ihr Beſitzer keines feſten Entſchluſſes fähig wäre. Nicht ſchön an ihr ſind die rötlich blonden Härchen, die auf dem Handrücken vereinzelt glänzen. Mir ſcheinen ſie immerhin wichtig, weil ſie für die Hand ſehr bezeichnend ſind.

Die kleinere Hand iſt ganz hager und dunkler. Die ſehnigen langen Finger mit den vortretenden Knöcheln zeugen davon, daß ſie von früh bis abends in Bewegung iſt, wenn auch nicht bei

ſchwerer, ſo doch bei ſehr emſiger Arbeit, und die vielen eingeſtochenen ſchwarzen Punkte an den Fingerſpitzen laſſen keinen Zweifel darüber, welcher Art dieſe Arbeit iſt. Die dünnen Finger umklammern feſt das Gelenk der andern Hand. Dieſe Hand kann nicht nur geſchickt Stoffe raffen, ſie würde wohl auch vor nichts zurückſchrecken, wenn es hieße, ein Glück feſtzuhalten. Selbſt an den Griff eines Raubvogels kann man beim Anſchauen dieſer Hand erinnert werden.

Alles andere auf dem Bild muß nur flüchtig ſein, daß es nicht allzuſehr die Aufmerkſamkeit von den Händen ablenkt.

Hinter dem offenen Fenſter iſt der Frühling mit vielen ungewiſſen roten Blumen und mit dem zart abgetönten Grün junger Sträucher. Und über dem Fenſterbrett ſchwebt ein Schmetterling, unentſchloſſen, ob er herein oder hinaus fliegen ſoll. Der iſt aber ſo leicht hingeworfen, daß man ihn nur von weitem ſieht, nur aus der Harmonie einiger Farbenflecke; ſo etwas iſt heutzutage doch ſo leicht zu malen.

In dem dunklen Schatten unter dem Bett iſt auf dem Fußboden, auch dunkel und kaum ſichtbar, ein roter Fleck.

Am Rande des Bildes iſt, etwas aufdringlich mit der großen lichten Fläche, eine geſchloſſene Tür. Sie iſt verriegelt; und wenn man es erkennt, daß draußen vergebens geklopft wird, umſo beſſer.

Roſen in den Wind / von Walther Lutz.

Seid denn zerpflückt, ihr Roſen raſcher Wahl!
Verſtrömt den Duft aus eurer Kelche Glühen,
eh' ſie der Luſt der heißen Nächte ſatt und ſchal
wie wachgewordene Träume in den Tag verblühen!

Noch bebt mein Mund von Küſſen wie berauſcht,
ſchwillt mir das Herz vom Glanz verſunkner Sterne,
ſchreit meine Seele auf ins Licht und lauſcht,
und meine Arme recken ſich nach dir, du Ferne!

Hörſt du des Frühherbſthimmels brauſendes Geſtöhne?
Ein arger Wind ſprang über meines Gartens Mauern
und drängt ſich kühl an meine heißen Wangen.
Durch meine Hände zuckt ein tiefes Schauern —
euch zu ertöten, treibt ſie ein Verlangen,
und — Blatt um Blatt verweht von eurer reifen Schöne.

Herbſttag / von Ludwig Seifert.

Kennſt du ſie auch die unraſtvollen Stunden:
Es treibt dich aus der Stadt in Herbſtesweh,
Der Himmel hell, doch glanz- und wärmeleer,
Zu grell die Sonne auf dem welken Wald.

Kennſt du ſie auch die müde Traurigkeit
Verſchlafner Dörfer und entſeelter Wieſen
Und ſonne-überſtrahlter Stoppelfelder
— Viel lieber ſähſt du ſie in tiefem Schnee —

Du eilſt der Nacht entgegen, die nicht kommt,
Die Dämmrung kriecht, als ob ſie müde wäre . . .
Du flieheſt wieder nach den grauen Mauern.
Nun ſcheint die Stadt dir eine Stadt der Fremde,
Als weilteſt Jahre du im Dämmergrau.

Jetzt wird es helle hinter ihren Fenſtern —
Du ſtaunſt, daß es noch helle Lichter gäbe,
Du eilſt vorbei an eilig-frohen Menſchen,
Da iſt's wie wenn der Herr der Finſterniſſe
Vorübergeht an einem Kinderlachen . . . . .

Der Altruismus des Todes / von Carl Dallago.

Es iſt Winter geworden um mich. Ein kleines Bergdorf am Monte Stivo beherbergt mich ſchon über eine Woche. Durch ſtille verſchneite Gefilde führen mich nun meine einſamen Gänge. Keine Wandervögel durchziehen mehr den bleichen Himmel, der ſich ſchläfrig und öde über ungeheure Bergzüge ausſtreckt, die zwiſchen dunklen Waldriſſen und kahlen Hügelwänden aufragen. Mein gelaſſener Schritt ſucht die ſchrägen, ſüdlich gelegenen Waldhänge auf, wo in ausgedehnten Fleckchen immer noch der rötlichbraune Waldgrund offen liegt, beſtreut mit grünen Wachholderbüſchen und abgeſtorbenen Blättern, Nadeln und Halmen.

Zu einem Föhrenſtamm hab ich mich hingeſetzt, nachdem ich den Mantel unter mich gebreitet. Nun wandert mein Blick in die winterliche Landſchaft hinaus, die ſich — ſo weit ich ſehe — vor mir ausbreitet. Es iſt ein Wandern über Totes. Nur da und dort ein Linienriß junger Föhren, oftmals unterbrochen, ſonſt ſchneebedeckte Fluren und Halden, graue Steinumzäunung verſchneite Wege entlang, ſchmale Zungen nackter, frierender Lärchenwaldung einen Hügel hinan, und wieder die welligen Konturen der ſchneebedeckten Weiten. Dahinter die Berge aufragend: eine unendliche Reihe von Gipfeln und Riffen und Graten und glatten, blendend weißen Feldern, auf die zuweilen ein zauberhafter Glanz tritt, wenn dunkles Wolkenwogen dahinter aufzieht.

Wieder wandert mein Schauen zurück, gleichſam fröſtelnd bis in die Seele hinein. Der offene Waldboden um mich iſt mir wie eine Zuflucht, an den jungen Föhrenkronen über mir bleibt mein Auge liebevoll hangen wie an ſchirmenden Genoſſen. Einſamkeit und Stille tun nun übermächtig, ſo daß der Raum wie erſchreckt aufzuckt bei dem hungrigen Schreien einiger enteilender Krähen. Ich ziehe mich tief in mich zurück. In die verborgenſten Winkel meines Seins verſchließt ſich meine Seele. Bald ſcheine ich mir der winter-

lichen Landschaft eingefügt wie die Weite um mich, fühle in mich hinein sich fortsetzen die starre weiße Decke, die alles Leben begräbt, bin wie tot mit den Toten ringsum.

Öde starre ich hinaus. Ein Sonnenriß flimmert irgendwo auf den fernsten Alpenketten, unbestimmt und wie verloren gaukelnd. Der Himmel ist nicht heller geworden, höchstens unruhiger — fließender. Der schimmernde Riß flattert vor mir wie ein Rätsel. Das Licht ist nicht tot, es liegt nur verhüllt: irgendwo fließt es vielleicht heller als je. Aber was ist den eigentlich tot? Wenn das Licht lebt, ist auch das Leben nicht tot. Alles liegt nur verhüllt, schlummernd, und harrt eines neuen Erweckens.

Mein Blick greift in das abgefallene Laub, in die starren Halme um mich, in die abgestorbenen Föhrennadeln, davon der Waldgrund bedeckt ist. Sind nicht alle diese toten Dinge abgeworfene Bestandteile des Lebens? — Machen sie nicht Neuem Platz? — Ist nicht der Tod selber so ein Bestandteil des Lebens — ein Etwas, das Raum schafft für Neues — für Anderes, das gleichsam vorbereitet für das Leben von anderem — für die ewige Kraft des Lebens? — Denn das Leben ist zu Anfang Raum. Doch solches Tun ist Altruismus. Der Tod ist somit Träger eines Altruismus: er erweist sich als der einzige, ewig unbezwingliche Altruismus, den das Dasein kennt, der jedem Leben als letzte Ergänzung anhaftet.

Mit neuen Sicherheiten sehe ich das Dasein angefüllt. Der Egoismus des Lebens fortwährend den Altruismus in sich bergend — in seinem letzten Bestandteil, dem Tode. Dieser den Egoismus des Lebens gleichsam unterstreichend und befürwortend, ja allem Leben erst als Egoismus einen Sinn gebend. Und ich schaue: Wir alle werden noch einmal abgeworfene Bestandteile des Lebens und als solche Altruisten — altruistisch wirkend. Es ist das Gewisseste an uns. Diese altruistische Wirkung wird aber abhängig sein von dem Raume, den wir im Leben eingenommen, — von der Selbstentfaltung, die wir mit uns vorgenommen haben, — von unserem Egoismus; erst dieser ermöglicht die nachherige altruistische Wirkung. Es sieht aus, als komme es so: Je größer die Selbstent-

faltung, umso größer auch die altruistische Wirkung nach dem Eingehen jener, die sich erst dann im Dasein bleibend fühlbar macht als Lebenskraft — als Ansporn zur Selbstentfaltung bei Anderen in der immerwährenden Erneuerung des Lebens.

In die starre winterliche Stille der Landschaft, die mein Hinhorchen nach Tiefen begünstigt, tritt mit einemmal das ganze verkehrte Beginnen der Menschen, das die Natur überall ausbessern und bevormunden will und anstatt dessen überall nur Schwäche und Halbheit und Verkümmerung ausstreut, wo es die Hände erhebt und auftut. So hat es auch einen Altruismus ins Dasein gesetzt, der den ohnehin überaus schwierigen und mühsamen Wegen der Selbstentfaltung Hemmnis um Hemmnis legt. Dabei ist dieser ganze Altruismus ein Feilschen um die Gunst Anderer — um die Dienste Anderer. Man gibt nur, um mehr zu empfangen, man will nur wohl, um mehr Wohlwollen und Vorteile zu ernten und einzuheimsen. Lauter abhängige, lebensarme Vorgänge, die das ganze Dasein in einen Krämerladen umwandeln und den Schacher und die Übervorteilung in alle Lebensverrichtungen hineintragen.

Ein Widerwille ist in mir aufgestiegen, der mich diesem Altruismus des Philisters — der Massen — des Pöbels entziehen will, — der alle Gedanken daran von mir wegnehmen will, so sehr beleidigt schon das Denken daran mein ganzes Empfinden. Ich bin aufgestanden und schreite vom offenen Waldgrund hinaus auf die schneeigen Weiten. Jeder Schritt knistert und gräbt seine Spuren in die weiße Decke ein. Die Öde und Stille der mittäglichen Winterlandschaft umrankt mich wie eine Schutzwehr der Seele, die sich entschlossener als je von aller falschen und lügnerischen Verweichlichung abwendet und nur mehr zu lauschen scheint, wie hart der Boden erklingt unter meinen Schritten. Ich wickle mich fester in meinen Mantel ein, denn scharfer Wind fegt vom Gipfelhang des Stivo her und wirbelt weithin Schneesand auf, der wie feiner Sprühregen über die jungen Föhrenkronen stäubt. Im Süden erwacht stärker ein müdes Rot, das Einzige, das Farbe bringt in den grauen, bleichen, frostigen Mittagshimmel.

Mit den Blicken immer wieder den weiten weißen Gipfelkranz umfassend, die Härte willig und andächtig in mich lassend, die sein Anblick rings verbreitet, schreit ich fest und aufrecht Ronzo, meinem Bergdorf, zu.

*

Es scheint, als käme mehr Helle in den Nachmittag. Das Gewölk ist mächtig unruhig geworden. Oft ists, als entstände eine Lücke im Wolkenzug, die den Himmel ein wenig durchblicken läßt. Die Wege fangen an breiig und zähe zu werden. Ich wandre über verschneite Wiesen zur Waldung hinaus, die sich auf der dem Dorfe gegenüber liegenden Seite des Taleinschnittes hinzieht und den steilen Berghang bis ganz hinauf bedeckt. Um mich ist es einsam und stille. Nur vom Dorfe herüber zuweilen lautes Lärmen spielender Kinder, barsche Zurufe von Männerstimmen und das Geräusch knarrender Karren. Über alles spannt der Wintertag seine trüben und trägen Schwingen.

Wie von der Trübheit und Leblosigkeit der Landschaft angehaucht, überkommt mich wieder düsteres Sinnen. Ich schaue den Altruismus des Herkommens als ein Ödes — als ein Lebloses — als etwas, in dem der Quell des eigenen Lebens versiegt ist. So lehnt er sich an Anderes und stützt sich auf Anderes, ja lebt zuletzt von Anderem, von Leben, die außer ihm sind. Nimmt man ihm dieses Leben fort, entzieht man ihm die Anwesenheit von Anderem, an dem er sein Leben ausübt, verliert er so seine Lehne und Stütze, dann steht sein Träger völlig verarmt da und hilflos. So entpuppen sich viele Helfer der Massen selbst als die Hilfsbedürftigsten. Und eine harte Verdächtigung kommt in mich gegen allzu Helfenwollende und Massenbeglücker. — —

Der welke Wintertag greift gleichsam in mich hinein, indem ich übersinne, wie man solche Art Altruismus der Menschennatur gewaltsam aufpfropfen will — eine Art, die darauf ausgeht, jedes eigene Blühen und Früchtetragen mit fremdem Putz zu erdrücken. Zudem sehe ich die herrlichsten Menschen aller wahrnembaren Zeiten zu diesem Zwecke mißbraucht, ihr Lehren und Schaffen verkehrt und verlogen

ausgelegt und in die Welt hinein verschleppt, um es den Massen zugänglich zu machen. Und es hat doch jedes gewollte Wirken so eines Großen als erste Vorbedingung, daß es von der Herrschaft der Massen wegrückt, daß es einen von den Massen loslöst, daß man nicht mehr Masse sein will und ist. Alle Wege der Selbstentfaltung schließen diesen Vorgang ungesagt in sich als erstes Gebot, es liegt jeder Selbstentfaltung bereits zu Grunde.

Und der Begriff Selbstentfaltung geht wie ein Schimmer vor mir her, sodaß der Blick meiner Seele freudvoll auf ihm verweilt. Es ist Frühlingsduft, was er ausströmt: es erzählt von einem Sichauftun, das innere Kräfte auslösen, wie jedes Knospen im Frühling. Es ist Entfaltung aus Eigenem — aus sich selber, nicht Entfaltung auf Kosten Anderer: das wäre Entfaltung mit den Mitteln Anderer. Die Entfaltung muß aus Innerlichem hervorgehen, wobei eine Verwurzelung mit Tiefstem um sich greifen kann. Der Mensch ist nicht umsonst in Grenzenloses hineingestellt was soviel bedeutet als: in Ewig-Unerforschtes — ewig in Neuland hineingestellt. Seine Entfaltung, die Ausbreitung seines inneren Lebens — seiner Seele, ist daher auch räumlich ewig unbehindert. Hiebei zeigt sich alles innere Leben als Fortsetzung des äußerlichen, nicht als Gegensatz zu demselben. Dem inneren Leben und Erleben ist die Leiblichkeit ebenso nötig wie dem äußeren; es entfließt gleichsam der Leiblichkeit und ist abhängig von der Beschaffenheit dieser.

Immer mehr begreife ich, wie nötig die Zusammenhaltung aller Kräfte ist, um die Wege beschreiten zu können, die zur Selbstentfaltung führen. Wie schon alles zuviele Zurücksehen und Umsichsehen sich hier als hemmend und zersplitternd geltend macht, — wie alles Altruistische hier nur verzögernd, verseichtend und schwächend wirken muß. Wie in einem neuen Lichte sehe ich von ferne schimmern die Persönlichkeit der wahrnehmbar höchsten Selbstentfaltung (soweit unsre Zeit die Wahrnehmbarkeit zuläßt): die Persönlichkeit Jesu, auf dessen Namen man das höchste Unrecht gehäuft hat, indem man den Altruismus der Massen — den sozialen Altruismus auf ihn zurückführt. Denn Jesus war kein Altruist in diesem Sinne. Klar und

fest redet der Kern seiner ganzen Lehre — redet seine ganze Lebensführung der höchsten Selbstentfaltung das Wort. Er suchte überall nach Tauglichen für diese Selbstentfaltung, er suchte danach auch unter der Menge. Aber schon sein Gebot: „Du sollst dich nicht wehren gegen die Schlechtigkeit" verneint den Altruismus der Menge. Es besagt doch: Du sollst dich nicht kümmern, was um dich geschieht — was in der Welt geschieht, sondern deine Wege gehen — nur deine Wege gehen — die Wege zu deiner Welt. Das ist gewiß keine altruistische Wegweisung, aber es ist die Wegweisung, sich aufzutun, — es zeigt den Weg zur Selbstentfaltung, — es öffnet der Seele die Wege zur Macht.

Und greifbar nah in seiner ganzen Hohlheit und falschen Tugend erkenne ich das altruistische Motiv der Massen als windigen Abkömmling des Intellekts, als Ausgang für ein verdorbenes Selbst, als Gebrechen der Menschennatur. Daneben ragt um so klarer jene wirklich altruistische Macht, die einzige, die von jeher war und ewig Bestand hat, von deren Anwesenheit und Herrschaft jede Menschennatur weiß, die dieser aber nur Ansporn sein soll zur Entfaltung und zugleich sicherstes Unterpfand ihrer Wachstums- und Entfaltungs-Rechte: — Der Tod.

*

Matt und müde bin ich hingesunken auf dunklen, mit Plissen bestreuten Waldgrund. Es ist unsagbar trübe um mich. Voll grauer, bleicher Räume liegt die Welt, wie sie da und dort zwischen starren Baumästen vor mir auftaucht. Das dämmernde Grau des Abends sät überall noch mehr Düsterheit. Wie ich langsam zum Taleinschnitt hinabsteige und auf der anderen Seite wieder herauf dem Dorfe zu, erhebt sich vor mir das düstere Grau so kalt und endlos bleiern, daß Frostschauer meine Seele befällt und sie ganz verzagt wird. Hinter mir aber, von irgendwoher entspringt etwas Helles.

Den ganzen Tag stand ein müdes Abendrot im Süden und jetzt springt es plötzlich hervor aus leuchtenden, gerollten Wolken. Schon trifft ein glühender, zündender Strahl das schrägliegende Dächer-

gemenge des Dorfes. Vor mir schimmert es auf: ein bewegter Streifen Hütten und jede Hütte eine Flamme. Bewundernd stockt mein Schritt. Gleichsam den Atem anhaltend trinke ich die Helle. — Bald legt sich wieder um alles ringsum eine bleiche blaue Dunkelheit. Doch ich weiß nun und habe die Sicherheit: das Licht lebt, — es lebt, — verglimmt auch fern das letzte Rot. — O Seele, Seele — tu dich auf!

Dieser Aufsatz sowie die in den nächsten Heften erscheinenden Aufsätze von Carl Dallago sind dem zweiten Teil des noch unveröffentlichten Werkes „Das Buch der Unsicherheiten" entnommen.

Glossen.

Ecce poeta.

Ein begangenes Unrecht: Ich hielt bisher Herrn Rudolf Greinz für den windigsten Schriftsteller Tirols. Die dreiste journalistische Art, wie er den Zeitereignissen entgegenschnüffelte, seine verwandlungsreiche Natur als „Krokodil", „Katzelmacher" und „Tuifelemaler", die immer einer Mehrheit von den Augen las, lösten in mir das Urteil aus. Daß er, wo er sich an Schönherr hing, dessen Werk verpfuschte und seine eigene Flachheit oft mit Klotzigkeit zudecken wollte, machte meine Meinung über ihn nicht besser. Auch sein Humor vermochte es nicht, der zu oft galgenhumorisch rumort. Aus letzter Zeit aber weiß ich trotz allem: Herr Rudolf Greinz ist ein Dichter. Er sagte es selbst gedruckt und außerdem: „In meinem ganzen Leben ist noch nie eine Lüge über meine Lippen gekommen." Und wenn Derartiges eine Journalisten-Natur sagt, ist es doch zum wenigsten von einem „Dichter".

Carl Dallago.

Der Antiödipodel.

Herr Rudolf Greinz hat Pech. Passiert dem passionierten Anekdotenjäger kürzlich das Malheur, einen wirklichen Humor zur Strecke zu bringen. Keinen „trockenen", zu dem sich sein Naturell, und keinen „goldenen", zu dem sich seine praktische Vernunft hingezogen fühlte, sondern einfach einen unfreiwilligen, der ihm zu Gesicht stand. Im „Föhn", dem illustrierten Amtsorgan für bodenständige Kultur, veröffentlicht Herr Greinz (gratis, wie man hört) eine

verblümte captatio benevolentiae, die er — der objektive Pfiffikus! — ein „aufklärendes Wort zur Innsbrucker Theaterfrage" nennt. Er schreibt es nämlich seiner Allmacht zu, daß er Herrn Thurner als Theaterdirektor hieher gebracht. Und legt einen heiligen Eid darauf ab, daß er ihn nur auf ein Programm durchgedrückt habe, das — wie er despektierlich glauben machen will — in den Köpfen des Gemeinderats geradezu „gezündet" habe. Nämlich auf das Programm der tirolischen „Heimatkunst." Ich bin zwar der Ansicht, daß Herr Greinz seinen Einfluß redlich überschätzt, aber ich kann auch nicht läugnen, daß er geradezu „amerikanisch" arbeitet, wenn er sich einmal ernstlich vorgenommen hat, *für* oder *gegen* jemand Stimmung zu machen. Wozu hier Anlaß war. Denn der „idealen Energie" des Herrn Thurner war es nach jahrelangem Bemühen seinerzeit gelungen, das „Krippenspiel" des Herrn Greinz in Berlin durchzudrücken, was diesen natürlich bewog, Herrn Thurner seiner Freundschaft und der obligaten „Dankesschuld auf Lebenszeit" zu versichern. Des weiteren ist es zweifellos, daß Herr Greinz ein rücksichtsloser Verfechter der tirolischen Heimatkunst ist, soweit sie ein bequemes Schlagwort und mit seinem Schaffen identisch ist. Man braucht also nicht erst ein Anwalt des Herrn Thurner zu sein, um eine Charakterpose des Herrn Greinz an sich bemerkenswert zu finden. Sie hat denn auch einen Heiterkeitserfolg erzielt, der den populären Humoristen, der uns zur Abwechslung auch einmal pathetisch kommen wollte, selbst in Erstaunen gesetzt haben dürfte. Denn „die Sonne, die es an den Tag bringt" spielen wollen und dabei nichts anderes als die Butter, die man auf dem Kopf hat, zutage schwitzen, ist eine Pointe, deren Humor Herrn Greinz, scheint's, nicht geläufig ist. Sonst hätte man sie in der „Jugend" sicher schon *durchschossen* aufgefunden. Vielleicht aber ist er überhaupt nicht fähig, den mörderischen Witz der Situation zu erfassen. Denn mit welcher ahnungslosen Ehrfurcht Herr Greinz der eigenen Wenigkeit gegenübersteht, erhellt aus einem Passus seiner „Aufklärung", der vielbemerkt auch hier zum bleibenden Gedächtnis reproduziert zu werden verdient. Man weide sich an dem Anblick eines Selbstporträts, das seinen Schöpfer als „den" Tiroler Dichter und somit als treffsicheren Karikaturisten seiner selbst enthüllt (wobei ich nur vorausschicken muß, daß die gesperrt gedruckten Stellen nicht von mir aus Mißgunst, sondern von Herrn Greinz zum leichteren Verständnis hervorgehoben sind):

So viel Verdruß ich auch durch mein Eintreten für Herrn Thurner geerntet haben mag, *eine* große Freude und unvergeßliche Erinnerung hat

(gez. von Max v. Eſterle.)

Koryphäen aus dem Tiroler Landtag 1.

Dr. Chriſtomannos.

mir diese meine Tätigkeit doch hinterlassen. Ich werde es mir zeitlebens zur hohen Ehre schätzen, und werde es nie vergessen, daß der ganze Gemeinderat meiner geliebten Heimatstadt wie ein Mann zu mir, dem Tiroler Dichter stand, als das Loswort von der Förderung der Tiroler Heimatkunst auftauchte. Dieses Programm hat geradezu gezündet! Es wurde mit ehrlicher Freude und großer Begeisterung aufgenommen! Meine sehr geehrten Herren vom Innsbrucker Gemeinderat! Ich bin stolz auf Sie! Das war von Ihnen mannhaft, treu und deutsch gehandelt, würdig der Vertreter einer deutschen Kulturstadt, würdig der Vertreter der Hauptstadt unseres teuren Vaterlandes Tirol. Da diese Zeilen durch meinen Namen einen weiten Weg finden dürften, ist es mir eine besondere Befriedigung, Ihnen, sehr geehrte Herren, meinen tiefgefühlten Dank für das in mich gesetzte ehrende Vertrauen zu sagen, mit dem Sie den alten Spruch des „Nemo propheta in patria!" gründlich widerlegten. Wenn es bis zum heutigen Tage nicht zur Ausführung all der Versprechungen gekommen ist, die mit der Förderung der Tiroler Heimatkunst in Zusammenhang stehen und die Ihr werktätiges und echt patriotisches Eintreten für den von mir empfohlenen Kandidaten im Gefolge hatten, so zürnen Sie mir darob nicht! Denn mich trifft keine Schuld. Ich konnte ja von vornherein nicht als der Ausführer dieser Zusicherungen in Betracht kommen.

Der noch aufgeklärtere „Tir. Anzeiger", dem die beabsichtigte Abschlachtung des Theaterdirektors zwar ein Labsal, die Verhimmelung des Gemeinderats aber ein Dorn im Auge ist, leistete sich dazu die köstliche Fußnote: „Man vergesse nicht, daß hier der Dichter Greinz und nicht der Politiker Greinz spricht." Aber jeder Unbefangene — sofern er's nicht ehrlich vorzieht, die Existenz des einen wie des anderen zu läugnen — wird gestehen müssen, daß hier der Politiker Greinz den Dichter mundtot gemacht hat, obwohl er mit soviel Engelszungen redet, als eben Gemeinderäte zur Verfügung stehen. Zum Bilde eines Dichters paßt es nämlich kaum, diesen Herren, die doch wenigstens Männer sind, mit der huldvollen Versicherung „Ich bin stolz auf Sie" herablassend auf die Schulter zu klopfen und gleichzeitig die Herablassung hinterrücks so weit zu treiben, daß man plötzlich ganz erschrocken frägt, durch welche porta triumphalis die Manneswürde des vermeintlichen Dichters denn nun eigentlich verduftet sei. Nein, Herr Greinz bescheide sich. Es genügt nicht, daß man Watte in die Brust thut, um sich als Mannsbild in die Brust werfen zu können. Man kann nämlich dabei noch immer unsanft auffallen. Herr Greinz hat es erfahren müssen, wenn er auch noch so unempfindlich tut. Denn der still ertragene Vorwurf, seine sehr geehrten Herren vom Gemeinderate bei anderer Gelegenheit als „Stimmvieh" bezeichnet zu haben, ist immerhin so schlagend, daß keine Watte in der Brust und keine in den Ohren diese Blamage weicher zu betten vermag.

Die übrigens ein Mensch reichlich verdient hat, der als non plus ultra seiner Rechtfertigung und als letzten Trumpf dies rührende Bekenntnis ausspielt: „In meinem ganzen Leben ist noch nie eine Lüge über meine Lippen gekommen. So entsprechen auch die vorstehenden Darlegungen vollkommen der Wahrheit, sind die reine Wahrheit und nichts als die Wahrheit!" Es ist nur ein Glück, daß Herrn Greinz schwarz auf weiß nachgewiesen werden konnte, daß er Not-Lügen in diese Pauschal-Glorifizierung seines Wahrheitsfanatismus offenbar nicht einbezogen hat. Sonst stünden wir am Ende heute noch vor dem Dilemma: Wen hat Herr Greinz hier eigentlich vor Augen gehabt? Den Wirt an der Mahr, der sein Leben durch keine Lüge erkaufen wollte, oder jenes Bäuerlein, das auf die Frage, was es bei Gericht wolle, in schöner Herzenseinfalt bekennt: „Außischwören möcht i mi."

Nein, noch einmal: Herr Greinz bescheide sich! Er ist niemandem eine Aufklärung schuldig. Er unterlasse es, nach Sympathieen angeln zu gehen, von denen er fühlt, daß sie ihm mit Recht vorenthalten werden. Er begnüge sich mit der Ehrenmitgliedschaft des Tiroler Klubs in München, der den tiefen Eindruck, den die Thurnbach-Tragödie seinen Mitgliedern vermittelt, mit „trefflichen musikalischen Leistungen, fidelen Deklamationen und Ansprüchen (?)", kurz mit „feucht-fröhlichem Tun" und einer Festrede quittierte, die in „witzige Verse auf den Namen Greinz" ausklang. Da ich aber dieses Dichters Ruhm nicht schmälern möchte, so gebiete ich silentium und erteile dem Geist der Münchener „Jugend", Herrn Georg Hirth, das Wort:

Im Münchener Volkstheater wurde dieser Tage die „Thurnbacherin" von Rudolf Greinz unübertrefflich aufgeführt. Das strikte Gegenteil des jetzt so sehr wieder bewunderten Oedipus, da alles, was dieser arme Pechvogel an nächsten Verwandten und menschlichen Empfindungen, gewissermaßen auf einer Bestimmungsmensur zur Belustigung der Götter sündigen mußte, hier in dieser Tiroler Einödtragödie als Explosion wirklicher Leidenschaften, wirklicher unverzierter Menschen erscheint.

Wilde Liebe und wilder Haß zu einem verbrecherischen Knäuel zusammengepeitscht auf dem denkbar kleinsten Raum, in einer lawinenumbrausten Berghütte, wo keine Dichternamen genannt werden. Kein Kulturkampf, überhaupt keine Kultur, nur Menschen. Ganz modern: fünf unverbildete Personen, keine entbehrlich; ein Tag und eine Nacht, grimmige Selbstsucht und rasende Hingebung, Mord und Todschlag und liebetolles Schweigen zur Sünde, und noch einiges andere, das wir kannten, aber seit langem nicht so schäumend daherstürmen sahen, darunter auch die halsstarrige Ehrlichkeit, die hier der eigenen Schonung frech ins Gesicht schlägt. Ein Wildbachdrama aus

Urzeiten. Die furchtbare Lehre, daß starke Menschen, wenn sie um Liebe und Besitz ringen, sich eher als böse denn als gute Tiere gebärden. Stärkster Tiroler Tabak, nur für ausgepichte Sortenraucher. Mit einem Worte: „Antiödipodia". Mein Unrecht ist mein Recht. Eine Wildtrotzige, die auf die Frage „Glaubst du nun endlich an die Götter? nur die höhnende Antwort hat: „Ich pfeife auf ihre Belustigungen!" Das stärkste „Marterl", das unser Kassian Kluibenschädel gemacht hat.

Und dennoch verlassen wir das Haus nicht unmoralischer, im Gegenteil. Nur ganz anders als nach Oedipus, der uns nur Angst vor den frivolen Göttern und ihren Schicksalsfallen einflößt, nicht uns mahnt, die eigene Tiernatur zu bändigen. Armer Oedipus — Forscher, Liberaler, Moderniſt, zu viel, um unvernichtet zu bleiben.

Wahrlich, zu viel ist dies, um unvernichtet zu bleiben. Selbst die „Jugend" dürfte diesen Schlag kaum überwinden. Herr Hirth hat zwar von je mit jugendlicher Begeisternng offene Thüren eingerannt. Aber mußte er in seinen alten Tagen auch noch an das entschleierte Bild von Sais rühren und uns Herrn Kassian Kluibenschädel als den berufenen Antipoden des Sophokles verhüllen? Die Thurnbacherin als „Antiödipodin"? — Es mag Herrn Hirth ja meinetwegen als ein Zeichen tiefster Unkultur erscheinen, daß in einer „lawinenumbrausten" Berghütte keine Dichternamen genannt werden, nicht einmal der des — ach, noch immer viel zu wenig populären — Dichters der Tiroler Bauernbibel, die offenbar in keinem Herrgottswinkel fehlen soll. Aber ist dies ein Grund, anzunehmen, daß in dieser Einöd-„Hütte", deren Balken nachweislich weniger vom Ansturm der Lawinen als von der leidenschaftlichen Bethätigung ihrer Bewohner krachen, die höhere Philosophie zuhause ist? Herr Hirth scheint es zu glauben. Wie käme er sonst dazu, ein resolutes Bauernmensch, dessen Philosophie über die tiefgründige Erkenntnis „vom schönen G'sicht allein hat eins nix" bekanntlich nicht hinausreicht, in vorgerückter Stunde zu fragen: „Glaubst Du nun endlich an die Götter?" — „Ich pfeife auf Ihre Belustigungen", ist allerdings eine Antwort, die einer solchen Frage Ehre machte. Aber mir scheint, dem derber höhnenden Naturell der also Angeschwärmten entspräche eher die Entgegnung: „Ob i an Götter glaub? — Nit heut, Herr Hirth. Am Samstag!"

Im übrigen ist Herrn Hirth natürlich beizupflichten. Gewiß, dies „Wildbachdrama" ist stärkster Tiroler Tabak. Nur für „ausgepichte" Sortenraucher. Mit einem Worte: „Schuster-Cuba!" Herr Hirth nennt's halt auf seine Art, die uns nicht ganz geläufig ist. Habeat! Daß dieses Stück das stärkste „Marterl" ist, das „unser" Kassian Kluibenschädel verbrochen hat, ja daß man es getrost schon eine Marter nennen darf, so stark ist es gerathen —

dieſer Meinung hab ich ſelbſt ſchon letzthin, wenn auch rückſichtsvoller, Ausdruck verliehen. Und daß ein Kunſttempel, der dieſe Thurnbacherin als anbetungswürdiges Idol zur Schau ſtellt, ſeine andächtige Gemeinde nicht unmoraliſcher, ſondern „im Gegenteil" ſittlich ernüchtert entläßt, dieſe Anſicht dürften ſelbſt jene fanatiſchen Gemüther theilen, die ihre Moral ausſchließlich einer Welt entnehmen, deren Horizont — bis auf die Öffnung gegen das Publikum — mit Brettern vernagelt iſt. Von mir aus auch mit Brettern, die die Welt bedeuten!

Wie es denn überhaupt das Geheimnis Hirth'ſcher Offenbarungen iſt, daß ſie deſto gemeinverſtändlicher werden, je dithyrambiſcher ſie ſich geberden. Hingegen ſcheint es nachgerade kein Geheimnis mehr, daß Herr Hirth als privilegierter En-gros-Verſchleißer Greinz'ſcher, eigener und ähnlicher Humore mehr Geld als Geiſt in ſeine „Jugend" geſteckt hat. Das kann er als alleiniger Herausgeber und unverantwortlicher spiritus rector ſeines Unternehmens natürlich halten, wie er will. Es bleibe ihm unbenommen, der Mitwelt zu verkünden, daß er mit Hilfe einer Flaſche Likör den „Schlüſſel zum Geheimnis des Lebens" entdeckt habe. Daß aber ſeine „Jugend" an galoppierendem Gehirnſchwund einzugehen droht, iſt eine Entdeckung, zu der nicht er, ſondern ſeine fünf verantwortlichen Redakteure verpflichtet ſind: Alſo: Wenn ſchon Herr Hirth vor allem an die Bändigung der eigenen Natur gemahnt ſein will, warum thun ihm die Herren v. Oſtini, Sinzheimer, Langheinrich, Matthäi und Ettlinger nicht endlich den Gefallen? Dazu ſind ſie zunächſt berufen. Fehlt ihnen dazu die Courage, während ſie das Muſter-Trio Kaſſian Kluibenſchädel, Nazi Semmelbacher und Karlchen mit den beaux restes des Jugendhumors unbedenklich auf Reiſen ſchicken, ſo werden die Herren nicht lange mehr die peinliche Thatſache vertuſchen können, daß in ihrem Redaktionskalender Matthäi nicht auf den Dritten, ſondern auf den Letzten fällt.

Herr Greinz aber mag ſich bei Herrn Hirth bedanken: Er iſt nun endlich reſtlos entſchleiert und markiert. Lieb Vaterland, magſt ruhig ſein: Die Thurnbach-Moid iſt ſakroſankt! Denn hält ſie's auch mit ihrem Knecht und, wird ſie ſchon mit Ach und Krach auf das Prokruſtesbett der griechiſchen Mythologie gelegt, noch allenfalls mit Orpheus — mit Oedipus und den Göttern hält ſie's nicht! Gott ſei's gedankt, getrommelt und gepfiffen! Die Kirche bleibt im Haus, Forſcher und Liberale bleiben drauß! Kurzum: Der ur-

zeitgemäße Tragiker Kaſſian Kluibenſchädel kehrt Sophokles, dem moderniſtiſchen Votivtaferl-Dramatiker, mit Stolz den Rücken. Und ſiehe da: der Geiſt des langverkannten helleniſchen Poſſenreißers erſchien alsbald im Traum dem Geiſt der Münchner „Jugend" und flüſterte dem noch nicht verewigten Kollegen beherzt ins Ohr: Das alſo war des Pudels Kern? Ein „Antiödipode-l"? Der Kaſus macht mich lachen!

Sprach's, ſchnitt eine ernſthafte Grimaſſe und band die tragiſche Maske, die er vor Herrn Hirth reſpektvoll gelüftet hatte, mit klaſſiſcher Seelenruhe wieder vor.

Ludwig von Ficker.

Soeben erschien:

Richard Huldschiner

Die Nachtmahr

Roman

geh. M 3.50, geb. M 5.—, in Halbfranz M 6.50

Albert Langen / Verlag / München.

„Observer“

Unternehmen für Zeitungsausschnitte
Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4
Telephon Nr. 12801

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Im Verlag Schuster & Loeffler in Berlin erschien:

Pacificus Kasslatterer

Streusand drauf!

Preis geh. M 2.—.

Freiwillige Anzeige:

Neuerscheinungen Herbst 1910.

Hans v. Hoffensthal, Hildegard Ruhs Haus.
Novellen. — Egon Fleischel & Co. Berlin.
Preis geheftet Mark 3.—, gebunden Mark 4.50.

Karl Schönherr, Glaube und Heimat.
Die Tragödie eines Volkes.
L. Staackmann, Verlag, Leipzig.
Preis geheftet Mark 2.—, gebunden Mark 3.—.

Albert von Trentini, Sieg der Jungfrau.
Roman. — Schuster & Loeffler, Berlin.
Preis geheftet Mark 4.—, gebunden Mark 5.—.

Im

Verlag der Tribüne, Berlin SW 68

ist erschienen:

Unkenrufe

Aus dem Tümpel der Kultur

Satiren von **Emanuel.**

In Leinen gebunden 1 Mark.

Bremer Bürgerzeitung.
In Emanuels streitbarer Poesie mischt sich derber, frischer Volkshumor mit bitterer, bissiger Ironie und in mancher Strophe gelingts ihm auch, den typischen Wesenskern einzelner Tümpelfiguren blitzartig zutage treten zu lassen. . . . Es ist wert, vermerkt zu werden, wenn man unter den bürgerlichen Spöttern von heute einem begegnet, der nicht nur Schlamm und Moder, sodern darüber hinaus auch die neue Kraft und das neue Werden aufzudecken weiß, wie der Autor der Unkenrufe . . . und schon dieser Ausblicke wegen sei das Buch empfohlen.

Saale-Zeitung, Halle a. S.
Man kennt Emanuel von seiner Tätigkeit an der Berliner „Zeit am Montag". Seine Satire ist so kernig und frisch, der Humor so lebhaft, daß man sich bei dem Fluß der Verse u. der Urwüchsigkeit der Worte vortrefflich unterhält.

Würzburger Journal.
Wer sich an den Produkten gutgesinnter politischer Dichter oder an dem byzantinischen Lobhudel königstreuer Journalisten und Festredner den Magen verdorben hat, dem raten wir, als wirksames Gegengift in den nächsten Buchhandlungen das sauber gebundene Büchlein „Unkenrufe" zu kaufen und zu lesen.

I. Jahr. Heft 14.

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Karl Röck: Zu Schönherrs neuer Tragödie / Carl Dallago: Der Almenhang / Hugo Neugebauer: Zwei Märchen / Carl Dallago: Das Labyrinth der Wunder / Karl Berger: Tauwind / Hermann v. Pfaundler: Wünsche / Ludwig von Ficker: Brief an einen freundlichen Warner. — Karikaturenfolge XIV: Josef Durst: Max von Esterle.

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1·75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Erlerstraße Nr. 3. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Sämtliche Rechte vorbehalten.

Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel.** Schreibmaschinen: **Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.**

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

I. Jahr. Innsbruck / 15. Dezember 1910. Heft 14.

Zu Schönherr's neuer Tragödie / von Karl Röck.

Gar mancher, der den Titel dieſes neuen Dramas: „Glaube und Heimat“ und ſeinen Untertitel: „Die Tragödie eines Volkes“ las, mag ſich gedacht, ja erwartet haben: endlich auch von Schönherr ein Drama über das Neunerjahr. Und da möchte er ſich dann wohl, gleich mir, nichts Geringeres verhofft haben als eine Wiedererweckung jener Tage und Taten, ſo offenbarungsmächtig in urwüchſiger Darſtellung, ſo ungeſtüm mit ſich reißend, ſo heiß fordernd unmittelbar in dramatiſcher Sprache des Dichters, wie ſie uns bisher nur erſt in bildneriſcher Ausdrucksweiſe des Malers, in Gemälden unſeres Egger-Lienz, zu lebenpochender Gegenwart gebracht wurden.

Aber die neue Tragödie handelt nicht vom Neunerjahr; jedoch von etwas Verwandtem. Auch von einem Kampf um Glaube und Heimat, in welchem unſer alpenländiſches Volk für dieſe ſeine höchſten Güter die bitterſten Drangſale erlitt, einer übermächtigen Gewalt äußerlich erlag, innerlich, menſchlich aber die unſterblichen Siege eines tragiſchen Heldentums davontrug. Das Drama ſtellt uns nämlich die typiſche Tragödie derer dar, die in den Zeiten der Gegenreformation um ihres neuen Glaubens willen erbarmungslos und oft brutal und blutig aus Land und Heimat ausgetrieben wurden.

Der Glaube, den dieſe bekennen wollten und den ſie nicht um ihr Liebſtes, die Behauptung der Heimat, abſchwören mochten, war

nun freilich nicht gerade genau derselbe Christenglaube, für den unsere Altvordern im Neunerjahre stritten; es war jene neue Nuance und herzenaufwühlende Erneuerung christlichen Glaubens, die Luther für die germanische Seele schuf. Natürlich hat das Drama deswegen noch keine konfessionelle Tendenz; es hat keine Spur davon. Es hat derselben entschieden noch weniger als wie etwa der berühmte und mit Recht gerühmte Roman „Jesse und Maria" der Handel-Mazzetti, der katholischen Schriftstellerin. Ich nenne denselben hier deswegen, weil er nicht bloß die nämlichen Ereignisse der Kulturgeschichte behandelt und mit unserem Drama das Zeitkolorit der Sprache gemein hat, sondern auch sonst interessante Parallelen und Analogien zur Tragödie aufweist; vor allem eine gleich vornehme Überlegenheit über das Borniert-Gehässige im Kampfe zwischen den beiden Konfessionen.

Die Analogien zwischen Roman und Drama sind zu verstehen bei Vertauschung der Konfessionen, entsprechend der katholischen Parteinahme der Dichterin, und der mehr protestantischen des Dramatikers.

Der Roman erzählt uns, wie ein protestantischer Ritter mit fanatischer Wut den Marienkult und seine Anhänger verfolgt, weil er in dem armseligen Schnitzbild einer Votiv-Muttergottes nur einen abscheulichen Fetisch erblickt. Er bedrängt auf mancherlei Weise das katholische Volk, bis das mutige Weib des Bedrängtesten ihren Widersacher der „Kommission" überliefert, da er denn, zum Tode verurteilt, und jetzt von seiner Gegnerin die letzten Tröstungen und Wohltaten echt christlicher Menschenliebe erfahrend, zur versöhnenden Neueerkenntnis kommt, daß die Verehrung der Madonna auch unter rohem Bilde echte, innigste Religiosität bergen könne.

Im Drama ist es die fanatische Figur des Reiters, der, als ein glühender Verehrer der Jungfrau, mit tötlichem Hasse alle Lutherischen, diese Abtrünnigen vom Marienkulte, verfolgt und aufspürt, von Haus, Weib und Kind erbarmungslos wegreißt und aus ihrer Heimat austreibt. Nachdem er den Rott, den Hauptrepräsentanten des duldenden lutherischen Volkes, durch die brutale Erstechung

der glaubenseifrigen Nachbarin, die von ihrer Lutherbibel auch im Tode noch nicht laſſen will, zum Bekennen getrieben hat (Hauptinhalt des erſten Akts); nachdem er dann durch die Zurückhaltung des Spatzen, des Buben Rotts, den gepeinigten Vater beinahe zum Abſchwören vermocht hätte und den Großvater, den Alt-Rott, endlich ebenfalls zum Bekennen gebracht hat, indem er den Leichnam der Sandpergerin auf den Schinderanger werfen ließ (zweiter Akt); und nachdem der Reiter (im dritten Akt) den Spatzen, der ſich um keinen Preis zurückhalten laſſen will, in einen trotzigen Tod gehetzt hat: da bricht aus dem Rott all der verhaltene Groll und Haß hervor, rachedürſtend ſtürzt ſich der ſchmerzgepeinigte wutraſende Vater auf den Reiter, um ihn umzubringen wie man ein blutgieriges Raubtier umbringt. Aber da hält ihn, wie er die Hacke ſchon zum Hieb ausholt, eine innere Macht gewaltig zurück, er läßt vom Reiter ab, und — ſo lichtvoll ſtrahlend ringt ſich jetzt jenes innere Göttliche in ſeiner Bruſt zur Herrſchaft empor — er reicht in knirſchender Selbſtüberwindung dem Reiter die Hand, dem Feind zu verzeihen nach Chriſti Gebot. Und der Reiter „taſtet, in der Tiefe erſchüttert, nach der dargebotenen Hand; ſieht Rott (der nunmehr ſeinen Abmarſch antritt) nach, bis er verſchwunden; ſtemmt dann ſein Schwert auf den Boden, tritt es mit einem wilden Tritt mitten entzwei und bricht neben dem Brunnenpfeiler zuſammen".

Die Analogie in der Behandlung des Gegenparts in Roman und Drama iſt deutlich.

Und dennoch ſteckt gerade in der hochherzigen Aufopferung, aus der heraus die hochbegabte katholiſche Dichterin ihren proteſtantiſchen Ritter mit allen glänzenden, wie mit allen liebens- und bewnnderungswürdigen Mannestugenden, mit Geiſt und Kühnheit, mit unbedingter Wahrhaftigkeit, hinreißender Tapferkeit, zärtlichſter Gattenliebe, ausſtattet; in der hochſinnigen Seelenſtärke, aus der ſie auf eine ſchließliche Bekehrung des Ritters zum Katholizismus verzichtet, wie ſie andre, darob geprieſene, katholiſche „Dichter" ſo oft in niederträchtiger Weiſe bewerkſtelligen; ſchließlich in der wahrheitsmutigen Selbſtüberwindung, mit der ſie ſoviele Geſtalten ihrer katho-

lischen Partei mit abstoßenden und peinlichen, ja oft widerwärtigen Zügen, mit Zügen hart- und engherziger Stupidität und selbst Grausamkeit versieht; in all diesen schönen Aufopferungen eines weiblichen Herzens steckt eine innig starke, heiß werbende Tendenz zugunsten des Katholizismus, speziell der Marienverehrung; eine Tendenz jedoch, die für Nicht-Katholiken wirklich gewinnend, höchst liebenswert und innig rührend ist; auf ihre Religionsgenossen aber vielfach kultivierend, im besten Sinne humanisierend wirken könnte und will.

Im Drama dagegen ist auch eine derartige gleichsam indirekte Tendenz nirgends vorhanden. Und wäre sie es auch, möchte sie uns vielleicht gleichgültig, vielleicht auch teuer sein wie dort. Doch sie fehlt. Daß Schönherr seinen Reiter uns auf manche Weise menschlich sympathisch macht, daß er seine brutale Unmenschlichkeit nicht etwa als eine teufelsmäßige Grausamkeit, sondern als Tatkraft, als selbsterwählte Härte eines wahnverfinsterten Fanatikers hinstellt, der sein menschliches Fühlen im furchtbaren Dienst einer vermeintlich hohen Aufgabe unter sich tritt; daß er ihn als wohlwollend und gutmütig charakterisiert gegenüber dem kecken Buben, dem Spatzen, teilnahmsvoll und freundlich gegen Unglückliche wie den Rott Peter, den vermeintlichen armen Landstreicher, und ihn ergreifend herzlich und brüderlich sein läßt gegen den Sandperger, als er abschwört und also zu der heiligen Jungfrau wieder zurückkehrt; daß er ihn zuletzt hilfsbereit zeigt sogar dem verhaßten Abtrünnling gegenüber, indem er beispringt seinen Buben aus dem Mühlbach zu retten: dies alles macht der Dichter einzig und allein aus künstlerischen Gründen des Kontrasts und um dem Gesetze hoheitvollster Tragik genug zu tun; jenem Gesetze der Tragödie hohen Stils, demzufolge auch der Gegner des geliebten Helden unsre Bewunderung und unsre Teilnahme gewinnen, für eine gute und große Sache wenigstens in seinem Wahne wider jenen kämpfen und in seinem Wollen schließlich einen tragischen Bruch erleiden soll. Einen Zusammenbruch seines verirrten Willens, der auch ihm zur erlösenden Läuterung seines Innern wird, und, künst-

lerisch genommen, die Tragik allseitig und voll macht, aber ebenso die Befreiung und Versöhnung zu einer absoluten vollendet.

Schließlich bringt der Dichter nirgends einen spezifisch konfessionellen Gegensatz, einen dogmatischen, für den er dann unvermeidlich im Sinne einer der beiden Parteien hätte eintreten müssen, direkt in den Kampf. Überhaupt ist ihm ein anderer Widerstreit als der der Konfessionen durchaus wichtiger und liegt ihm, wie schon der Titel andeutet, am meisten am Herzen. Es ist der tragische Konflikt, der in seinen Helden sich auskämpft zwischen ihrem Glauben und Gewissen und ihrer unbegrenzten Heimatliebe, die sie alle beseelt.

Dieses gewaltig angeschlagene, die ganze Tragödie beherrschende Motiv der Heimatliebe bringt nun aber dieses jüngste Drama von Schönherr in einen entscheidenden Zusammenhang zu jenem älteren, zu seiner Tragikomödie „Erde". Denn dieses Motiv haben beide gemeinsam; das neue Werk aber zeigt gerade in seinem Gegensatz zu jener Komödie des Lebens einen bemerkenswerten Entwicklungsfortschritt. In der „Erde" ist das besagte Motiv das alleinherrschende, allmächtige. Zu heidnischer Kraft und Größe wächst da die Liebe zur Erde sich aus in der dämonischen Gestalt des alten Grutz und auch in der der Mena. Ja zu wahrhaft mythischer Bedeutsamkeit sind da Charaktere, Fabel und alles gefügt. In seinem jötunenhaften Charakter, in seiner höhnenden Lebenskraft, seinem prachtvollen Altruismus für die Erde steht der Alte da als eine Inkarnation der Erde selber, als ein Thurse, der ihr wie ein Baum unmittelbar entwachsen zu sein und durch tiefdringende Wurzeln immer noch in einem geheimen Verkehr der Lebenssäfte mit ihr zu stehen scheint; und der von ihrem Herzen sein Herz in der Brust hat, da doch all sein Denken und Tun nichts als Fürsorge ist für sie und ihre Bedürfnisse. Er selber identifiziert sich mit ihr: „Wearst du noch amal die Hack'n geg'n mi' aufziech'n? Ha?" fragt er drohend den Hannesla, der ihm eine Hacke in eine gesunde Weißtanne hineinschlug, um sie nicht zu vergessen. Und da Hannes die Frage lächerlich finden will und einzuwenden wagt, der Alte sei doch

kein Weißtannenbaum, da bedeutſcht ihn der Grutz folgendermaßen: „Knöpf'l dir die Ohr'n auf, . . . daß i dir's ſag: Wer mir auf mei'n Feld über die Jungſaat hinlauft . . . da iſt mir's grad, als trampelt mir eins auf mein Leib umanand'! Und wer mit der Hack'n in meine friſchen Waldbäum' einhaut, der trifft mi'! Verſtehſt mi' . . . Hannesla?!" So mitfühlend verbunden iſt er mit ſeiner Erde, wie durch ein Nervengeflecht. Und ſeine gleichmütigen Vorbereitungen zum Tode, die groteske Beſtellung eines paſſenden Sarges, den ihm der Tiſchler auf den Leib meſſen muß, dieſe tiefe Vertrautheit mit dem Tode; und ſein unerſchütterliches Vertrauen zu ſeiner Erde, welches ihn überzeugt ſein läßt, daß ſeine Seele, als eine viereckige, nicht „durch das Vaterunſerloch ſchliefen", nicht durch den Mund ihm etwa in den Himmel entweichen könne, ſondern mit unter die Erde müſſe: dies alles erzeugt den Eindruck, als müſſe nur ſein Haus- und Individualverſtand ans Sterben jetzt wirklich glauben und denken, als wiſſe aber der Dämon in ihm, die in ſein Herz hereinragende Erdſeele es beſſer: daß die Lebenskraft ſeinen Leib nur ſo, wie der Saft die Bäume im Herbſt, auf eine Zeitlang verlaſſe, um ein paar Schuh' tiefer zu ſteigen, zu den Wurzeln unter die Erde und in ihren urmütterlichen Schoß. Und es wirkt, wie ſeine Wiedergeneſung im Frühjahr, ſo auch ſchon die Beſtellung des Sarges faſt wie boshafter, täuſchender Hohn auf die Gierigen, die da ſeinen Tod kaum erwarten können; wie eine Komödie, die das Leben ſelber, die Erde mit jenen ſpielt, auf daß dies Blendwerk des Sarges ſie für ein ephemeres Winterglück in eine trügeriſche Sicherheit wiege. Und wie der Grutz ſo im Spätſommer, zur Erntezeit, vom Pferdehufe tötlich getroffen wird; im Spätherbſt dann ſich niederlegen muß zum Sterben, ſich ſelber gleichſam einſargend; und in langem Winterſchlafe regungslos daliegt; aber dann, mit dem erwachenden Frühjahr, ſelber auch wieder erwacht und aufſteht als ein Wiedergeneſener und ſeinen Sarg eigenhändig aufhackt zu Brennholz; da wirkt er vollends wie eine mythiſche Figur, wie eine Perſonifikation der Erdkraft ſelber und ihrer Lebensgeſchicke im Jahresring. Und ſicherlich würde die Geſtalt des alten Grutz

von jedem Mythologen in solchem Sinne gedeutet werden, wär' uns dieser Charakter und diese Fabel aus altdeutscher Heidenzeit überliefert. Und Mena und Hannes würden die mordgierig finstren und die kraftlos lebensschwachen Wintermächte bedeuten. Nur aus dem Gefühl dieser Bedeutung heraus, die dem Dichter sicherlich ganz unbeabsichtigt, ganz instinktiv aus seinen naiv erschauten Gestalten und ihrer Geschichte hervorwuchs, konnte dann das ganze Drama, das ja eine Tragikomödie ist, als den ausdrucksvollsten Namen den der „Erde" und den Untertitel „Eine Komödie des Lebens" empfangen.

So großartig und so ausschließlich verherrlichte unser Dichter in diesem früheren Werke die Liebe zur Erde; ihr Hauptträger durfte ihm alle anderen Gestalten und ihre berechtigten Triebe und Bestrebungen, nach Selbständigkeit, nach Liebe und Ehe, nach Kindern, völlig unterdrücken. Und nun ist zwar auch in dem neuen Drama die Liebe zur Heimat ein überall wiederkehrendes, urkräftiges Leitmotiv. Wie dort bricht diese Liebe in den herrlichsten Naturlauten immer wieder hervor, gleich frisch und herb und wieder lockend süß; oft sprießen diese Urlaute der Liebe zu Erde und Heimat aus diesen beiden Werken hervor wie dunkel und süß erbrausende Orgeltöne, die Religion verkünden und verherrlichen wollen. In diesen Akkorden liegt ein großer Teil der stofflichen Urwüchsigkeit und poetischen Originalität der beiden Dichtungen.

Während nun aber die Lebenswelt der „Erde" aus lauter heidnischen Leidenschaften, irdischen Triebkräften erbaut ist, und so gleichsam einen ebenerdig einstöckigen Zyklopenbau darstellt, hat die Tragödie sozusagen zwei Stockwerke. Und es werden — um es banal zu sagen — die bisherigen Bewohner des ebenerdigen Baues gezwungen, denselben zu verlassen und in den nicht mehr heidnischen, in den überirdisch christlichen Überbau einzuziehen. Mit andern Worten: der Dichter zeigt, wie seine Bauernmenschen ihre irdische Glückswelt selber zu zertrümmern vermögen, um sich ihr „Inwendiges" unzerstört zu erhalten und eine lichtvolle sittliche Welt in reiner Kraft zu erschaffen. Und so tut unser Dichter sich selbst und uns die

überlegene Kraft jener Religion, die sich auf die eigene Innerlichkeit, auf die Rein- und Heil-Erhaltung des Selbst, der Seele, der „Persönlichkeit" gründet, dar über jene Erdereligion, die er selber zu pantheistischer Mächtigkeit und Süßigkeit vertieft und im alten Grutz verherrlicht hatte.

In vielfachen und schmerzlichen Dissonanzen mit den bitter unerbittlichen Forderungen des „Inwendig", dessen Stimme noch lauter die Bibel redet, ertönen in der Tragödie die köstlichen erdgeborenen Akkorde der Liebe zu der Heimat und allen ihren Dingen. Von Unseligkeit und Verdammtheit sprechen jene; aber auch Seligkeit verheißen sie und aus denen, die bekannt haben, spricht sie herrlich. Und diese gleichsam kontrapunktisch zueinandergefügten, bald in Dissonanzen sich quälenden, bald zu Harmonien versöhnten widerstreitenden Stimmen verleihen der Tragödie ihre orchestrale Vielstimmigkeit und gleichsam musikalische Fülle. Wie urkräftig süß und doch herb in schriller Dissonanz lauten die wehen Klagen der Sandpergerin um ihre zwei Leghennen und um ihr Fuchsienstöckl und den Rosmarin, die sie alle weggeb:n muß; und der Jammer ihres Manns um die Milchkuh und den Acker auf der Leit'n, der „allweil so brav 'tragen hat". Freilich: „Und jedesmal im Fruhjahr ist er ab'gmuhrt; da hast nachher du (der Sandperger) brav 'tragen: die ab'gmuhrte Ackererd' wieder buttenweis' über die Leit'n auf!" höhnt der Englbauer, der den Sandperger zum endlichen Verkauf seines Gutes drängt. Und ganz ähnlich wie die Sandpergerin muß die Rottin jammern um ihre hausgewirkte Leinwand, an der sie zwanzig Jahr lang gesponnen, um ihr schönes Kupfergeschirr und die geschnitzten Korntruhen, die „allein schon zweihundert Jahr auf dem gleichen Fleck stehn" und um all den ahnengeadelten Hausrat. Aber es ist hier nicht Raum, all diese poetischen Kostbarkeiten wiederzugeben. Die schmerzliche Trennung fördert sie noch viel reichlicher zutag und zuworte als der Besitz und Gewinn jener Schätze in der „Erde".

Überhaupt fehlt natürlich in der „Komödie des Lebens" ein so wundersamer Kontrast, ein sittlich wie poetisch so dramatischer Widerstreit erd- und himmelgeborener Herzenslaute. Ein Widerstreit wie der:

Rottin ſchluchzend:

O mein Chriſtof! Warum haſt uns ſo ins Elend 'bracht?

Rott zerriſſen:

Warum, warum? Ich weiß nit warum! Mueß halt tuen, wie's mich treibt, der Baum blüeht, weil er mueß!

Naturgemäß müſſen ſolche Dinge der „Erde" mangeln. Doch hat ſie etwas anderes, was nur ihr entſpricht: eine melodiſche Lyrik voller Stimmungszauber, mit der ſie ſelber, ſie, die Sommererde, die ſterbende Spätherbſterde und die wie der alte Grutz im Frühjahr wiedergeneſende Frühlingserde die Handlung begleitet; die Handlung, die hier ja mehr ein wuchtiges Geſchehen iſt, da ſie ja auch jenes ewigwiederkehrende große Geſchehen der Erdenſchickſale ſelber bedeuten mag! Und die haben, im Kreislauf der Jahreszeiten, doch weſentlich epiſche Größe und lyriſche Macht. Dem entſpricht denn auch das Bildneriſche, Gemälde Entwerfende und der lyriſche Zauber der Darſtellung. Welch elementare lyriſche Pantheiſtik in dieſer Stelle: der Roßknecht ſtöhnt: „Mir jagt's heut das Bluet durch den Leib . . . als wollt's über die Adern aus!" Der Oberknecht erklärt: „'s Fruhjahr treibt! Im Tal unten gehn alle Bäch' über! Und dein Bluet treibt halt auch!" Und das epiſch Bildneriſche muß vorbringen das ewig Typiſche, den ſeit Menſchengedenken immer gleichen, ſittegeheiligten Verlauf des Tagwerks und mehr noch des Jahreswerks, begleitet von der dithyrambiſchen Lyrik der Erde, der alle dieſe Ordnung gilt und dient. Und ſo tat der Dichter; er ſtellt dar: Ein Mittageſſen in homeriſcher Rythmik oder — heute gleichfalls rühmlich zu ſagen — in Albin Egger'ſcher Plaſtik; Köſtigung alter Weiblein, die Totenweibele-Einrichtung; Dorfmarktsgeſchäfte, Dorfmarktsluſtigkeit und einen Freierhandel; Roßbeſchlagen und Viehdoktorei; Wiege-Zimmern und Sarg-Anmeſſen; einen Leichenzug und eine Totengebetsſitte; endlich, wiederholt in jeder Jahreszeit, Zuteilung der Arbeit und Inſpektion derſelben durch den Herrn und Schaffer; überhaupt einen ganzen in ſich abgeſchloſſenen Bewirtſchaftungs-Organismus, einen elementaren Kleinſtaat, mit hierarchiſch gegliederter

Arbeitsteilung und ebensolchem Regiment (patriarchalisches Oberhaupt und Rangordnung der Knechte).

So hat denn die „Erde" einen stark ausgeprägten lyrisch-epischen Charakter. Dagegen ist nun die Tragödie durch und durch dramatisch; ist voller Handlung; bis in die Exposition herein. Und auch der dramatische Bau der beiden Werke zeigt einen großen Unterschied. Die Tragödie besitzt eine hochentwickelte Gliederung, eine dramatisch viel reichere, eine vollendet reiche Entfaltung. Dort, bei der „Erde", liegt es freilich an den Charakteren und an der Fabel, vorzüglich aber an dem mythischen Sinn derselben, daß die Hauptgestalt so überragend, so alleinherrschend dasteht gleich einer Denkmalsfigur, die alle andern Gestalten an ihren Sockel niederzwingt wie zu bloßen Nebenfiguren.

Ganz im Gegensatz zur „Erde" also entfaltet die neue Tragödie ihre ganze reiche Antithetik der Charaktere und Schicksale auf das freieste. Die Glieder und Gliederpaare ihrer großen Mannigfaltigkeit dürfen alle ihre volle Selbständigkeit erlangen, und der Künstler beherrscht für das Ganze trotzdem eine bewunderungswürdige Einheit. Wenn auch der repräsentativste Held um Haupteslänge über seine Leidensgenossen hervorragt, so stehn doch auch die andern so unabhängig und frei gestaltet da, daß wirklich die tragischen Geschicke eines ganzen Volkes zum Organismus dieses Kunstwerkes sich fügen.

Wie vielfach und sinnvoll ist jene Antithetik der Charaktere und Schicksale: Hier der Rott, der heimlich Lutherische, und anderseits die Rottin, die sogar die „lutherischen Hennen", welche die Sandpergerin ihr schenkte, ausjagt, damit die ihrigen nicht „den Pips krieg'n;" die aber dann doch noch voll Treue zu ihrem Mann hält, auch als er bekannt hat. Dort — bei Vertauschung der Geschlechter in gleichsam verkehrter Proportion — die Sandpergerin, die sich lieber tot stechen läßt, als daß sie die Bibel ausließe; und der Sandperger, der den Verkauf seines armen Gutes von Tag zu Tag verschiebt trotz des Drängens seines toten Weibes, das ihn als ein „weps'nlebendiges" Gewissen halluzinatorisch verfolgt, und der schließlich sogar abschwört und nun in seinem Häusl ein tolles Heimatglück sich erjubelt. —

So bildet die Geſchichte des Ehepaars Sandperger eine ganz ſelbſtſtändige Tragödie, die jedoch mit der Tragödie der Familie Rott durch wechſelſeitig fördernde Motivation und Kontraſtwirkung innig verknüpft iſt.

Aber die Antithetik im Drama geſtaltet ſich noch viel reicher. Ich deute nur an: den Gegenſatz zwiſchen dem Rott und dem Alt-Rott einerſeits, den zwiſchen dem Rott und dem Spatzen anderſeits; und den noch ſtärkeren zwiſchen dem Alt-Rott und dem Spatzen. Der Großvater kann den Enkel nicht mehr begreifen: „Ein Rott, der ſich von daheim wegfreut; lauft jetzt die Welt verkehrt?“ Und doch drängt er ſchließlich ſo dringend wie der Bub zum Gehen. Überhaupt bildet die jubelnde Freude der Jugend an der Auswanderung einen frohen, überall erquickenden, aber auch verſtärkenden Kontraſt zu den ſchmerzlichen Reaktionen der Erwachſenen; und wiederum in zweifacher Weiſe: hier die grundloſe Freude des reichen und ahnenreichen Erben, des Spatzen, der aber vom Beſitzen noch nichts verſteht; dort die entzückten Freuden der beſitz- und ſelbſt vater- und mutterloſen Karrnerleutchen, des übermütig zärtlichen Liebespaares.

Flüchtigere Kontraſte, deren noch manche wären, nenn' ich nun keine mehr. Dafür aber wohl noch den ſtarken und durchgängigen: den nämlich, den der Englbauer zum Rott bildet; jener erwirbt und bekommt alles, was dieſer aufgeben und verlieren muß: auch einen Buben. Zu einer ganz unheimlichen Stärke iſt dieſer Kontraſt gerade in jener meiſterhaften Szene (im letzten Akt) geſteigert, wo brutaler Trommelwirbel zum endgültigen Aufbruch auffordert, eines jeden Heimatweh noch einmal wild auflodern, gell aufſchreien macht, der Englbauer aber von der Geburt ſeines neunten Buben benachrichtigt wird und nun, wie in einer grauenhaften Wüſteneinſamkeit, ſein mächtiges Dankgebet ertönen läßt. Dieſes dämoniſche Ungeheuer ergänzt die Gegenpartei, den Reiter, in ebenbürtiger Überlebensgröße; und iſt zugleich ſein ſchnödes Gegenſtück. Wie kontraſtiert ſeine ſteinharte Fühlloſigkeit, ſeine nicht einmal böſe, nur ſchlechte, weil unbewußt wirkende Grauſamkeit zu der mühſam umpanzerten Menſchlichkeit des Reiters, zu deſſen ſtahlharter Feſtigkeit, die ſein

hoher Wille ſich erſt ſchmieden mußte in der Glut ſeiner Verehrung für die Jungfrau. Jener dagegen nur eine herzloſe Maſſe wuchernder Materie, eine ſchon niederträchtige Heidenfigur: ein ſchnöder Vetter des Grutz und vorſorgender Vater des Roßknechts; der Häuſerfraß Vater des Freßſacks.

Nach dieſem Verſuch einer eingehenden Würdigung die Bedeutung der Tragödie erſt noch in konzentrierten Lobeserhebungen zu reſumieren, erſcheint uns überflüſſig; daß aber der Dichter mit dieſem Werke eine Stufe der Vollendung erreicht habe, die er nicht mehr überſteigen, auf der er ſich nur noch erhalten kann, dies dünkt uns eine Behauptung von ſolcher Standfeſtigkeit, daß nur der Dichter ſelber und nur durch ein neues Werk dieſelbe etwa doch noch umſtoßen könnte.

Der Almenhang / von Carl Dallago.

Du ferner ſtiller Almenhang,
darauf nun Schneegeader ruht:
Wie trägſt du in der ſpäten Lichterflut
fernher noch ſommerlichen Sang!

Ich ſenk den Blick. Ein Schaun in mich
rüttelt in mir den Sommer wach und ſtellt
ein Herdenläuten, Tann und ſtille Weiden
vor mich hin: — Wie riecht nach Glück die Welt!
Tief zieht mein Herz den Duft in ſich.

Ich fahr empor: Der Almenhang
erſtrahlt in Glut, und Abendlichter kleiden
das ſpätherbſtliche Tal in warmen Klang.
— Vielleicht iſt aber, was ſo klingend tut,
das Bild von Herdenläuten, Tann und Weiden,
das nun in meiner Seele ruht.

Zwei Märchen / von Hugo Neugebauer.

Wie die Singvögel die Sprache verloren.

Als der liebe Gott die Welt erſchaffen hatte, da konnten die Singvöglein nicht nur ſingen, ſondern auch ſprechen. Sie konnten ſprechen wie die Menſchen, ja noch viel ſchöner und weiſer als dieſe. Sie ſprachen ſo ſchön wie heute kein Dichter, ſo weiſe wie heute kein Gelehrter ſpricht.

Da ſagte einmal der liebe Gott zu den Vögeln: „Vöglein“, ſagte er, „ihr allein wiſſet, wo ich wohne, allen anderen Geſchöpfen bin ich verborgen. Ihr dürft mich aber nicht verraten. Wenn euch jemand nach meinem Hauſe fragt, ſo dürft ihr keine Antwort geben. Ihr dürft auch nicht lügen, denn Lügen iſt Sünde. Stille, mäuschenſtille müßt ihr bleiben. Verſprecht ihr mir das?“

Da riefen alle Vöglein wie aus einem Munde: „Ja, lieber Gott, das verſprechen wir Dir!“

„Gut“, ſagte der liebe Gott, „und nun ſollt ihr auch erfahren, warum ihr niemand verraten dürfet, wo ich wohne. Sehet, ſeit Adam und Eva geſündigt haben und ich ſie aus dem Paradieſe verſtoßen mußte, ſind die Menſchen ſo böſe geworden, daß ſie mir allen Ernſtes nachſtellen und mir Gewalt antäten, wenn ſie mich fänden. Darum habe ich mich vor ihnen verborgen und werde für ſie unſichtbar bleiben bis zum jüngſten Tage. So, und nun flieget alle, wohin eines jeden Herz begehrt, aber erinnert euch wohl meines ſtrengen Verbotes.“

So ſprach der liebe Gott und war auf einmal verſchwunden. Und die Singvöglein flatterten in alle Winde davon. —

Eines ſchönen Abends ruhte Eva unter einem Baume von ſchwerer Arbeit aus. Sie war ſehr müde und traurig und ſehnte ſich nach dem Paradieſe zurück, aus dem ſie der liebe Gott ihres Ungehorſams wegen verſtoßen hatte.

„Ach“, ſeufzte ſie, „wenn ich doch wüßte, wo der liebe Gott wohnt! Ich ginge dann gleich zu ihm, fiele ihm zu Füßen und

flehte ihn an: „Lieber Gott", flehte ich, „sei doch barmherzig! Führe doch Adam und mich und unsere Kinder und Enkel und Urenkel in das schöne Paradies zurück! Wir wollen ja ganz, ganz gewiß nie wieder sündigen!"

So seufzte Eva. Und der Pfau, der gerade über ihr auf einem Aste des Baumes saß, hörte ihre Worte und empfand inniges Mitleid mit der armen Eva. Der Pfau war damals noch ein Singvogel, hatte eine gar liebliche Stimme und sprach noch viel schöner und gescheiter als die meisten anderen Singvögel. Auch hatte er ein sehr mitleidiges Herz, wie ich schon sagte. All das hatte er, nur eines hatte er nicht: er hatte kein gutes Gedächtnis. Denkt euch, er hatte schon längstens vergessen, was er dem lieben Gott versprochen! — So begann er denn:

„Eva", sagte er, „ich kann dich nicht länger so reden hören. Deine Worte tun mir so weh im Herzen, ach so wehe, daß ich Tränen vergösse, wenn ich welche hätte. Aber da ich ein Vogel bin, kann ich nicht weinen."

So sagte der Pfau und sprach die Wahrheit. Denn Tränen hatten auch damals schon die Menschen allein. Als sie noch im Paradiese waren, hatten auch sie keine Tränen. Erst nach dem Sündenfalle schenkte sie ihnen der liebe Gott. Denn als er Adam und Eva nach der schweren Sünde so verschämt und verschüchtert dasitzen sah, da erbarmte er sich ihrer und sprach:

„Nun muß ich euch aus dem schönen Paradiese verstoßen. Ich will euch aber die Träne als Trost mitgeben. Sie soll euch begleiten auf allen Wegen und Stegen, von der Wiege bis zum Grabe. Und wenn ihr manchmal so recht tief, tief traurig seid und euch zumute wird, als müsse das Herz euch brechen, dann weinet die Träne und es wird euch leichter werden."

Doch ich sprach ja vom Pfau.

„Eva", fuhr der Pfau fort, „ich kann und will dir helfen. Denn ich weiß, wo der liebe Gott wohnt und will dir den Weg zu ihm beschreiben."

So ſprach der Pfau und Eva horchte ihm aufmerkſam zu. Ihr Herz klopfte laut vor Freude, ſie war aber auch ſehr neugierig zu erfahren, wo der liebe Gott denn wohne.

Aber wie erſchrak ſie, als ſie auf einmal eine fremde, mißtönende Stimme vernahm:

„Aoh! — Aoh! — Aoh!“

Anfangs glaubte ſie, es ſei irgend ein häßlicher Affe, der ſie erſchrecken wolle. Als ſie aber genauer hinſah, da merkte ſie, daß es der Pfau war, der mit ſo plötzlich veränderter Stimme ſchrie.

Wie war das gekommen?

Nun, der liebe Gott hatte gewußt, daß der Pfau ihn verraten wollte und hatte ihm zur Strafe dafür die Sprache genommen und ſeine wohlklingende Stimme in ein mißtönendes Geſchrei verwandelt.

„Ungehorſamer Vogel,“ rief Gott in furchtbarem Zorne, „ſo alſo richteſt du dich nach meinem ſtrengen Verbote? — Zur Strafe ſollſt du von Stund an ſchreien: „Ah, oh, was wollte ich tun!“ — Du ſollſt aber nur: „Ah, oh —!“ und nicht mehr hervorbringen. Die übrigen Worte ſollen dir in der Kehle ſtecken bleiben bis zum jüngſten Tage!“

Da ſah ihn der Pfau ſo wehmütig und traurig an, daß der liebe Gott Mitleid mit dem Vogel empfand:

„Nun, ich verſtehe ja, was du mir ſagen möchteſt“, fuhr er mit ſanfter Stimme fort: „Du habeſt mein Verbot nicht aus Bosheit, ſondern aus Vergeßlichkeit übertreten. Deshalb ſollſt du als Erſatz für die verlorene Stimme und Sprache ein ſchöneres Kleid bekommen, als ich je einem Vogel verliehen habe.“

Alſo ſprach der liebe Gott und ſchuf dem Pfau ſtatt des grauen Röckchens, das er bis dahin getragen, das ſchillernde Prunkgewand an, das du noch heute an dieſem Vogel bewundern kannſt.

Bald nachher vernahmen alle Singvögel auf Erden Gottes Stimme aus den Wolken:

„Verſammelt euch, ihr Singvögel alle, auf den Stufen meines Thrones!“

Da kamen die Singvögel geflogen aus Morgen und Abend, aus Mittag und Mitternacht wie eine riesige schimmernde und schillernde Wolke und ließen sich auf den Stufen nieder, die zum Throne Gottes hinaufführen. Und der liebe Gott machte ein recht finsteres Gesicht und sagte:

„Ihr Vögel, einer von euch hat mich verraten wollen und dafür müsset ihr nun alle büßen!"

Da erschraken die Vögel gar sehr und zwitscherten angstvoll auf. Aber der liebe Gott ließ sich nicht irre machen, sondern fuhr mit strenger Miene und Stimme fort:

„Ich muß euch allen die Stimme nehmen, ich muß euch alle stumm machen."

Da schrieen die Vögel vor entsetzlicher Angst laut auf und riefen Gottes Barmherzigkeit an. Da machte der liebe Gott ein freundlicheres Gesicht und entgegnete in milderem Tone:

„Nun, weil ihr meine Barmherzigkeit angerufen habt, und ihr doch nicht alle an der Sünde schuld seid, die einer von euch begangen hat, so will ich für diesmal ein Auge zudrücken und euch die Stimme lassen."

Da atmeten die Vögel alle erleichtert auf und riefen wie aus einer Kehle:

„Du lieber Gott, wie bist du doch gütig und gerecht!"

Und sie drängten sich an ihn, um die Säume seines Mantels zu küssen. — Gott aber rief ihnen zu:

„Nur nicht zu voreilig, ihr Knirpse, jubelt nicht zu früh! Ich sagte ja nur, ich wolle euch die Stimme lassen. Aber die Sprache nehme ich euch weg, denn Strafe muß sein."

Da erschraken die Vögel alle gar heftig und manche von ihnen bekamen vor Schrecken schneeweißes Gefieder und behielten's und behalten's bis zum jüngsten Tage.

Als das der liebe Gott sah, da taten ihm die armen Tiere wieder leid und er tröstete sie mit gar milden, väterlichen Worten:

„Aber wenn ich euch schon die Sprache nicht lassen darf, so bleibt euch doch der Gesang, der viel schöner und lieblicher ist als

alle Sprachen der Welt. Und damit ihr mir nicht vorwerfet, ich ſei allzu ſtrenge mit euch verfahren, ſo empfanget von mir die Gabe in Tönen zu ſingen, was man mit Worten nicht ſagen kann, und mag man ſie noch ſo künſtlich ſetzen und wenden."

Da ſtimmten die Vöglein auf einmal ein ſo zartes und liebliches Lied an, daß dem lieben Gott die Tränen in die Augen traten. Alle ſangen, nur die Lerche ſtimmte nicht ſogleich mit ein, denn ſie hatte Gottes Ruf überhört, weil ſie gerade damit beſchäftigt war, am Boden ihr Neſt zu bauen. Als ſie aber das wunderſchöne Lied hoch in den Lüften vernahm, da ſchwang ſie ſich eiligſt zur Höhe empor, damit der liebe Gott auch ihre Stimme höre und nicht meine, daß ſie ihn vergeſſen habe. Seitdem ſchnellt ſie an jedem Morgen von der Erde in die Luft und trillert dem lieben Gott ihr Liedchen vor.

Die Nachtigall aber, die ſeit Erſchaffung der Welt Gottes Liebling war, flog auf ſeine Schulter und flüſterte ihm ins Ohr:

„Lieber Gott, ſoll denn auch ich meine Sprache verlieren? Ach bitte, bitte, laß ſie mir doch! Ich will ja von früh bis ſpät, bis in die tiefe Nacht dich loben und preiſen und meine Sprache ſoll ein unſterbliches Gedicht auf deine Milde und Güte ſein!"

Aber der liebe Gott erwiderte:

„Liebe Nachtigall, ich möchte dir ja ſo gerne deine Sprache laſſen, aber mein Wort iſt nun einmal geſprochen und ich darf es nicht zurücknehmen, ſo gerne ich das manchmal auch täte. Ich muß alſo auch dir die Sprache nehmen, denn wenn ich ſie dir ließe, ſo wäre das eine große Ungerechtigkeit gegen die anderen Singvögel, und ungerecht darf ich nicht ſein, weil ich ja Gott bin."

Als die Nachtigall dieſe Worte hörte, da blieb ihr vor Schrecken das Schnäblein offen und ſo ſehr ſie ſich auch mühte, ſie konnte kein Wort hervorbringen.

Da nahm ſie der liebe Gott mit beiden Händen und drückte ſie zärtlich an ſeine Wange. Und eine Träne rollte aus Gottes Auge in den offenen Schnabel der Nachtigall, blieb ihr in der Kehle ſtecken und ſteckt noch immer darin. Und wenn ihr recht fein

aufhorcht, so könnt ihr diese Träne noch heute in der Kehle der Nachtigall gluckſen hören. Sie ſingt und ſingt und rollt Gottes Träne in ihrer Kehle hin und her. Darum tönt das Lied der Nachtigall wie ein melodiſches Schluchzen. Es tönt aber nicht nur ſo, es iſt wirklich ein Klagelied um ihre verlorene Sprache, die einſt die ſchönſte war von den vielen Sprachen der Vögel.

Der törichte König.

Es war einmal ein König, der war ſo mächtig, daß nicht nur die Völker der Erde, ſondern ſogar die Naturgewalten ſeinem Winke gehorchen mußten, und ſo reich, daß er in ſeinem aus den edelſten Hölzern erbauten Palaſte die koſtbarſten Schätze des Erdballs als Morgengabe für die Braut häufen konnte, die er erwartete.

Wäre er ebenſo weiſe geweſen, als er reich und mächtig war, es hätte wohl nie einen glücklicheren König gegeben als dieſen; es ſoll ſich aber zeigen, daß ſeine Torheit ſo groß war, daß ſie ihm Macht und Reichtum zum Verderben wandte.

Nachdem der König ſeine Schätze im Palaſte geborgen hatte, beſchlich Angſt vor Dieben ſein Herz. Und da gerade die Nacht anbrach, rief er die Flamme zu ſich und befahl ihr, den Palaſt zu umwandeln und die Diebe, die ſich etwa zeigen würden, durch ihren Schein zu verſcheuchen. Die Flamme tat, wie ihr befohlen war. Da erhob ſich um Mitternacht ein heftiger Wind, warf die Flamme an die Holzwand des Palaſtes und ſteckte ſie in Brand.

Erſchreckt fuhr der König aus dem Schlafe auf und ſchrie nach der Regenwolke. Im Nu war die Regenwolke da.

„Brich ſogleich über dem Palaſte!“ herrſchte ſie der König an. Da brach auch ſchon die Wolke über dem Palaſte und löſchte die Brunſt. Aber durch die Ritzen der verkohlten Dachſparren troff die Näſſe und verdarb die Gewande der Königsbraut. Und noch immer wehte der Wind.

„Halt!“ rief ihm der König zu, „da ſieh her, was du angerichtet haſt!“

„Das hat die Flamme getan", entſchuldigte ſich der Wind.

„Wo iſt ſie?" kreiſchte der König.

„Die Wolke hat ſie gelöſcht."

„Wo iſt die Wolke?"

„Sie iſt zu Regen zerfloſſen."

„Ja, und hat die ſchönen Kleider der Prinzeſſin verdorben", ſagte der König ſich langſam beſinnend. „Ihr ſeid alleſamt ſchuld an dem Unglück", fuhr er heftiger fort. „Flamme und Wolke haben ihre Verbrechen mit dem Tode gebüßt, wie aber ſoll ich dich ſtrafen, der du der Anſtifter ihrer Frevel biſt?"

„Ich bin ſchuldlos", verteidigte ſich der Wind. „Die Sonne rief mir, ihr muß ich gehorchen".

„Die Sonne?" fragte verwundert der König.

„Ja, die Sonne. Meine Schweſter Windſtille ſchlief auf der Hochebene. Da umfaßte ſie die Sonne mit goldenen Armen, hob ſie zu ſich empor und gebot mir, ſogleich das Lager der Schweſter einzunehmen. Da ſprang ich auf, ſtieß im Fluge unverſehens an die Flamme und warf ſie unwillentlich an die Wand des Palaſtes."

„Ha!" rief erzürnt der König, „wie hat die Sonne es wagen dürfen! Und du, weißt du nicht, daß du mir allein zu gehorchen haſt? — Du ſollſt aber der Züchtigung nicht entgehen: lege dich auf der Stelle!"

Da legte ſich der Wind und war verſchwunden. Und der König ſtand, ratlos, wie er ihn züchtigen ſollte.

Als nun die Sonne aufging, da ſchüttelte der König die Fäuſte gegen ſie:

„Du, du," ſchrie er erboſt, „du haſt die Windſtille entführt und den Wind wider mich empört! Daß dir zur Strafe dafür die Arme verdorreten!"

Kaum hatte der König dieſe Verwünſchung ausgeſtoßen, da erloſchen auch ſchon die Strahlen der Sonne, nur ihre rot glühende Scheibe ſchwamm durch die eiſige Nacht. Da packte Entſetzen das Herz des Königs und ſeine Zähne klapperten:

„Liebe Flamme", klagte er, „komm doch und wärme mich!"

Aber die Flamme antwortete:

„Ich glimme unter der Asche und kann mich nicht erheben, der Wind bliese mich denn an."

Da wimmerte der König:

„Lieber Wind, steh doch auf und blase die Flamme an!"

Aber statt des Windes erwiderte eine weibliche Stimme:

„Du verkennst mich. Ich bin nicht der Wind, sondern die Windstille. Mein Bruder Wind weilt weit von hier und kann dir nicht gehorchen, ehe mich Sonne zu sich empor gehoben hat und mein Platz für den Bruder frei geworden ist."

Da flehte der König noch kläglicher:

„Liebe Sonne, hebe doch die liebe Windstille auf, damit sich der liebe Wind in ihr Bette legen und die liebe Flamme anblasen kann!"

Aber die Sonne entgegnete:

„Meine Arme sind verdorrt, ich kann dir nicht gehorchen."

Da raufte sich der König das Haar und fluchte dem Schicksal, nicht seiner eigenen Torheit. —

Als die Matrosen auf dem Schiffe, das dem Könige die Braut zuführte, die Sonne die Strahlen einziehen sahen wie die Schnecke ihre Fühlhörner einstülpt, da wurden sie ganz kleinmütig und verzagt.

„Wozu", redete ein alter abergläubischer Matrose seine Gefährten an, „wozu sollen wir uns denn noch länger bemühen? Deutlich verkünden ja Zeichen und Wunder, daß der jüngste Tag angebrochen ist: erst Wind, dann plötzlich Stille, dann Morgen, dann wieder Nacht, eben noch Sommer und schon Winter: das ist der Welt Untergang!"

So sprach der Alte und überzeugte die Gefährten. Ermattet ließen sie die Ruder fallen und dachten fortan an keine Gefahr, sondern nur noch an das Heil ihrer Seelen. Und da auch der Steuermann, ja sogar der Kapitän den Mut und die Hoffnung verloren und ihre Posten verlassen hatten, geriet das führerlose Schiff in eine reißende Meeresströmung und ging mit Mann und

Maus zugrunde. Alle ertranken, auch die arme Prinzessin mußte ihr junges Leben lassen.

Leider, denn das Unglück hatte sie einem Bräutigam zugedacht, der zwar der reichste und mächtigste König der Erde, aber auch der größte Tor war, den je die Sonne beschienen.

Das Labyrinth der Wunder / von Carl Dallago.

Rings weite weiße Winterlichkeit. Neuer Schnee ist gefallen und wob leuchtende Hülle um altes bleiches Gefild. Ein blendendes Gewoge von Flächen entwächst mit Sonnenaufgang dem ausgedehnten Kranz der Berge, der Tag für Tag nah und fern mich umgibt. Dazu das große Rauschen der Stille, und blaue Schatten überall hineingesponnen ins weiße Gewog.

Mein Dorf ist wie weglos; zumeist nur Pfade, ausgetreten von den vielen Spuren von Füßen. Meine eigenen Tritte haben viele Neupfade gleich Furchen verschneite Wege entlang gelegt. Ich hielt Umschau auf dem Hügel von Vordalla, nachdem ich mir mühsam durch Schneeweiden den Weg dorthin gebahnt. Der Monte Stivo ragt noch neben mir auf mit seinen jäh abstürzenden Gipfelhängen, wild zerklüftet und von Schneeadern durchzogen. Darunter ein magrer Saum jungen Hochwaldes, und da und dort im Schneefelde eine Mauerhütte mit schwerverschneitem Dach und halb offener Tür als Unterschlupf. Die einsamen Freuden der weißen Stille gehen zitternd im Sonnenglanze um.

Überall Berge, wohin ich sehe. Alle erdenkbaren Formen umranken mich in unermeßlicher Ausdehnung! Weiche wellige Kämme, spitze Kegel, zerrissene Gipfel, steile Zacken und Türme, schroffes Geklüft, gezähnte Grate, dahinter die Bläue hervorblüht, lichtverwoben und klar und noch hart von den Fröſten der Winternacht. Mächtige gebauchte Hänge drängen sich vor gleich Bug und Planken von Riesenschiffen, die auf der Fahrt durchs Dasein erstarrten und einfroren.

Einmal in die Sphäre des Gefühls eingetreten, findet das Bild raſch weiteren Einlaß, — betört das Gefühl, vervielfältigt ſich und breitet ſich in mich hinein als ſein Beherrſcher. Ein heißes wirres Schauen beginnt: Die Berge werden wie ein weites leuchtendes Wogen von lauter geſcheiterten Rieſenſchiffen, von formwilden blitzenden Ungetümen — von lebenden vorweltlichen Ungeheuern, die in einander hineinfuhren mit elementaren Gewalten, die einander ſpalteten und überwarfen, die in einander hineinhackten und ſich klemmten, ſich zuſammenzwängten, einander preßten und ſich wieder losriſſen und weiter ſtürmten und wieder anhielten und ſich feſtbohrten, ſo Klüfte und Abgründe zwiſchen ſich aufriſſen und Schluchten und Täler gruben, bis allmählich ihre Kräfte austobten und erſtarben, und ſie ſelber langſam ſtarr und kalt und tot wurden.

Stumm überſchattet für eine Weile grübelndes Staunen mein ganzes Empfinden. Dann erwacht mein Blick aufs neue zur weiten Berglandſchaft um mich. Alles liegt vor mir in Sonnenglanz getaucht. Das ſüdliche Etſchland hat ſich unten ausgebreitet, ein goldig ſchimmerndes, weit gewundenes Band die Etſch, der Strom. Ortſchaften rings um die Städte des Trentino verſtreut. Alles Teile meiner Südtiroler Heimat, wo meine Ahnen ſich feſtſetzten und ſich Wohnſtätten ſchufen. Und meine Ahnen ſind nicht tot: ich, ein Teil von ihnen, lebe noch.

Auch die Berge ſind nicht tot. Schimmernd ragen ſie hoch und winken mit den blendenden Lichtern, die ſich auf ihnen tummeln, — winken mit den herrlichen gewaltigen Formen ihrer Leiber — mit den Umriſſen ihrer Häupter, erquicken und entzücken mein Schauen. Mein Gefühl trinkt ihnen zu, von der Wirkung ihres Daſeins erſtarkt, und meine Seele tut ſich auf und weiß: Alles, was wirkt, *lebt*, — und alles, was je gelebt hat, wirkt: folglich iſt nichts tot! —

Vergangenheiten rollen vor mir vorbei, alles Gegenwärtige vielleicht auslöſend und Zukünftiges vorbereitend; ſie ziehen mein Leben hinein in ein Etwas, das ohne Anfang iſt und Ende. Ich

weiß nicht, von wo ich ausging — noch wo mein Daſein endet — die Wirkung meines Daſeins. Es iſt ein Ungeheures da — ein Etwas ohne Grenzen, darin man ſich auf einmal gewahr wird und aus dem man nicht mehr hinausfindet, — das keinen Ausgang erkennen läßt. Es iſt um einen ein Labyrinth von Wundern.

Ich fühle mich ganz ſchwer geworden. Eine unheimliche Stille ſchiebt ſich in mich hinein, gleichſam alles nach einem Ausgang abhorchend — nach einem Ende, alle Zeiten und Räume. Umſonſt: es zeigt ſich immer nur das eine Unbegreifliche — Endloſe: Alles lebt, denn alles wirkt — Lebendes und Totes . . . .

Ich lauſche nicht weiter. Ich habe wieder um mich geſehen und fühle die ſonnenſtrahlende Welt auf mich einſtrömen. Das ganze Tal vor mir rauſcht Licht herauf. Die Schneefelder ſprühen ringsum, und unten blitzt heller das Band des goldnen Stroms. Die Stunde geht warm dem Mittag entgegen, nur ab und zu durchläuft ein winterlicher Wind den Sonnenglanz. Verführeriſch faßt mich die Landſchaft an. Das Labyrinth der Wunder tut alles Erſchreckende von ſich und wird immer vertrauter meinem ganzen Empfinden.

Alles Beängſtigende hat nun das Daſein als Labyrinth für mich verloren, denn nichts mehr in mir ſucht nach Ausgang — horcht auf ein Ende hin. Es iſt zuviel Licht um mich, das mich zu ſich lockt. Alle Rätſelhaftigkeiten fangen an meinem Daſein unerſchöpfliche Funde zu werden und meine Lebensfreude aufzufriſchen. Bald wird es ſo, daß mir das Ausgangsloſe das Willkommenſte iſt.

Ruhig weiß ich nun: Ich bin einmal da und komme nicht mehr heraus. Mein perſönliches kleines Daſein läßt ſich im allgemeinen großen Daſein nicht mehr austilgen. Allem meinen Tun geht eine Wirkung nach, wie ich ſelber Wirkung von Vorhergegangenem bin. Dieſes Vorhergegangene mag oft wie ein Stillſtand ſein — wie ein Ausruhen — wie ein Schlummern und Kräfteſammeln, dem als Wirkung vielleicht umſo friſcher eine Macht entſpringt — umſo lebendiger — umſo ſchöpferiſcher. Denn alle Wirkung iſt ein Neues — ein Schöpferiſches — ein Wunder. Und in ſolcher

Wirkung liegt das ewige Leben. Dabei ist keine Wirkung eines Tuns zu bestimmen noch zu übersehen. Alles Tun ist an etwas anheimgegeben, das dunkel und unbestimmbar ist, wie ich selbst es bin. Ich selbst ein Wunder, das im Labyrinth der Wunder zu Hause ist. — — —

*

Ich habe von der herrlichen Umsicht Abschied genommen. Stille für mich hinlächelnd und dem Kranz der Berge immer wieder zutrinkend mit dankbaren Blicken, stapf ich langsam den Weg zurück, den ich gekommen bin und der mich meinem Dorfe zuträgt. Während die volle mittagliche Wintersonne mir wohlig das Gesicht netzt und meine Gewandung warm streichelt, wiederhole ich mir die Wahrnehmung meiner Seele: Keine Wirkung unsres Tuns bestimmbar noch übersehbar! Nimmt uns das nicht das Recht, unser Tun zu bestimmen? Muß es uns nicht vielmehr bestimmen, mit uns tun zu lassen: — uns unterzuordnen allem Mächtigen und Dunklen in uns? — Uns unsrer Natur unterzuordnen und ihrer Entfaltung mit Leib und Seele willig und gefügig zu werden? Denn unsere Natur ist immer noch das Rätselhafteste und Göttlichste an uns und sollte darum auch das Führende sein.

Als mir auf dem Wege schon nahe dem Dorfe noch Gedanken kommen, die mir sagen, daß vielleicht meine Anschauungen manches mühsam Errungene zerstören helfen, steht etwas wie ein Gewissen in mir auf, das voll Sicherheit und Frohheit zu bekennen weiß: Es gäbe nichts auf Erden, nichts von Menschen Errungenes oder Gegründetes — noch sonst von Menschen Geschaffenes, das mein Empfinden für so wichtig hielte, um ein Tun mitzumachen, das der Entfaltung unsrer Natur zuwiderläuft.

Hier setzt der versonnte Hüttenschwarm des Dorfes meinem Wandern und Sinnen ein Ziel und nimmt mich Hungrigen auf.

*

Des Schneewatens müde geworden, bin ich mehr zutal gezogen in ein Dorf, wo die Wege wegsamer sind. Ein kleiner Bergbach, der vom Stivo kommt, rauscht um die Handvoll Häuser, die ihm

zu beiden Seiten am Gehänge kauern. Die Kirche ſteht ferner, weiß und groß und turmlos auf weiter Anhöhe. Verſchneite Hügel ringsum von Sonnenſtrahlen zerwühlt, daß gleich Furchen und Riſſen der Erdboden durchdunkelt. Da und dort brüchige Felsſtellen und ſteile Runſten, von Geſtrüpp und ſtarrem gelbbraunen Strauchwerk durchzogen. Und draußen dehnt ſich wieder der weite Kranz der Berge mit den blinkenden Graten und Gipfeln und den vielen blitzenden Sonnenfeldern tagsüber.

Vom Dorfe führen nach allen Seiten Pfade hinan mit wunderſamen Ausblicken und immerwährenden Veränderungen an Licht und Schatten, an Formen und Farben. Ich komme aus dem Schauen und Staunen gar nicht heraus. Die Bergdörfer ſelbſt liegen oft wie ſchimmernde Rätſel vor mir, wenn das blaue Schattenmeer eines klaren Abends lautlos heranweht, und zugleich über die Dächer der Hüttenſchwärme hin ein leiſes Glühen der Sonne fegt. —

Auf meinen Wanderungen geht wieder zumeiſt eine Menge von Einfällen mit mir. Aber ſie beunruhigen mich nicht mehr wie früher, ſie regen mich nicht mehr auf wie früher. Die Kämpferluſt hat in mir nachgelaſſen, die alles in zu geharniſchter Stimmung wahrnimmt, darin die Seele auflodert. Mein Sichzuhauſe-Wiſſen im Labyrinth der Wunder hat etwas in mich hinein verwebt, das mit mehr Gleichmut um ſich ſieht und nicht mehr um jeden Preis nur Klarheit will, — das nun eher fürchtet, daß es mit der Klarheit zu oft Enge anſtrebt, — das es endlich aufgegeben hat, den Dingen nach Ausgängen, als ein zur Klarheit Nötiges, nachzuſpüren. Dieſes Etwas weiß vielmehr das Ausgangsverhangene, das ewig von Endloſem Umſchloſſene als das einzig Nötige zur Klarheit, indem erſt ein ſolcher Rahmen es ermöglicht, alle wahrnehmbaren Dinge, alle dieſe denkbaren, fühlbaren und greifbaren Begriffe, alle dieſe endloſen Begriffe in ihren Endloſigkeiten unterzubringen. Denn Klarheit iſt eine Macht des Gefühls, iſt vielleicht eine wonnige Beruhigung — eine leuchtende Sicherheit, die alle drückende Begrenzung von ſich getan hat. So iſt ein wolkenloſer Tag erſt ein klarer Tag: ein Tag, der alle Grenzen des Gewölks verlor, der gleichſam den Beginn des Endloſen im Raume auslöst und wahr-

nehmen läßt in der grenzenloſen Umrahmung, die eine ätherblaue Unendlichkeit um Welt und Daſein ſpannt. (Schluß folgt.)

Tauwind / von Karl Berger.

In dieſer Weiten Winterglanz,
In ſüdgeborner Winde Tanz
Fliege mein Herz und ſiege! —
Der Himmel licht und waſſerblau
Wie Kinderauges Zuverſicht:
Hochſpringendes Glück und mutige Schau!
Dann wieder ein Horchen und Schweigen ſtill;
Es taut in den Bäumen;
Das tropft und klopft!
Was will es nur,
Verſchwiegen regſam,
Dies hold' Geflüſter?
Da bewirft ein Baum
Mit langem Aſt
Den einſam Liebebelauſchenden
Voll Übermut mit Schnee.
„Du Alter,
Im naſſen moosgrünen Sammtrock du,
Machte dich Winter nicht müde
Kindlichen Spiel's?"
Doch im Park die Tanne
Steht würdevoll
In ihrer Nadeln dunklem Glaſt
Und weiß belaſtet
Lichtſprühend im Windeswehen:
Iſt mir doch, als trüge
Fröhlicher Wind den Glanz
Leidbelaſteter Tage,
Trüg' ihn fort, wer weiß, wie weit! —
Trauernd ſinn' ich ihm nach. — — —

(gez. von Joſef Durſt)

Max von Eſterle.

Hermann von Pfaundler / Wünſche.

Meine Wünſche ſind wie feurige Maſſen,
Die Blitzen gleich das All durchfliegen.
Ich warte, ob meine Wünſche ſiegen.

Meine Lieder ſind nur blaſſe Geſtalten,
Doch lieb wie Träume und müſſen mir halten,
Was jene ohne Erfüllung laſſen.

Doch wenn die feurigen Wünſche ſiegen,
Werden die Lieder im Dunkel liegen?
Wie muß ich dann die Erfüllung haſſen!

Brief an einen freundlichen Warner.

Werter Freund! Ich danke Ihnen für die Offenheit, mit der Sie ſich gegen die unhöfliche Art unſeres geiſtigen Verkehres mit der Firma Greinz & Hirth äußern. Die Divergenz unſerer Anſchauungen in dieſem Punkte muß mir an ſich bemerkenswerter erſcheinen als die Zuſtimmung derer, denen man im Grunde nichts Neues geſagt hat. Aber Ihr freundlicher Widerſpruch iſt mir darüber hinaus von Wert; bietet er doch erwünſchten Anlaß, im Intereſſe unſerer Sache einige prinzipielle Feſtſtellungen zu machen. Sie meinen zwar ſelbſt, daß meine Gloſſierung des „Katzelmachers" gerecht oder doch wenigſtens „verdient" ſei, aber — beſorgen Sie —: man dürfte Dallago und mir eine ſchädigende, aggreſſive Abſicht „unterſchieben". Allerdings, das *dürfte* man nicht nur, das *wird* man ſogar. So weltfremd bin ich nicht, um mich dieſer Einſicht zu verſchließen. Aber, geſtatten Sie die Frage: was geht das *uns* an? Das kann, das *muß* uns doch ganz gleichgültig ſein, wenn anders unſer Angriff einem reinlichen Empfinden und nicht ſpekulativer Bedachtſamkeit entſprang. Die Impulſivität unſerer Stellungnahme aber dürfte ſelbſt von den geiſtigen Kompagnons der angegriffenen Firma nicht bezweifelt werden können. Somit haben wir nicht nur ein Recht, ſondern die Pflicht, uns nur für jene Abſichten verantwortlich zu fühlen, zu denen wir uns ſelbſt bekennen,

nicht aber auch für jene, die man uns unterschiebt. Und seien Sie überzeugt: je unverantwortlicher wir uns für die letzteren fühlen, desto verantwortlicher fühlen wir uns für die ersteren. Daraus folgt: wir können es ganz einfach nicht von uns verlangen, die Bedenken derer zu beachten, geschweige denn zu teilen, die ohne weiteres geneigt sind, die Motive unserer Kampfesweise zu verdächtigen. Mit solchen Leuten haben wir nichts gemein und wollen wir nichts gemein haben, und was sie über uns denken oder äußern, ist ihre Sache, die uns nicht berührt. Mißdeutungen ist wie die einzelne Persönlichkeit so auch eine Zeitschrift ausgesetzt, die sich in öffentlichen Diskussionen dem bon ton des gebildeten Mobs und seinem alles nivellierenden Kollegialitätsbedürfnis zugunsten einer persönlicheren Tonart widersetzt. Dagegen ist nichts zu machen. Auch wenn man — wie wir — so unbescheiden ist, dem eigenen Rückgrat mehr Widerstandskraft zuzutrauen als der herablassenden Rückgratlosigkeit berufsmäßiger Protektoren. Denn, um es offen zu sagen: nichts scheint uns entwürdigender als die Selbsterziehung zu einer Weitherzigkeit, die außer der einzig gebotenen Rücksicht auf die eigene Gesinnung auch noch die überflüssige Rücksicht auf die Gesinnungen der Vielen in sich beherzigt. Und nichts verächtlicher als die Selbstanpassung an die optischen Gesetze einer Weltbetrachtung, die jedem offenen Blicke Scheuklappen und einem geraden Blick das Schielen angewöhnen möchte. Daß aber die Auflehnung gegen ideale Pöbelforderungen dieser Art in dieser kunterbunten und im Grunde doch so farblosen Welt von Sachverständigen und Rangabläufern hier als Anmaßung verlästert, dort als Unverstand verlacht wird, ist eine zu alltägliche Erfahrung, als daß man ihr Beachtung schenken dürfte.

Nach dem Gesagten kann es aber auch nicht unsere Aufgabe sein, unsere Absichten, die ohnedies für jeden Unbefangenen klar und unzweideutig zu Tage liegen, jenen plausibel zu machen, die es eben darauf abgesehen haben, sie zu verkennen. Wen wir nicht überzeugen, den werden wir nicht überreden. Das ist so selbstverständlich wie die Versicherung, daß es uns nie eingefallen wäre, von Herrn Greinz Notiz zu nehmen, wenn es ihm — dem repräsentativen „Vertreter" des Tiroler Schrifttums — nicht plötzlich eingefallen wäre, sich vor dem Publikum seines teuren Vaterlandes in einer billigen Charakterrolle aufzuspielen, die seinem Talent nicht lag und den beliebten Darsteller zu Übertreibungen und einem Pathos verleitete, das peinlichstes Aufsehen erregen mußte. (Ganz abgesehen davon, daß dieses Pathos

noch schweißtriefender erschien als sein Humor, von dem bekannt ist, daß er sich in Pointen austobt, denen auch kein Fettdruck über die Magerkeit ihres Witzes hinwegzuhelfen vermag.) Der Umstand, daß Herr Greinz diese Rolle, die sich in den Händen eines Fachmanns sozusagen von selber spielt, von hinten bis vorne falsch angepackt hatte und sich in den höheren Tonlagen schmerzlich vergriff, konnte allerdings noch kein Grund sein, gegen ihn Front zu machen. Hätte man nur sonst etwas wie ein rechtschaffenes Mannsbild herausgespürt! Aber nein, das spielte ausschließlich ins Publikum. Stellte sich windschief in Positur, warf sich als „der Tiroler Dichter" in die Brust und verbeugte sich bald vor dem Gemeinderat, bald vor der Presse und — wer hätte dies gedacht! — sogar vor den gewöhnlichen Tiroler „Schriftstellern", immer aber darauf bedacht, bei jedem Buckerl nach hinten auszuschlagen und seinem einst so sehr geschätzten Ex-Freund Thurner einen Fußtritt um den andern zu versetzen. Sollte doch dies erste Auftreten des Humoristen Greinz in der seriösen Rolle eines Aufklärungsapostels nichts anderes bezwecken, als der von ihm und seinen Schleppträgern inaugurierten Hetze gegen den Theaterdirektor (der sich den Kunst- und Logenansprüchen der Herren nicht gewachsen zeigte) die Krone endlichen Erfolges aufzusetzen. Die Abfuhr, die sich Herr Greinz statt dessen holte und die nun durch den Beschluß des Gemeinderats, das Theater auf weitere zwei Jahre an Herrn Thurner zu vergeben, auch noch solenn besiegelt wurde, war allerdings so gründlich, daß unsere Glossierung der Affäre als eine entbehrliche Rücksichtslosigkeit erscheinen konnte. Aber noch weniger hatten wir Anlaß, dem Beispiel seiner Anhänger zu folgen und den Mantel der christlichen Nächstenliebe über diesen Mißerfolg zu breiten. Denn da Herr Greinz, erfolgverwöhnt und auf die Zugkraft seines Namens pochend, seinen Enthüllungen weiteste Publizität versprochen hatte, so glaubten wir dafür sorgen zu müssen, daß auch der blamable Effekt dieser Enthüllungen nicht spurlos in der Versenkung verschwinde. Gebe ich also in gewissem Sinne gerne die Engherzigkeit unseres Angriffes zu, so plädiere ich doch zugleich für sie. Denn das eigene Vertrauen in diese Art eingeborener Engherzigkeit ermächtigte uns erst, die Kulturlosigkeit einer Weitherzigkeit zu entblößen, der vom Dichter bis zum Pointenschnüffler, vom Spassettelfabrikanten bis zum Tragiker, vom „Gemeingut des deutschen Volkes" bis zum (glücklich entthronten) „propheta in patria" alle Brusttöne der Überzeugung, je nach Bedarf, geläufig sind. Dieser wahrhaft unpersönlichen Viel-

seitigkeit und Unvoreingenommenheit entgegen empfanden wir das dringende Bedürfnis, unsere persönliche Einseitigkeit und Voreingenommenheit entsprechend zu betonen. Schelte uns darob, wer will! Wir hatten keinen Grund, Herrn Greinz zu schädigen, und keinen, ihn zu schonen. Er ist unserm Haß wie unsrer Liebe gleich weit entrückt.

Denn er selbst ist, ähnlich seiner Thurnbacherin, eine kalttemperierte, im Innersten nüchtern berechnende Natur. Sie drückt auch seiner Liebe, mit der er Land und Leute schildert, den Stempel ihres seelischen Unvermögens auf. Eine Liebe, die nicht erwärmt. Der die Indiskretion im Nacken sitzt. Und die denn auch, in Ermanglung eines tieferen Gefühls, in Ernst und Scherz aufs Renommieren angewiesen ist. Ja, ich behaupte, daß diese Liebe menschlich weniger fundiert ist als es der Haß jenes Pamphlets über Tirol gewesen ist, das hierzuland vor Jahresfrist eine Entrüstung erregte, die zum Wert seiner Satire in keinem Verhältnis stand. Doch wird man sich daran erinnern dürfen, daß dieses Machwerk gerade im Lager der Firma Knorr & Hirth zu München am lautesten begrüßt wurde; in jenem Lager also, an das Herr Rudolf Greinz seine Liebe zu Tirol kleinweis verschleißt. Ein artiges Spiel des Zufalls, das zu denken gäbe. Und, bitte, nehmen Sie eine der letzten „Jugend"-Nummern her! Da finden Sie z. B. diesen bezeichnenden Witz: „Am schönsten sind die Hochtouren in Tirol, — stürzt man von einem Gipfel ab, — fällt man sicher auf eine Kutte." Geschmackvoll, wie?! Und wirklich bezeichnend, aber nicht nur für das geistige Format des „Jugend"-Witzes. Gewiß, das braucht nicht von Herrn Greinz zu sein. Aber ist es nicht Geist vom Geiste jener Liebe, die Herr Greinz nach München exportiert? Und der er seinen Erfolg beim breiten Publikum verdankt? Denn darüber sollte man sich endlich klar sein: das Geheimnis dieses Erfolges liegt nicht etwa darin, daß Herr Greinz Menschen und Sitten seiner Heimat in einer besonderen und ungewohnten Art wiedergegeben und Umwertungen überlieferter Typen versucht hätte, wie sie auf bildkünstlerischem Gebiet die Größe eines Egger-Lienz ausmachen; es liegt im Gegenteile darin, daß er — der Kerntiroler — einer beliebten Cliché-Auffassung des Tirolertums, wie sie namentlich reichsdeutscher Überlegenheit seit je geläufig war, sozusagen die Sanktion des eingeborenen Sachverständigen erteilte. Und ganz im Sinne dieser Schablonen-Auffassung, der die seine schließlich wie ein faules Ei dem andern glich, hat Herr Greinz weniger die wirklichen Eigen-

heiten seiner Landsleute als vielmehr die Lächerlichkeiten, die landfremde Art an ihnen nun einmal nicht missen wollte, doppelt und dreifach unterstrichen; er hat dazu ein Übriges gethan, indem er sein Tirolertum schließlich als Etikette auf jedes seiner Bücher klebte, und hat auf diese Weise dem Marktwert seiner poetischen Ware jenes Ansehen verschafft, das ihn, die Marke „Tirol", nachgerade begehrt gemacht hat. (Während beispielsweise der Reichsdeutsche Richard Bredenbrücker, der unserer Heimat tiefer in Aug und Herz gesehen, mit seinen ungleich echteren und lebensvolleren Schilderungen von Land und Leuten so gut wie unbeachtet blieb. Das kommt davon, wenn ein in Liebe Zugewanderter aus dem Sinnfällig-Besonderen eines Volkscharakters das zu *gestalten* versucht, was ein kühler kalkulierender Eingeborener einfach aus sich zu „machen" versteht. Dieser nämlich wird sich immer dahin legitimieren dürfen: Ich schöpfe aus dem Volk, indem ich aus mir schöpfe. Auch wenn er, wie Herr Greinz, mit der Volksseele alles eher als verwachsen ist.)

Nein, wirklich: die Gefahr, daß einer hierzuland beim Abstürzen auf eine Kutte fällt, ist weit geringer, keinesfalls aber schrecklicher als die, daß ihm Herr Kassian Kluibenschädel in der „Jugend" eines seiner humorschwitzenden Marterln setzt. Und freier und gelassener bewegen wir innerlich Unabhängigen und Undogmatischen uns unter dem Drucke pfäffischer Unduldsamkeit als unter der geistigen Protektion, die der Witz der freisinnigen Philister-Firma Greinz & Hirth Land und Leuten in Tirol zuteil werden läßt.

Mit bestem Gruß

Ihr Ludwig von Ficker.

Soeben erschien:

Richard Huldschiner

Die Nachtmahr

Roman

geh. M 3.50, geb. M 5.—, in Halbfranz M 6.50

Albert Langen / Verlag / München.

„Observer“

Unternehmen für Zeitungsausschnitte
Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4
Telephon Nr. 12801

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen **(Zeitungsausschnitte)** über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Im Verlag Schuster & Loeffler in Berlin erschien:

Pacificus Kasslatterer

Streusand drauf!

Preis geh. M 2.—.

Freiwillige Anzeige:

Neuerscheinungen Herbst 1910.

Hans v. Hoffensthal, Hildegard Ruhs Haus.
Novellen. — Egon Fleischel & Co. Berlin.
Preis geheftet Mark 3.—, gebunden Mark 4.50.

Karl Schönherr, Glaube und Heimat.
Die Tragödie eines Volkes.
L. Staackmann, Verlag, Leipzig.
Preis geheftet Mark 2.—, gebunden Mark 3.—.

Albert von Trentini, Sieg der Jungfrau.
Roman. — Schuster & Loeffler, Berlin.
Preis geheftet Mark 4.—, gebunden Mark 5.—.

Im

Verlag der Tribüne, Berlin SW 68

ist erschienen:

Unkenrufe

Aus dem Tümpel der Kultur

Satiren von **Emanuel.**

In Leinen gebunden 1 Mark.

Bremer Bürgerzeitung.
In Emanuels streitbarer Poesie mischt sich derber, frischer Volkshumor mit bitterer, bissiger Ironie und in mancher Strophe gelingts ihm auch, den typischen Wesenskern einzelner Tümpelfiguren blitzartig zutage treten zu lassen. . . . Es ist wert, vermerkt zu werden, wenn man unter den bürgerlichen Spöttern von heute einem begegnet, der nicht nur Schlamm und Moder, sodern darüber hinaus auch die neue Kraft und das neue Werden aufzudecken weiß, wie der Autor der Unkenrufe . . . und schon dieser Ausblicke wegen sei das Buch empfohlen.

Saale-Zeitung, Halle a. S.
Man kennt Emanuel von seiner Tätigkeit an der Berliner „Zeit am Montag". Seine Satire ist so kernig und frisch, der Humor so lebhaft, daß man sich bei dem Fluß der Verse u. der Urwüchsigkeit der Worte vortrefflich unterhält.

Würzburger Journal.
Wer sich an den Produkten gutgesinnter politischer Dichter oder an dem byzantinischen Lobhudel königstreuer Journalisten und Festredner den Magen verdorben hat, dem raten wir, als wirksames Gegengift in den nächsten Buchhandlungen das sauber gebundene Büchlein „Unkenrufe" zu kaufen und zu lesen.

I. Jahr. Heft 15.

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Ludwig Seifert: Die Nachtmahr / Arthur von Wallpach: Bregostana / Otto Alscher: Der Vater und der Tod / Hugo Neugebauer: Gedichte / Carl Dallago: Das Labyrinth der Wunder (Schluß) / Carl Dallago: Welkende Landschaft / Hartmann: Brixner Chronik III / Karikaturenfolge XV: Max von Esterle: Der Herr Bürgermeister von Brixen.

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1·75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Erlerstraße Nr. 3. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt. Sämtliche Rechte vorbehalten.

Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel.** Schreibmaschinen: **Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.**

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

I. Jahr. Innsbruck / 1. Jänner 1911. Heft 15.

Die Nachtmahr / von Ludwig Seifert.

Richard Huldſchiner iſt ein Tiroler Dichter. In ſeiner Heimat zwar hat ihn noch nie einer genannt, aber das hindert ihn nicht, ſich in der Stille ſeinem Beruf mit vorbildlichem Eifer hinzugeben, dem Eifer des echten Künſtlers, der weiß, daß das Können errungen ſein will in unermüdlichem Werden. Er hat ſchon eine ſtattliche Zahl von Büchern herausgegeben, in denen ſich ſein Werden verfolgen läßt vom Zögernden, Suchenden, der oft noch fremden Spuren folgt, der ſeine eigenen Ziele erſt ahnt, bis zum Selbſtändigen, Sicheren — Bücher, die ihm draußen, in der literariſchen Welt, einen geachteten Namen verſchafft haben. Dabei iſt ihm freilich weder Zeit noch Luſt übrig geblieben, für ſeine Berühmtheit daheim zu ſorgen, aber das iſt kein Grund, ihn zu bedauern; denn wenn man auch daheim ſeine Bücher nicht den Tanten zum Namenstag beſchert und wenn es auch nicht er iſt, der bei den Bozener Jours die Rubrik „Literatur" ausfüllt, und wenn auch ſein Name nicht zu finden iſt, wenn unſere Tagesblätter ſich hie und da ihrer kulturellen Sendung beſinnend von Bergwind, Erdfarbe und Bodengeruch erzählen, ſo ſind doch recht erfreuliche Dinge von dieſem Schriftſteller zu berichten.

Daß alles das, was ſeit zwei Jahrzehnten einem Buche aus der Bergwelt nachzurühmen üblich iſt (und was doch ſo ſelten zu finden war) bei ſeiner „Nachtmahr" wirklich zutrifft —: daß die Bauern darin keine Marionetten im Nationalkoſtüm ſind, daß ſie nicht in Verfolgung einer willkürlich erſonnenen Handlung die — je

nach Bedarf — neckiſchen oder kernigen, treuherzigen oder wüſten Sprüche tun, wie ſie der gebildete Leſer von einem ordentlichen Tiroler, der im Buch ſteht, verlangen kann, daß es bei ihm keine lebloſen Figuren gibt, die an dem ſichtbaren Draht des Spielers unter Spott und Rührung durch die üblichen Konflikte zu den üblichen Schickſalen gezerrt werden — daß bei ihm wirkliche, atmende Menſchen handeln, die unter dem dunklen Geheiß ihrer Bruſt hart und trotzig um ihr Leben und Leiden dienen müſſen, das iſt ziemlich viel, wenn man bedenkt, durch wie viele Gläſer — rohe oder geſchliffene und ſtets gefärbte — wir bisher Land und Leute ſehen mußten und wie ſchwer es iſt, die Dinge von den unechten Farben zu befreien, in die ſie die unfrommen Geſchichtenmacher für den Fernerſtehenden getaucht. —

Es kann verſchiedene Gründe haben, wenn ein Schriftſteller ein oft verarbeitetes Thema aufs neue wählt — meiſt folgt er erprobter Fährte, um durch die Erfahrungen der Vorgänger zu den gleichen Erfolgen zu gelangen. Hier iſt es die Beſchränkung des Wiſſenden, des Reifen, der es ſich einmal verſagen will, aus den glänzenden verführeriſchen Vorwürfen, die in unſerer Zeit — die für ihn in allen Zeiten ruhen, zu ſchöpfen, der einmal an ſprödem ungefügem Stoff ſein Können erproben möchte.

Da iſt das Weib, das ſich einem Manne verſprechen läßt, für den ſie keine Neigung hat, die dem Bruder ihres Verlobten nachts die Türe öffnet, ohne ihn zu lieben, denn er iſt jung, aber der Andre hat den Hof — da iſt er, der Bauer, der dieſes Weib doch heimführt, obwohl es ihm ehrlich und rückſichtslos bekennt, daß ſie ihn nicht ausſtehen mag, der ſich wie ein Hund duckt, wenn ſie ſeine Liebkoſungen grob zurückweiſt, bis dann endlich, wie ſie den Hohn ſo weit treibt, ihm von ihrer Liebſchaft mit dem Bruder zu ſagen, ſein zertretener Groll überkocht und er ſie zu ſchlagen beginnt — — und die ganze Kataſtrophe, die ſich mit zwei Worten erzählen läßt: wie der Haß gegen den Dürftigen, Ungeliebten, der ihr zur Seite lebt, immer mächtiger wird in der gequälten Kreatur, wie ſie ſich zu ſehnen beginnt nach dem kräftigen jungen Tiere, das ihr Lager geteilt hat, wie dieſer Haß ihr einziger Gedanke wird von früh bis ſpät

und ihr ganzes Leben einhüllt, wie sie dann damit umgeht, ihren Mann zu vergiften — vergeblich — bis sie endlich den Hof anschürt, um ihm einen Tort anzutun und von ihm frei zu werden. Wie der Schwager, von dem sie ein Kind im Leibe trägt, sich von ihr abkehrt und sie auslacht mit ihrer Not, wie sie dann zuletzt das Kind, für das sie von ihrem Gatten Schimpf und Qual befürchtet, in einer schwarzen Nacht erwürgt, und wie dann Lug und Trug sie nicht vor dem Gefängnis retten kann . . . all das klingt — so berichtet — trivial, wie aus einem alten Kalender heraus, und gerade deshalb zwingt uns das Buch zur Achtung vor dem Können, das aus solchem Stoffe ein lebendes Werk zu bilden vermochte.

Denn daß die Menschen in dem Buche leben, kann selbst nicht bestreiten, wem die Begebenheiten an sich nicht von Belang erscheinen. Sie leben ein trauriges Leben in einem grauen, düsteren Licht — ein in gewissem Sinne starkes Leben, da sie so unerbittlich fest in ihr Schicksal gehüllt sind in einer Art und Weise, die uns Städtern fremd ist, denen in Traum und Wissen viele Heimaten bereitet sind, die wir so oft eher gequält werden von der Vielzahl der Erlebensmöglichkeiten als zu Boden gezogen von der Last des wirklich Erlebten.

Vielleicht hat gerade das den Dichter, der sich vorher an verschiedenartigen Vorwürfen versucht hatte, gereizt: Menschen zu gestalten, die eine Einheit darstellen, die an ihr enges Geschick so unerbittlich gekettet sind, welches — ähnlich dem Spruchband der alten Martyrienbilder — um ihr Haupt geschlungen ist.

Die meisten dieser Personen sind uns wohl schon begegnet (natürlich, sie sind so leicht aufzufinden wie schwer zu ergründen) aber sicher niemals mit reinerer Absicht — das heißt also künstlerisch: absichtslos — wiedergegeben, mit Verzicht auf alles Gewollt-Sympathische und Ungewollt-Unsympathische. Ohne verschönernde Schminke und ohne gefällige Posen erinnern sie vielmehr an die Gestalten von Egger-Lienz und Hodler als an die Defreggers. Es sind dumpfe Wesen, die wie in einem halbwachen Zustand dahinleben, bewundernswert wegen der unweichlichen Art, die schlimmsten Dinge

zu ertragen. Nur ſelten bäumen ſie ſich auf, wenn der Zwieſpalt zu quälend wird zwiſchen den beiden Gewalten, denen ſie unterworfen ſind: der uralten überkommenen Sitte, die unerbittlich das Glück und die Freude des Einzelnen zum Opfer heiſcht für die Reinheit des Stammes und den Beſtand des ererbten Gutes und ihrem unbändigen Blute, das von bürgerlicher und kirchlicher Satzung nicht weiß (— ein Zwieſpalt, der freilich draußen mächtiger iſt als bei uns, wo die Sitte oft zur ſchmiegſamen Form geworden iſt, der der alte Sinn fehlt und wo die kühleren und unſichreren Inſtinkte zu paktieren wiſſen.)

Anna Verauner iſt eine faſt unvergeßliche Geſtalt, die — wie alle Menſchen in der Erzählung mit wenigen ſicheren Strichen gezeichnet — an Kriemhilde und die Heldin in „Um Haus und Hof" erinnert in ihrer monomaniſchen Leidenſchaftlichkeit und die uns doch rührt durch einzelne Züge: wie ſie die Kälte fühlt in ihrer Jugend, über die keine Mutter wachte, wie ſie nicht aus noch ein weiß und, ſchon ſchwer vom werdenden Leben, nach dem Manne ſucht, der ihr einziges Licht iſt und dem ſie immer nur Zeitvertreib war, und wie ſie dem toten Kind ein Schlummerlied ſingt in namenloſer Angſt, nur nicht zum Bewußtſein zu kommen, daß es nicht mehr lebt. — Auch der Lamſerbauer iſt ein guter Studienkopf mit ſeiner zwiſchen Milde und Starrſinn ſchwankenden Art, der ſein Weh und ſeinen Grimm langmütig trägt, wie es ſonſt nur die ſehr Starken vermögen, und der doch ein Schwächling iſt, dem die geſunde Rückſichtsloſigkeit fehlt, ſeine Rechte zu genießen, und der eine rührende Zärtlichkeit für ſein unbändiges Weib wie ein trübes und flackerndes Licht durch ſein blindes Leben trägt . . . Dann der alte Torggler, der Knecht Much, die Jula, der Krämer und ſein Weib: ſo wenig wir eigentlich von allen erfahren, ſie hinterlaſſen doch einen ganz beſtimmten, ſcharf umriſſenen Eindruck, ja zuweilen iſt es, als verdichte ſich ihr Weſen zu einem Bilde, das wir mit eigenen Augen geſehen zu haben vermeinen, ſo die Anna während des Brandes, der alte Bauer beim Kartenſpiel, der Philipp, wie er ratlos und im ſtummen Elend neben dem Bett ſeines Weibes ſitzt.

Dieſelbe Beſtimmtheit, mit der Huldſchiner im Einzelnen aus dem Chaos indifferenter Momente die entſcheidenden Züge auswählt, um ein ſuggeſtives Bild hervorzubringen, offenbart ſich auch in dem ruhig-kräftigen Aufbau des Ganzen, der wohl in dieſem letzten Buche durch die engumgrenzte Handlung begünſtigt wird. Wir ſehen ihn mit ſicher-kundiger Hand die Fäden entwirren und zu klaren, wohlgetönten Bildern verweben. Dabei ſteht das Epiſche in harmoniſcheſtem Verhältnis zu den Stimmungs-Momenten — nirgends ſtört die Zeichnung der Szene die klaren Umriſſe der Begebenheiten — nirgends wird die Darſtellung der letzteren zu ſtimmungsloſer Berichterſtattung. Die Landſchaft, die Huldſchiner ins Leben zu rufen weiß wie ſelten einer (man denke unter vielen andren an die prächtige Almſzene im VI. Kapitel) ragt in teilnahmsloſer Ferngerücktheit im Hintergrund der grauſigen und gewaltſamen Vorkommniſſe, nirgends wird ihr eine unechte Tröſterrolle zugeſchrieben — der Menſch bleibt unerlöſt und allein mit ſeinem Harme. Zwar ſind hie und da Lichter aufgeſetzt auf dieſes düſtere Bild von Leiden und Irrtum, ſo die Geſtalt des Much, des nachdenklichen, redſeligen Knechtes, die Kapuzinerpredigt, die etwas landläufige Epiſode mit der Rechenmachergitſch, die Szene bei der Nalſermoidl, die von Breughel erſonnen ſein könnte, — aber im Großen und Ganzen gibt doch die Reſignation dem Buche ſeine Farbe. Wie ein Alpdrucktraum ſind manche Szenen, und nirgends eigentlich finden wir jenes ſorgloſe Raſten, jenes unbekümmerte Aufatmen, das dem deutſchen Weſen lieb iſt — es iſt, als ob die Geſtalten dieſer Bauern unter einem unverſöhnlichen Fluch raſtlos ihrem Leidensziel entgegengingen. Wenn etwas in der Erzählung tröſtlich iſt, dann iſt es nicht, daß das Verbrechen ſeiner Sühne zugeführt wird (— dieſe letzte Partie iſt übrigens die einzige, wo der Erzähler den Dichter, der ſonſt in dem Buche immer die Oberhand hat, zurückdrängt —), ſondern dies, daß dieſe kräftigen Menſchen von all dem dumpfen Elend und Ungemach nicht ſchäbig werden. Bei uns in der Stadt vollziehen ſich die Schickſale unmerklicher und grauſamer und die entſetzlichſten Tragödien ſind nicht die, welche mit gewaltſamem Tod und Kriminal enden, ſondern die langſame

Zermürbung, das Schwinden von Wille und Kraft. Es erinnert manches an Tolſtoi in dieſem Buche, (ſo verſchieden auch ſonſt die Welt ſeines Dichters von der des Propheten ſei) in dem ſich nirgends das Heitere, Erlöſende durchzuſetzen vermag. Selbſt die Leidenſchaft für den jungen Schwager bringt der Anna mehr Kummer als Freude; ſie iſt eigentlich aus dem Widerſtand gegen den unanſehnlichen Bruder entſtanden und läßt das Opfer eines ganzen Lebens — dreier Leben nicht ganz als gerechtfertigt erſcheinen, ſo arm und freudlos iſt dieſe Liebe. Und nicht ſie verleiht der Anna ein menſchlicheres Leben als denen um ſie, ſondern ihr Haß. Selbſt der aufs tiefſte gekränkte Mann hat immer noch ein Gefühl des Mitleids für das Weib, das ihm ſo weh getan hat, ſie dagegen kennt nur Verachtung, Abſcheu und Mißgunſt — freilich nicht unrichtig beraten von ihrem Inſtinkt, der gegen den Welkenden ſpricht. Und dieſe erbarmungsloſe unbändige Bosheit iſt es, was uns abſonderlich anmutet in dem ſonſt ſo heimatechten Buche, es iſt wie ein Fremdes, Feindſeliges, das da die Phantaſie des Dichters in die Tiroler Umgebung geſtellt hat. (Schade, daß es — angeſichts des Unfuges, der heute mit dem Begriffe Raſſe und Artfremdheit getrieben wird — zu Mißverſtändniſſen führen könnte, näher auf dies Problem einzugehen.) Sicher iſt, daß des Dichters Diſtanz zum Bauerntum — die nicht Teilnahmsloſigkeit iſt — ihn vor mehr als einem Irrtum jener bewahrt, die in allen Äußerungen bäuerlichen Weſens Wunder ſehen wollen, denen Wortkargheit immer innerer Reichtum, Roheit immer ſo viel wie Kraft bedeutet. Huldſchiner iſt der echte Wahlverwandte Schönherrs und Kranewitters und wie bei ihnen wird der voreingenommene Leſer in dieſem Bauernroman jene Lebkuchenſüßigkeit vermiſſen, die bisher ſo oft als das Merkmal echter Heimatpoeſie gegolten hat.

Für den Dichter Huldſchiner bedeutet die „Nachtmahr" wahrſcheinlich ein Experiment, wie etwa eine Studie in Grau und Schwarz für einen raffinierten Koloriſten. Dieſelbe Reife, die ſich in dem letzten Werke als Selbſtbeſchränkung und Geſchloſſenheit äußerte, werden wir als Bewegtheit und Farbenfülle wiedererkennen, falls ſich der Dichter früher oder ſpäter andern Stoffen zuwenden ſollte. Denn

von ihm dürfen wir hoffen, daß er noch viele berauſchende und rätſelhafte Dinge, die noch der künſtleriſchen Geſtaltung harren, erwecken werde, daß er uns die verhüllten Wunder deuten werde, die unſere Landſchaft in Natur und Volk birgt . . . ſüße und drohende Dinge: das einſame Welken unſerer Dörfer und das geheimnisvolle Großwerden unſerer Städte. — —

Wir hoffen noch ſehr viel von Richard Huldſchiner.

Richard Huldſchiner: „Die Nachtmahr", Roman. — Alb. Langen, München.

Bregoſtana / von Arthur v. Wallpach.

(Bregoſtanes, Ganes, Domatſchas: die wilden, ſchweifenden Weiber des rhaetiſchen Gebirgs, die Wildweibli der ſchweizer und hollen Diern', oder ſaligen Fräulein der deutſchen Sage. In den Alphütten übernachtend, hängt die Salige, da ſie auf dem Heu neben der Fenſterlucke ſchläft, ihr Haar in das Spiel des Nachtwinds hinaus. Sein Gold flimmert blendend im Morgenſchein).

Du ſaliges Fräulein, Unbehauſte,
Wirf dich zu mir ins Heidekraut.
Dein Flechtenſchopf, der ſturmzerzauſte,
Umflattert mich, es überbrauſte
Der Staubbach deine kühle Haut.

Auf duftigem Heu der Geiſterſenne
Schliefſt du die kurze Dämmernacht.
Vom Windaug flog, als ob es brenne,
Goldrot, wie Weizen auf der Tenne,
Dein Haar, vom Morgenwind entfacht.

Die raſche Hand mit ſchmalem Rücken
Liebkoſt, behaart und ſonnenbraun,
Der weißen Bartgams goldne Krücken,
Bricht Glitzerſchmuck aus Druſenſtücken
Und wühlt in Quendel und Madaun.

Ein ſichernd Wild, zeigſt du im Schreiten
Des Luchſes ſehnenſtraffen Sprung,
Die Süchte der Vergangenheiten,
Die Zauberſaat der Fährlichkeiten,
Dein Lachen macht ſie unſchuldsjung.

Du, die nicht Fluch, noch Segnung bannte,
Bringſt eines Seins Erfüllung mit.
Dein Heiſchen ſchenkt, das unbekannte,
Daß gipfelhoh das Leben brannte,
Eh's in der Tale Dunkel ſchritt.

Von ſtolzen, freigebornen Dingen:
Wind, Wolke, Woge, Wetterſtoß,
Haſt du die Kraft, darin ſie ſchwingen,
Den wilden Ton, drin ſie erklingen,
Biſt flüchtig, herb wie ſie, und groß.

Du neckſt mich in der Lahne Schollern,
Im Sturmgriff, in des Hähers Schrei,
Verlockſt mich, trotz des Steinſchlags Kollern,
Vom Edelweiß, wandein, zu vollern
Sternblumen deiner Wüſtenei!

Fern Herd und Heimat, zeitverloren,
Durch Fels und Firn geht meine Fahrt.
Wie eines Füllen, berggeboren,
Mein Jauchzen wiehert dir zu Ohren,
Im Jochwind flappt mein Zottelbart.

Vom Talſpalt fahle Äcker glänzen —
Dort engt die Menſchen Harm und Pein;
Doch dein Bereich iſt ohne Grenzen,
Kein Wintern kündet ihn, kein Lenzen,
Nur unermeßlich Einſamſein.

Im Hochwaldäſteſchwingen bebſt du,
Auf Abendſtirne quillt dein Blut;
Geſpenſtige, Gott und Tier verwebſt du,
Mein Herbſten, Blühende, durchlebſt du
Und kühlſt wie keuſches Eis die Glut.

Lehn dich an mich und laß uns lauſchen,
Schwindelnd, dem flutend ewigem Sein:
Wie Bäche in einander rauſchen,
Sich Wolken in einander bauſchen,
So brauſe du in mich hinein!

Der Vater und der Tod / von Otto Alſcher.

Der Arzt ging. Er drückte dem Vater die Hand, ſprach nichts, ſein Blick war ernſt und ruhig und von einer gewiſſen Verlorenheit. Und der Vater fragte auch nichts; wozu? . . . Der Arzt war zur Hilfe da, was er dachte, was er konſtatierte, war nur für ihn ſelbſt wichtig, war für ſein eigenes Handeln entſcheidend. Und dann war er, der Vater, von einer tiefen Lähmung befallen, von einer ſonderbaren Verſunkenheit, aus der er ſich nicht aufraffen konnte.

Er wußte ja auch, was der Arzt ihm hätte ſagen müſſen. Er wußte es, glaubte es, und hätte er zehnmal das Gegenteil vernommen. Er kannte ſein Kind und wußte, welchem Schickſal es entgegenging.

Wie fürchterlich der Atem des Kindes war. Unregelmäßig, ſchwach, dann plötzlich anſchwellend, raſſelnd, röchelnd mit fieberhaftem Raſen des Pulſes. Dabei Zucken, Ausſchlagen der ſo mageren, verkrampften Hände und Füße und Knirſchen der Zähne.

. . . Aber die Augen waren das Fürchterlichſte. Sie ſtanden im Winkel zueinander, rollten nach rechts und links im armen, irren, unbewußten Suchen. Lange ſchon, ſchon vor Tagen war dem Kinde das Bewußtſein geſchwunden.

Als der Arzt gegangen war, erhob ſich plötzlich der Mann, trat an ein Fenſter und öffnete es. Luft ſollte es haben, das Kind, und Licht. Und als hätte das Kind dieſen voll hereinfallenden Schein empfunden, rollten ſeine Augen nach links, durſtig, ſuchend. Da ſtöhnte der Vater auf, ſank wieder auf ſeinen Stuhl und ſtarrte das Kind an.

Draußen im Garten flirrte das Laub der Bäume in ſatten und hellen Farben. Ein ſchweres, fernes Rauſchen, Brauſen mächtiger Wipfel am Berge, das näher und näher kam und wieder ſchwand. Und dann das kurze Raſcheln der Sträucher.

Irgendwo in einem Buſch das Piepſen eines hungrigen, jungen Vogels. Ein ſcharfes Zirpen, manchmal ausſetzend und dann ſich von Neuem erhebend, ſchrill und dringend werdend. Von einem der hohen Gartenbäume her der Geſang einer Amſel.

Es war, als grübelte der Mann. Als hinge er einem quälenden Gedanken nach, als ſinne er, ohne einen Anfang, ein Ende zu finden. Und er ſann auch. Er grübelte darüber nach, was das Nichts ſei, was der Tod ſei. Aber er konnte ihn nicht faſſen, dieſen Begriff, dieſes Bild nicht formen.

So unerklärlich war ihm der Tod. Er wußte nicht, wie er ſich ihm gegenüber verhalten ſollte, er war ihm nie begegnet. Im Leben ſtand er ſtets, das Leben ſuchte er und allem anderen galt ſein Verneinen.

Und nun ſtand er dem Tode gegenüber, denn ſein Kind ſtarb. Zwar lebte es noch, doch ſein Atmen war ein raſender Kampf mit dem Sterben. Sein Leben war ein letztes Aufbäumen, das letzte Verneinen des Todes, wie er, der Vater, es ſtets beſeſſen.

In einem ſo kurzen Daſein, in den zwei Lebensjahren hatte es für nichts gelebt als dem Verneinen der Vergänglichkeit. Unbewußt . . . denn ſein Leben war ein Werden, und Werden iſt

Wollen, iſt Widerſtand gegen die Vergänglichkeit. Und plötzlich ſah er ſo deutlich ſein Kind vor ſich, wie es geweſen, als es noch voll Geſundheit, voll Freude war. Er ſah es auf ſeinem Stühlchen ſitzend, das kleine liebe Geſicht ernſt und nachdenklich über ein neues Spielzeug geneigt. Was mochte dies ſein, wozu mochte dies taugen? . . . Und das Kind ſah das Ding prüfend von allen Seiten an, ſchüttelte es, biß hinein. Aber das Kind war froh, es war lebenswillig. Wozu alſo der Dinge Weſen ergründen, wenn man zum Leben, zum Werden da iſt? Und in ausbrechender Freude ſchüttelte es das Spielzeug, raſſelte damit, jauchzende Rufe ausſtoßend. Es ſagte „Guten Tag!" dem Leben, grüßte es, wie er dann ſcherzend meinte.

Ah, und auch er hatte ſtets Guten Tag! dem Leben geſagt, und nun . . . Morituri te salutant las er in den irren, armen Blicken ſeines Kindes.

Wie dem Kinde der Schweiß auf der Stirne ſtand. Die Naſenwurzel ſo ſchmal, ſo ſcharf, die Augenhöhlen tief und ſonderbar glänzend. Und da reckte es das Händchen aus dem Bette, es war nach außen gedreht und ſo krampfhaft, mit dem Daumen nach innen, geſchloſſen. Und wieder begann dieſes fürchterliche, kämpfende Atmen.

Seine Frau mußte erwacht ſein. Er hörte vom Nebenzimmer, wo ſie krank lag — erkrankt durch all das Entſetzliche — wie ſie ſich regte, und dann ihren ſchwachen Ruf. Und er erhob ſich, langſam, ſchwankend, trat zu ihrem Bette und ſah ſie an, hilflos, fragend. Da weinte ſie. Er aber ſtarrte ſie nur noch hilfloſer an, denn er fand nichts, ſie zu tröſten, konnte nicht weinen. Und er wankte wieder zu der kleinen Sterbenden zurück.

Das Grübeln, das Sinnen kam neuerdings über ihn. Und in eintöniger Regelmäßigkeit, dann wieder anſchwellend zur Raſerei, fragte er: Was iſt der Tod, was will der Tod? . . . gleich dem fürchterlichen, krampfhaften Röcheln des Kindes dieſes Fragen; auch ein Röcheln, ein Stöhnen.

Es ward langſam Abend. Immer mehr Vögel begannen draußen zu ſingen und die hohen Bäume des Gartens rauſchten

nicht mehr. Vom Bache unten der Ruf einer Unke, das Gurren einer Taube am Berge. So still klang dies alles, und auch der Sonne scheidender, bleicher Schein war wie ein Verstummen.

Sonderbar, das rasselnde Keuchen des Kindes ward immer stiller. Nicht mehr dieses Aufrasen der Lunge, das Knirschen der Zähne, das Toben des Pulses. Aber wie hart die Stirne vortrat, diese breite, feste Stirne: seine Stirne. Und wie viele Gedanken er dieser Stirne einst zugemessen hatte, wie er daran geglaubt, daß sich in ihr eine mächtige Welt einst gestalten würde. Seine Welt, sein Wollen. Und nun diese Stirne vom Tode beglänzt!

Wieder hörte er seine Frau weinen. Doch er stand nicht mehr auf, um zu ihr zu treten, er war so entsetzlich müde, so willenlos und voll schwerer Gleichgiltigkeit. Für einen Moment zwar stieg in ihm ein unendliches Mitleid mit ihr auf, der heiße Wunsch, sie trösten zu können, doch dies versank wieder. Wie eine bleierne Flut wälzte es sich über all sein Denken.

Als es dunkel geworden, kam sein Freund. Er trat an das Lager des Kindes, das vom letzten, durch das offene Fenster hereinfallenden Abendschein umflort, zwischen den bleichen Linnen lag, und betrachtete es. Sein Gesicht war ernst, seine hellen Augen düster. Dann sah er nach dem Vater, der aber, in sich versunken, seinen Blick nicht bemerkte. Der Freund trat nun vom Bette zurück und nahm ein Rezept auf, das auf dem Tische lag.

„Wann hat der Arzt dies verschrieben?" fragte er.

„Vor einigen Tagen."

„Es ist Strychnin und Äther, zur Aufbesserung der Lebenskräfte."

„Zur Aufbesserung der Lebenskräfte?"

„Ja, zur Belebung des Herzens. Gibst du dem Kinde noch davon?"

Der Vater richtete sich mit einem Ruck auf, dann sah er starr hinaus. „Nein!" klang es schwer.

„Auch keine Kompressen mehr auf den Kopf?"

„Nein!" Nach einer Weile kam es müde von seinen Lippen:

„Der Arzt ſagte, man möge das Sterbende nicht weiter quälen."

„Das Sterbende?!"

„Ja, das Sterbende." . . . Plötzlich fuhr er auf und mit einer leidenſchaftlichen, tiefen Verzweiflung füllten ſich ſeine Blicke. Er ſtarrte umher mit wilden brennenden Augen, dann blieben ſeine Blicke auf dem Fläſchchen mit der rötlichen Flüſſigkeit haften. „Zur Belebung" murmelte er.

Der Freund ging nun wieder. Er fragte noch nach dem Befinden ſeines Weibes, ſah noch einmal das Kind an, dann klinkte die Tür ins Schloß. Man hörte, wie er draußen mit dem Hunde ſprach, der ihn ein Stück Weges begleitete, und alles ward ſtill. Die Nacht hatte begonnen.

Nun ſaß der Vater nicht mehr ruhig da. Mit harten raſtloſen Schritten ging er auf und ab, ſeine Blicke irrten umher, ſeine Lippen murmelten: Leben . . . Leben . . . Und nun war es ihm ſo unfaßbar, ſo fürchterlich, daß hier ein Leben fliehen ſollte, daß hier eine frohe, ſo zukunftsmögliche Welt zugrunde gehen müſſe. All dies Werden, dieſes Pulſieren von unendlichen Möglichkeiten, abgeſchnitten, zum Nichts werden. Ein Nichts; das dünkte ihn ſo grauſam, ſo qualvoll fürchterlich, und in ſeiner wilden Verzweiflung haßte er es, war er voll heißen Zornes wider dieſes Nichts.

Er hatte immer verachtet, was nicht Leben war, hatte den Tod nicht beachtet. Nun aber haßte er ihn und quälte ſich damit, wie er ihn ſeinen Haß fühlen laſſen könnte. Ah, dem Tod begegnen, mit ihm kämpfen, ihn niederringen, voll Kraft in ſeiner Lebensbejahung . . . Doch nein, ihn nicht berühren, nicht ſeine Hand an den Tod legen, denn er widerte ihn an, ſchien ihm ekelerregend, weil er das Nichts war . . . Moder . . . Verweſung.

Sein Kind retten vor dieſem Nichts . . . Und im ſchon dunklen Gemach ſtarrte er umher, ſuchend, raſend. Was tun, um ſein Kind zu retten?

Dort ſtand das Fläſchchen mit der Medizin, mit dem Strychnin und dem Äther, was ja beides Gift war, Gift wider den

Tod. Es dem Kinde reichen, damit der Feind von ihm weichen muß, damit sich seine Kräfte aufbäumen.

Mit zitternden Fingern faßt er das Fläschchen, füllt einen Löffel mit seinem Inhalt, um ihn dem Kinde einzuflößen, um den entschwundenen Lebenswillen zurückzurufen, damit es kämpfen kann wider den Tod.

Das Kind hat die Zähne geschlossen, fest zusammengepreßt, und leise röchelnd stößt es die Medizin wieder aus. Doch er erlahmt nicht, er sucht die Kiefer auseinanderzubringen, sucht diese eiserne Starre zu lösen, schiebt, als ihm das gelingt, den Löffel zwischen die Zähne und leert ihn in den Mund. Das Kind verdreht die Augen, ein Rasseln steigt aus seiner Brust, Schaum tritt ihm vor die Lippen, und wieder rinnt die Flüssigkeit an der Wange hinab.

Er wirft den Löffel von sich, seine Zähne knirschen, und in seiner ohnmächtigen Wut könnte er das Sterbende hassen, welches seinen heißen Willen nicht versteht, weil es sich so machtlos dem Nichts ergibt.

Und wieder schreitet er ruhelos und hart auf und nieder.

Ist er denn wirklich machtlos im Kampfe mit dem Tod? Hinnehmen, ruhig hinnehmen soll er die nahende Verwesung, das Nichts? Nein, er wird es nicht ruhig hinnehmen, er will es hassen, verachten; will sich ihm widersetzen mit tiefem Ekelgefühl.

Er hat die Lampe entzündet. Sie brennt nur matt und läßt das Bett mit dem Sterbenden im Schatten. Und er will auch nicht hinsehen nach dem Sterbenden, er kann es nicht sehen, kann diesen schleppenden, stoßenden Atem nicht hören. Doch so müde wird er plötzlich wieder, er sinkt auf einen Sessel und schließt die Augen.

In ihm tobt es weiter. Er sinnt und sinnt mit jagenden, rasenden Gedanken, wie er dem Nichts seinen Haß, seinen Ekel zeigen könnte. Nun weiß er es: wenn sein Kind gestorben, wird er nur noch lebenswilliger sein, wird alles hassen, was nicht Werden, nicht Sein ist.

Und wieder wird er müde über dieſem Sinnen.

Wie breit die Nacht draußen liegt. Schwer und träge, und ihre Stimmen, dieſes Grillenzirpen, dieſes Unkenrufen ſchwer und träge. Dann beginnt eine Nachtigall drüben am Bergabhang mit fünf, ſechs ſcharfen Pfiffen, die ſie jäh wieder abbricht, ohne in Trillern überzugehen.

Sein Kind ſtirbt, ſein Weib iſt krank . . . Ah, auch ſie voll dieſer hilfloſen Ergebenheit. Wie allein er ſich fühlt.

Aber er iſt müde . . . Und die Lampe brennt ſo düſter, die Nacht iſt ſo ſchwer . . .

Was iſt das nur? Sein Kind atmet nicht mehr . . . Doch ja, da beginnt es wieder, ſo matt und ſchleppend das Raſſeln. Soll er nicht ſeinem Weibe das Kind noch einmal bringen? Doch nein, er muß ſie ſchonen. Und wieder verſinkt er in ſeinen Halbſchlummer.

Ah, Ekel, Ekel! . . .

Er iſt plötzlich wach geworden. Ein fürchterliches, entſetzliches Grauen lähmt ihn. Er iſt emporgeſchnellt und wieder, wie von einem ſchweren Schlag auf den Kopf getroffen, zurückgeſunken. Er kann ſich nicht regen, mit dumpfen, betäubten Sinnen von dieſer Fürchterlichkeit erfaßt, lauſcht er dem grauenhaften Atmen. Er kann nicht begreifen, was es bedeutet, er hört es und verſteht es nicht. Und da beginnt es wieder: Ein ſeufzendes Ächzen . . . Eine Pauſe und wieder ein ſchwerer, ſchwerer Atemſtoß . . . Und eine noch längere Pauſe, dann ein raſſelndes Keuchen . . . Und dann, nachdem er ſchon geglaubt, daß alles ſtill ſei, ein langes, ſcharfes, ziſchendes Stöhnen.

Da weicht die Lähmung von ihm und er verſteht: Er raſt auf, er weiß nicht, ſoll er die Lampe emporſchrauben, ſoll er ſein Kind faſſen, es an ſich reißen, feſthalten, um es vor dem Fürchterlichen zu retten.

Die Lampe hat er emporgeſchraubt und ſtürzt ſich auf das Kind, es an ſeine Bruſt zu preſſen, von einer raſenden Wut erfaßt, mit dem Tode zu ringen, ihm ſeinen ganzen gewaltigen Menſchen=

glauben an das Leben in den Weg zu werfen, ihn mit dem Faustschlag seiner Vaterschaft zurückzuschleudern.

Er prallt zurück. Er taumelt und starrt auf das Bett, auf das Tote, das grell von der Lampe beschienen ist. Was ist das? . . . Diese harte Stirne, diese scharfe Nase, die weitoffenen Augen mit dem Blick ins Wesenlose . . . Der steinerne Mund und die starren, marmornen, so fürchterlich und mächtig starren Züge . . . Ist das sein Kind? Sein mit dem Leben ringendes, gegen den Tod qualvoll sich wehrendes Kind? . . .

Dieser Glanz auf der Stirne . . . Dieser Schein auf den steinernen Zügen. Von wo kommt dieser Glanz, dieser Schein? . . .

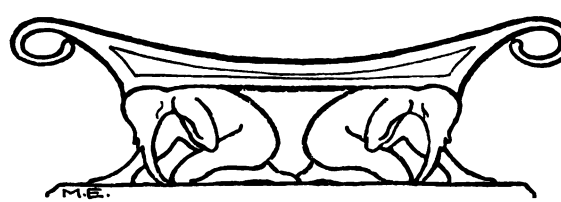
Woher kommt dieser Friede, dieses Licht? . . .

Ist das der Tod . . . dieses Licht, diese Erleuchtung? . . .

Er faßt sich an die Stirne, streicht sich über die Augen und fragt sich immer wieder: Ist das der Tod, den ich hassen wollte? . . . Der Tod, diese Verklärung, diese heilige Unermeßlichkeit?

Und dann, von einem Gefühl ahnender Ewigkeit, allumfassender Verzückung ergriffen, schließt er seinem Kinde die Augen, nimmt es in die Arme und während ihn die Lampe voll bescheint, den Vater und das Gestorbene mit stillem Glanz verklärend, steht er am Bette seines Weibes und sagt zu der mit einem Schrei Auffahrenden:

„Siehe den Tod!"



Gedichte / von Hugo Neugebauer.

Schlaf!

Wie ſelig war doch einſt mein Auferſtehn
aus tiefem Schlaf,
der mich ſogleich nach Sonnenuntergehn
mit Dämmer traf!

Ihr Sterne kreiſtet tönend über mir
auf hoher Wacht,
aus vollen Silberſchalen goſſet ihr
Labſal der Nacht.

Die alte Mutter Erde blickt' und haucht'
mich liebend an,
vom goldnen Staub der Wunderblumen raucht'
der Träume Bahn. —

Wie dehnt er mir die blinde Nacht ſo lang
der ſtumme Gram,
der, als der goldne Fangball mir entſprang,
durch Winter kam.

Im Morgendämmer ſpäh ich jetzt noch aus
nach Schlafes Ruh.
Doch ſchloß die Sorge ihr mein ödes Haus
und Krankheit zu.

*

Ahnung.

Dieſer Nacht bin ich feind:
ſie hat mich ſo müd gemacht!
Ein krankes Kind weint —
vielleicht ſchon im Traume.
Am Himmelsbaume ſind
alle Geſtirne erblüht:
wie das funkelt und ſchimmert!
Und der Wind weht.
Und das kranke Kind wimmert
und der Zimmermann zimmert —
wohl einen Sarg.
Warum noch ſo ſpät?
Wozu doch die Haſt?
Iſt die Zeit ſo karg
oder dein Brot? — — —
So lang ſchon iſt's ſtill!
Warum nur das Kind
nicht wieder weinen will? —

*

Winterlied.

Da ſich nun die Sonne kleidet
In des Winters ſtrengen Orden,
In das Kloſter tritt im Norden,
Klagt, ihr Herzen, was ihr leidet!

Seht ihr goldnes Haar geſchoren,
Ihres Angeſichtes Bläſſe,
Unter Nebeltränennäſſe
Ihrer Blicke Glanz verloren!

All die ſchönen Blumen ſtarben,
Die ihr Feuerblick entfaltet,
Erd und Himmel ſind erkaltet
An dem Schein lebend'ger Farben!

Ach, es ſind nur Truggebilde,
Die wie Gold und Purpur leuchten,
Träume, die ihr Auge feuchten,
Von der Jugend Lenzgefilde!

Bald wird ſie der Froſt verſehren:
Was ſich itzt noch gilbt und rötet,
Über Nacht wird es, ertötet,
Sich in braunen Staub verkehren!

Lebewohl du ſchöne Sonne! —
In des Winters ſtrengem Orden,
Blaß und kalt im hohen Norden,
Sei gegrüßt, du keuſche Nonne!

Das Labyrinth der Wunder /

(Schluß)

von Carl Dallago.

So ausgerüſtet geht mein Sinnen plötzlich zu Nietzſche über, deſſen beide Gedanken: der des Übermenſchen und der von der ewigen Wiederkunft ſich mir in letzter Zeit wiederholt aufdrängten, und, ohne meiner Verehrung für den großen Dionyſos-Jünger Abbruch zu tun, ſtelle ich die beiden Bilderentwürfe, die im Schaffen Nietzſches *nebenher* laufen, behutſam und ernſt in mein Labyrinth der Wunder hinein und laſſe mein Empfinden an ſie herantreten.

Aber mein Empfinden verhält ſich gegen den Gedanken des Übermenſchen ablehnend. Mir ſcheint der Begriff *Menſch* alles ſchon in ſich zu tragen, was der Übermenſch aufbringen könnte.

Ein Mensch — ein ganzer Mensch: das hört sich hoch und licht genug an und ist mir schon Wunders genug. Es verträgt kein „Über" mehr. Um mein Empfinden zu prüfen, sprech ich ein Höchstes aus: Jesus, der Mensch. Jesus, der Übermensch, klingt mir unmöglich. Es neigt ja schon in der Bezeichnung Mensch aller Schwerpunkt auf das Tiefe und Hohe — auf das Rätselhafte — auf das Göttliche im Menschen — in der Menschennatur: mein Naturbegriff Mensch wenigstens hört es so. Doch um ganz sicher zu gehen, stelle ich noch dem (auch am Menschen maßgebenden) Begriffe Natur eine Übernatur zur Seite und fühle nun klar und entscheidend ein Herunterbringen des Begriffes Natur durch das Vorspannen des Begriffes „Über". Es sichert mir meine endgiltige Ablehnung des Übermenschen.

Ohne Übermenschen zu Nietzsche zurückkehrend, glaube ich trotzdem gegen das eigentliche Wesen des großen Pfadfinders für die Menschennatur nicht verstoßen zu haben. Denn Nietzsche selber scheint an einer festen Prägung des Übermenschen wenig gelegen. Zuerst handhabt er den Begriff nur als einen vorläufigen Ersatz für einen landläufigen Gottesbegriff, den er mit Recht abtun will. Dann benützt er die Bezeichnung Übermensch zur bildhaften Darstellung der Ausdehnung des Menschen — seiner Entfaltungsgrenzen: nach der einen Seite Übermensch, nach der anderen — Unmensch. Zuletzt fließt für mein Empfinden all das verstreut in Nietzsches Werken über den Übermenschen Gesagte in den Menschen, als Naturbegriff, über, dessen Wachstums-Möglichkeiten alle Übermenschen-Eigenschaften in sich schließen. Demnach wäre eigentlich nur die Bezeichnung Übermensch aufgegeben, während sein Begriff weiterlebt im Menschenbegriff.

Höhere Menschentypen, die außerhalb oder über der Natur stehen, hat Nietzsche sicher nie ins Auge gefaßt. Und das Schlimmste, was man Nietzsche antun könnte, wäre wohl: im Übermenschen eine fortschreitende Entwicklung des Menschen im allgemeinen zu sehen in ein Neues — noch nicht dagewesenes Hohes über, wie sie etwa die spekulative Art und Auffassung eines Wil-

helm Bölſche zuließe und die ungefähr lauten dürfte: „Vom Affenmenſchen zum Menſchen, vom Menſchen zum Übermenſchen", womit allzu leicht Maſſen zu ködern ſind. Als lebhafte Warnung ſetze ich gegen dieſe letzte Möglichkeit das innige Flehen Zarathuſtras: „Ich beſchwöre euch, meine Brüder, bleibt der Erde treu und glaubt denen nicht, welche euch von überirdiſchen Hoffnungen reden!" Den Sinn der Bitte Zarathuſtra's verdeutliche und bekräftige ich mit dem ſpäteren Ausſpruch Nietzſches: „Mein Schlußſatz iſt: daß der wirkliche Menſch einen viel höheren Wert darſtellt als der wünſchbare Menſch irgend eines bisherigen Ideals."

Auch in die Ausklänge des Zarathuſtra-Buches miſcht ſich deutlich genug Nietzſches Bewertung des höheren Menſchen; ſie klingt wie eine Ablehnung. Er läßt Zarathuſtra ſagen, nachdem dieſer ſeinen Gäſten, den höheren Menſchen, entſchlüpfte und ins Freie floh: „Oh reine Gerüche um mich, — o ſelige Stille um mich! — Sagt mir doch, meine Tiere: dieſe höheren Menſchen insgeſamt — riechen ſie vielleicht nicht gut? Oh reine Gerüche um mich! Jetzt weiß und fühle ich erſt, wie ich euch, meine Tiere, liebe." („denn die Luft war hier draußen beſſer als bei den höheren Menſchen".)

Dieſe Ausſprüche Nietzſches verlegen unabweisbar auch das Ideal des Übermenſchen, falls ein ſolches Beſtand haben ſollte, in die Sphäre des wirklichen Menſchen, das heißt: in die Sphäre der Menſchennatur — in die Natur des Menſchen. Es gibt eben nichts Höheres, das außerhalb des Bereiches dieſer Natur gelegen wäre, — auch nichts, das nicht ſchon längſt — nicht von jeher ſchon in dieſem Naturbegriff gelegen wäre. Auch hier handelt es ſich vorerſt um Befreiung — um Beſeitigung und Säuberung von all dem hemmenden und erdrückenden Beiwerk, das den Naturverfall am Menſchen, — das den Naturverfall an den menſchlichen Idealen angerichtet hat. Sie erſcheinen mir heute ſämtlich als Ideale des Intellekts, der aber niemals berufen noch fähig iſt, das Leitende einer Idealaufſtellung zu übernehmen. Alles nur Intellektiſche zeigt viel zu ſehr noch im beſten Falle gemeinnützige Abſich-

ten, hinter denen ſchlechtverhehlte Selbſtſucht lauert. Außerdem untergräbt das Begrenzte und Zweckmäßige ſeiner Weſensbeſchaffenheit die Bewegungsfreiheit und das Beſtreben der Natur nach Mannigfaltigkeit. Und erſt die völlige Bewegungsfreiheit ermöglicht der Menſchennatur freies Wachstum und höchſte Entfaltung bis hinauf zu jenen hermaphrodiſiſchen Zuſtänden, — bis hinauf zu jenen viſionären und anderen Machtzuſtänden der Seele, dabei die ganze Leiblichkeit eingeſpannt wird wie bei der Begattung und dennoch der Leib nicht mehr fühlbar iſt, weil alles Seele wird und ſo Höchſtes auslöſt. Aber es iſt immer die Menſchennatur — iſt immer ein *Menſchliches*, das dieſe Zuſtände ſchafft — auch dieſen Höhenzuſtand: es beſtand von jeher mit der Menſchennatur die Entfaltungsmöglichkeit hiefür. Es iſt der Zuſtand ſelber ein Menſchliches: es iſt und bleibt *ein Menſch*, der ihn trägt — erträgt — genießt. —

So endet mein Nachſinnen über den Übermenſchen.

*

Zaghaft tritt nun mein Empfinden an den zweiten Gedanken heran, der endlos in Vergangenheit und Zukunft hineinreicht und „die ewige Wiederkehr des Gleichen" verkünden ſoll. Großäugig um ſich ſchauend, hält mein Empfinden vorerſt inne im Nähertreten. Der große Gedanke ſcheint faſt intellektiſchen Urſprungs; er ſtützt ſich auf den Satz wiſſenſchaftlichen Geiſtes: „Die Welt als Kraft darf nicht unbegrenzt gedacht werden." Nietzſche folgert hieraus im weiteren nach vielem feinen Abwägen der Dinge: „Die Welt als Kreislauf, der ſich unendlich oft bereits wiederholt hat und der ſein Spiel in infinitum ſpielt". Den Mechanismus dieſer Welt-Konzeption bezeichnet Nietzſche ſelber „als unvollkommene und nur vorläufige Hypotheſe."

Noch immer ſteht mein Empfinden teilnahmslos da und rührt ſich nicht. Alles rein nur Intellektiſche vermag nicht Bewegung in mich hinein zu tragen, es iſt weder Waſſer noch Wind auf die ſonſt leicht bewegbaren Flügel meines Gefühls. Das Geſagte erſcheint mir für einen Nietzſche auch nicht bedeutend, es fehlt ihm

der *seherische Affekt*, der selbstherrlich bezwingend auftritt ohne Anlehnung an irgend etwas — ohne Hilfe von anderem. Aber dann lese ich mir Nietzsches persönliches Bekenntnis zu seinem Gedanken der ewigen Wiederkunft laut vor, das als Letztes wie eine kunstvolle grandiose Schlußvignette der Abhandlung angefügt ist. Es lautet:

„Und wißt ihr auch, was mir die „Welt" ist? Soll ich sie euch in meinem Spiegel zeigen? Diese Welt: ein Ungeheuer von Kraft, welche nicht größer, nicht kleiner wird, die sich nicht verbraucht, sondern nur verwandelt, als Ganzes unveränderlich groß, ein Haushalt ohne Ausgaben und Einbußen, aber ebenso ohne Zuwachs, ohne Einnahmen, vom „Nichts" umschlossen als von seiner Grenze, nichts Verschwimmendes, Verschwendetes, nichts unendlich Ausgedehntes, sondern als bestimmte Kraft einem bestimmten Raum eingelegt, und nicht einem Raum, der irgendwo „leer" wäre, vielmehr als Kraft überall, als Spiel von Kräften und Kraftwellen zugleich Eins und Vieles, hier sich häufend und zugleich dort sich mindernd, ein Meer in sich selber stürmender und flutender Kräfte, ewig sich wandelnd, ewig zurücklaufend, mit ungeheuren Jahren der Wiederkehr, mit einer Ebbe und Flut seiner Gestaltungen, aus den einfachsten in die vielfältigsten hinaustreibend, aus dem Stillsten, Starrsten, Kältesten hinaus in das Glühendste, Wildeste, Sichselber-Widersprechendste, und dann wieder aus der Fülle heimkehrend zum Einfachen, aus dem Spiel der Widersprüche zurück bis zur Lust des Einklangs, sich selber bejahend noch in dieser Gleichheit seiner Bahnen und Jahre, sich selber segnend als das, was ewig wiederkommen muß, als ein Werden, das kein Sattwerden, keinen Überdruß, keine Müdigkeit kennt —: diese meine *dionysische* Welt des Ewig-sich-selber-Schaffens, des Ewig-sich-selber-Zerstörens, diese Geheimnis-Welt der doppelten Wohllüste, dies mein „Jenseits von Gut und Böse", ohne Ziel, wenn nicht im Glück des Kreises ein Ziel liegt, ohne Willen, wenn nicht ein Ring guten Willens ist, auf eigner alter Bahn sich immer um sich und nur um sich zu drehen: diese *meine* Welt, — wer ist hell genug dazu, sie zu schauen, ohne sich Blindheit zu wünschen? Stark genug, diesem Spiegel seine

Seele entgegen zu halten? Seinen eignen Spiegel dem Dionyſos-Spiegel? Seine eigene Löſung dem Dionyſos-Rätſel? Und wer das vermöchte, müßte er dann nicht noch *mehr* tun? Dem „Ring der Ringe" *ſich ſelber* anverloben? Mit dem Gelöbnis der eignen *Wiederkunft*? Mit dem Ringe der ewigen Selbſt-Segnung, Selbſt-Bejahung? Mit dem Willen zum Wieder- und Noch-ein-Mal-Wollen? Zum Zurück-Wollen aller Dinge, die ja geweſen ſind? Zum Hinaus-Wollen zu Allem, was je ſein muß? Wißt ihr nun, was mir die *Welt* iſt? Und was ich will, wenn ich *dieſe* Welt — will? — —"

Ich habe aufgehört zu leſen, weil das Bekenntnis zu Ende iſt. Das Fragezeichen, mit dem es abbricht, hält mir noch den Atem zurück, um auch mit ſeinem leiſen Gang die noch immer aufhorchende Stille nicht zu trüben. Ein tiefes Nachhorchen hat mein ganzes Empfinden in Beſchlag genommen. Nur ab und zu wagt ſich ſcheu und zaghaft ein Suchen nach Antwort auf die letzte Frage des Bekenntniſſes vor, gewendet wie ein neues ſchüchternes Fragen. Dann blitzt ein leiſes Verſtehen auf, das ſich ſagt: alles und nichts iſt die Antwort; es macht alles von dem eignen Ich abhängig. Es ſchüttet zutiefſt das eigene Ich in die Welt hinaus und bejaht ſich ſelber in allem — weiß und will als Letztes nur ſein Selbſt.

Und als ich freier vom Nachhorchen geworden bin und kühler dem Gehörten gegenüberſtehe, ſo daß ich es klarer empfinde in all ſeiner tiefen und glühenden Lebendigkeit, begreife ich erſt, daß dieſer Gedanke der ewigen Wiederkunft ein innigſter Ausfluß der Seele des großen Seelenergründers iſt, und daß alles Intellektiſche daran von Nietzſche ſicher erſt nachher hereinbezogen — und die Wiſſenſchaft ſelber einzuſpannen verſucht wurde, Dienſte zu leiſten und Raum ſchaffen zu helfen und vorzubereiten für ſeinen weiten, das All umfaſſenden, ſeheriſchen Seelenerguß.

Ich erkenne im weiteren, daß der große Gedanke die gründlichſte Entgottung der Welt — aber nichts deſtoweniger für das Empfinden wie ein Wunder iſt. Und ich frage mich: iſt dieſe in irgend einem Sinn gewiß *endloſe* und zugleich ordnende Kraft,

die eine „ewige Wiederkehr des Gleichen" ermöglichen soll — diese Entgottung der Welt, die wie ein Wunder ist, — die ein neues Unbegreifliches darstellt, nicht wie das *Aufleben eines neuen Gottes*? —

Hier fühle ich, daß meine Seele befangen ist vom vielen Wollen, das nach Klarheit für den Wiederkunft-Gedanken ringt, und daß dies Ringen nach Klarheit zuletzt mein Empfinden gefangen setzt. Als Gefängnis schaue ich wieder ein Labyrinth von Wundern. Aber da erkennt meine Seele auch schon ihren Ausgang — ihre Befreiung: sie weiß sich bereits selber als Wunder, das im Labyrinth der Wunder heimisch ist. — — —

So bin ich wieder zu mir gekommen und finde mich auf schneefreiem, fahlem Wiesenboden ausgestreckt liegen, das Buch Nietzsches mit dem Wiederkunftsbekenntnis noch offen vor mir ausgebreitet. Die hochstehende Sonne bescheint meinen Rastort lieblich und warm. Vor mir führt ein Pfad in die Tiefe meinem neuen Dorfe Valle San Felice zu. Den begehe ich langsam und in sinnender Befriedigung, mich nun doch mit einem großen Gedanken der Seele eines allergrößten Denkers friedlich abgefunden zu haben. Im stillen Dahinschreiten kommt mir noch der Einfall: daß eigentlich nicht ein großer Gedanke an sich das Maßgebende und Entscheidende für seinen Wert und seine Wirkung ist, sondern *wie man ihn besteht* — wie man seiner *Herr* wird. Und ich schaue Nietzsche's Gedanken der ewigen Wiederkunft getragen von dessen dionysischer Stimmung, die in alle Zeiten und Begebenheiten ihr amor fati hineinlegt. Dies „*Dionysisch zum Dasein Stehen*" bleibt das weitaus Überragende am Gedanken — am Gedankenbringer.

*

Schläfrig kalt hängt der Nachmittag um mich mit Windstille und leicht verschleiertem Sonnenlicht. Südlich ausgreifende Hänge bin ich emporgestiegen, wo der warm lachende Strahl der Sonne bereits allen Schnee wieder vertrieb. Einen Rastort such ich auf, wo den ganzen Tag die Sonne liegt, — der den ersten und letzten Sonnenstrahl der Gegend auftrinkt. Ich habe ihn bald gefunden vor

den Mauerresten des verfallenen Kastells, das hoch am Eingang des Gresatales wie ein Sagenschimmer aufragt.

Meine Nachmittagstimmung schaut schläfrig und umflort den kärglichen Rumpf des einstigen Schlosses: da und dort ein eingerissener Turm und zerbröckelte Mauern von lichtem Epheu umsponnen und dunkel umstanden von Fichten und Föhren, die in den Mauern Wurzeln trieben. Eine kurze breite Föhre steht auf der Höhe einer Turmwand. Vor den Mauern auf dem steinigen Rasen hab ich mich hingelagert. Ein Wall von Bergen erhebt sich vor mir, schimmernd und blendend und gipfelreich. Mein Schauen geht überall hin und steht und schwankt, bis mir ein leichter Schlummer alle Wahrnehmung begräbt. — —

Dann bin ich wieder plötzlich wach. Einzelne hohe Halme, Dornengesträpp und kahle Sträucher hängen vor mir schwer und groß und scharf sich abzeichnend von der Helle des Himmels. Und als ich aufstehe, schwimmt die Welt vor mir in versonnter Bläue, dabei so klar und fein und silbrig, daß jedes Ding vereinzelt tut. Allmählich kommt mehr Farbe in die Landschaft hinein, die Sonne nähert sich schon dem Untergang. Über ein in Glanz und Schatten wogendes Gipfelmeer spannt sich der Himmel in lichtem, makellosem Blau. Klar und kalt bewegt sich die Luft von der abendlichen Sonne her.

Rasch erhebe ich mich und trete weiter hinaus, wobei mein Empfinden dem Anblick sich ganz auftut. Es kommt in mich etwas wie Trunkenheit. Wohin ich sehe: Berge um Berge — ein weiter wundersamer Kranz, mir zunächst nur unterbrochen von den Burgtrümmern und dem dunklen Wäldchen, das sie gleichsam bewacht. Um die verfallene Vergangenheit breiten treibende Träume ihr Gewebe aus. Dahinter das abendlich sonnige Tal vom Stivo überragt, dessen Schneedecke wie ein weißes blendendes Band hart am blauen Himmel läuft. Darunter Fels, Hänge, Wald, fast überall schneefrei ihre versonnten Formen hinausbauend zu einer Schutzwehr für das Tal. Und die Dörfer hineingestreut von der Sonne beschienen, die immer schwerer und glühender wird im Strahl und doch

kraftloſer wie vor Trunkenheit. Ich einſam an der Stätte der Wildnis dem trunknen Spiele der ſinkenden Sonne zuſehend, ihre wankenden Strahlen andächtig ſchlürfend und ſo ſteigernd meine eigene Trunkenheit. Zuletzt brennt es wie ein Feuer im Süden und die Sonnenſcheibe iſt ein blutroter Ball, der farbenſatte Dünſte verſtreuend hinter violett verdunkelten Höhenzügen hinabſinkt. Nur auf den weißen höchſten Gipfeln im Oſten tanzt ſterbend noch ein letztes Rot.

Abendrauſchen und Einſamkeit gehen nun in mir um und Süchte beginnen aufzuleben. Da muß ich des großen Einſamen gedenken, und feierlich geſtimmt ſingt meine Seele in die aufſteigenden Schatten hinaus ſein ſchönſtes Lied — das höchſte deutſche Lied:

„Siebente Einſamkeit!
Nie empfand ich
näher mir ſüße Sicherheit,
wärmer der Sonne Blick.
— Glüht nicht das Eis meiner Gipfel noch?
Silbern, leicht, ein Fiſch,
ſchwimmt nun mein Nachen hinaus — — —“

Ganz berauſcht ſteig ich in die Dunkel des Tales nieder und fühle, daß ich den Einſamkeiten mehr gehöre als den Menſchen.

Welkende Landſchaft / von Carl Dallago.

Das weite Rund der ſteilen Schroffen ſchwimmt
im bleichen Glaſte, der ermüdet klagt
von Sommertagen und von ſatten Hängen.
Der Himmel wogt tief abendlich geſtimmt,
wie Pilgerſcharen ſich die Wolken drängen.

Ein Rot flammt auf und trinkt der Weiten Grau
und legt ſich trunken über Grat und Zinnen: —
So gibt ſich nur der Herbſt, ſo tief und ſchwer,
ſo ganz in Glut verloren das Beſinnen
wie letzter Liebe Nöte und Begehr.

*

Es träumt die Stadt von Nebelhauch umſchlungen
von Sommertagen, die erloſchen ſind.
Wie grauer Stahl liegt wellenlos der See.
Ein welkes Schweigen rings. Durch Nebelungen
bricht da und dort Geſchroff im erſten Schnee.

Bald taucht ein Grat aus grauen Schlüften hoch,
drauf weilt ein Glanz, wie wenn ein Lied beginnt,
ſo wunderlich und hehr, und ſenkt ſich nieder
um Stadt, Geländ und See — und tiefer noch
und gräbt und hebt verlorne Weiſen wieder.

*

Der Glanz verblich. Aus finſtrem Wolkenkauern
ragt da und dort verdüſtertes Gewänd.
Von hohen Pappeln löſt ſich Blatt um Blatt,
am Strand durch ihre Reihen geht ein Schauern
und gleitet auf die Seeflut grau und glatt.

Raſch wühlt ſich Dämmerung aus müden Weiten,
wie wenn aus einem Traum die Farbe ſchwänd.
Der karge Lichtſchein immer mehr verfällt.
Ein Wellenhauch erſtirbt, und Schatten breiten
ſich dunkel — immer dunkler in die Welt.

(gez. von Max v. Eſterle.)

Koryphäen aus dem
Tiroler Landtag 2

Otto von Guggenberg
Der Bürgermeiſter von Brixen

Hartmann / Brixner Chronik III.

Das Spiel vom alten Jahr.

Wenn die Sonne von uns geht, und es ſtill und kalt geworden iſt rings um uns her, und das große Tönen in der Natur aufgehört hat, dann laſſen ſie den Vorhang fallen und beenden das Stück, in dem ein jeder ein langes Jahr hindurch ſeine Rolle geſpielt hat, der eine beſſer, der andere weniger gut. Und die, welche unten ſitzen und zuſahen ein ganzes langes Jahr hindurch, klatſchen in die Hände und ſind froh, daß das Spiel vorüber iſt. Und dann beginnen ſie abzuwägen, was gut und was ſchlecht war von den Spielern.

Ich bin keiner von denen, die da oben auf der Bühne die großen Worte mitreden helfen, deren Hände voll ſind von den Taten Anderer, ich hab auch keine Liebhaberrolle ſpielen müſſen, wie jene, welche mit brennenden Augen einer großen Idee ihre heiße Liebe erklären; ich habe nur einen Stehplatz hoch oben auf der Gallerie und darf um mein billiges Geld den großen Worten lauſchen, die große Männer in den großen Saal werfen. Aber jetzt, weil ſie den Vorhang heruntergelaſſen haben und das Stück aus iſt, will ich auch mitreden und ſagen, wie es mir gefallen hat.

Neben mir ſtehen ein paar alte Leute, die behaupten mit größter Entſchiedenheit, man habe früher bedeutend beſſer geſpielt; das kann ich natürlich nicht beurteilen, aber es mag ſchon ſein, denn, ganz aufrichtig geſtanden, hat mir das Stück eigentlich nicht recht gefallen wollen, und ich bin ſehr froh, daß es vorüber iſt. Die Reden der einzelnen Darſteller waren ſehr lang, die Handlung dafür ſehr ſpärlich, und bevor ſie eigentlich noch angefangen hatte, war das Stück ſchon aus. Ganz am Ende, im letzten Akt, kam noch eine große Verſammlung gemeinen und unverſtändigen Volkes vor, die habe ich nun eigentlich gar nicht verſtanden. Die Leute ſprachen viel hin und her, und es ſchien mir faſt, als hätten ſie es ſchon vorher verabredet, daß nichts dabei herauskommen dürfe.

An die allgemeinen Leiſtungen darf man nun gewiß keinen zu großen Maßſtab anlegen, denn das Stück, das ich ſoeben gehört habe, iſt ja auf einer ganz kleinen Provinzbühne geſpielt worden, und die Schauſpieler ſind natürlich auch nicht ſo geſchult wie vielleicht die in Wien. Im Leben ſind ſie ja dazu beſtimmt, eine ganz andere Rolle zu ſpielen; es ſind alles einfache Leute, die mit ihren biederen,

zur Kunst der Bodenbebauung oder des Handels hinneigenden Fähigkeiten ja eigentlich zu anderen, weltfremderen Dingen prädestiniert erscheinen, als vor allem Volk so lange Rollen herzusagen, die so mühsam zu erlernen sind.

Das Stück war stark politisch und handelte vom Abglanze einer großen Zeit, die unter günstigen Auspizien mit vielem Jubel begann, aber nun, wie alles Menschliche, an ihrer Zeitlichkeit krankt und auf dem besten Wege ist, Vergangenheit zu werden. Ich bin vielleicht Pessimist, doch freue ich mich immer, wenn etwas sehr Heikles in Scherben geht, d. h. wenn der Krug nicht mehr gewillt ist, zum Brunnen zu wandern.

Es kamen aber auch ein paar sehr rührende Stellen in dem Stück vor. Viel liebe alte Leute sind gestorben, und einer war darunter, dessen Tod mir recht ans Herz gegriffen. Ein alter, weiser Priester, der mir die ganze Zeit hindurch immer lieber geworden ist, und den sie mit ihrem unglückseligen Hader in den Tod getrieben haben. Es war ein so lieber Mensch, und wenn er seine Hände segnend hob und den Mund auftat um zu reden, dann waren selbst seine heimtückischen Feinde ganz still und hörten ihm zu. Aber mein Gott, wie's eben geht, hinter seinem Rücken haben sie eifrig gearbeitet und ihn in die Verbannung geschickt, und da ist er dann gestorben. In seinem Herzen aber war kein Haß, und bis zum Ende hoffte er, daß in den Menschen mehr Liebe wäre und alles noch gut werden könnte unter ihnen. Und so hat der alte Priester die letzte reine Hoffnung auf dieser Welt mit sich ins Grab genommen. Wollte Gott, daß in dem neuen Stück, das ich mir jetzt wieder ansehen muß und das gleich morgen in aller Früh beginnen soll, gleich ein paar solche Männer wären.

Wenn ich nun so länger nachdenke, will es mir fast den Eindruck machen, als hätte man uns mit dem Stück eine Komödie vorspielen wollen. Doch das ist nicht so recht gelungen. Der Witz in solchen Dingen muß viel spontaner kommen, und hier sah man es den Gesichtern der Darsteller immer schon lange vorher an, wenn sie sich wieder zu einer heiteren Pièce rüsteten. Das alles müßte aber viel unbewußter sein und in dem neuen Stück, das nun folgen soll, entschieden besser gemacht werden.

Die Aufführung aber war im großen und ganzen recht gut. Die Leute spielten mit dem Eifer, den eben nur Dilettanten aufzubringen vermögen, und viele von ihnen glaubten gewiß an ihre innere Mission.

Jetzt haben sich Spieler und Zuschauer in dem großen Saal versammelt, um dieses lyrische Intermezzo zwischen zwei Schauspielen im schönen Frieden miteinander zu feiern und diese paar Stunden zwischen dem alten und dem neuen Jahr ihrer Fröhlichkeit zu weihen, denn wenn man so ein altes Jahr zu Grabe trägt, ist's immer sehr lustig.

Diese Neujahrsnacht ist wie losgelöst aus Raum und Zeit, den Menschen hingegeben, ein altes Leid zu vergessen und eine neue Sehnsucht in ihr müdes Herz zu pflanzen.

Jetzt beginnt eine Glocke zu schlagen: eins, zwei, drei und will gar nicht mehr enden. Aber die Leute hören schon nicht mehr, es ist ja alles nur Geschwätz und Klang aus einer toten, vergangenen Zeit. Sie heben alle ihre Gläser und führen sie aneinander und läuten mit dem hellen, lustigen Klang ein neues Jahr ein. Sie gehen zu den andern und wünschen einem jeden das Allerbeste.

Ich aber sitze still in meiner Ecke und seh verwundert den glücklichen Menschen zu, die froh sind, eine alte Last von sich werfen zu dürfen und ihr Herz mit neuen Hoffnungen zu beladen. Jeder von ihnen hat wohl einen Lieblingswunsch, den er, vielleicht müde von Enttäuschungen aus alten Jahren, mit sich herübergenommen hat und ihn heute freudiger in die neue Zeit entsendet.

Ich hätte auch so einen Wunsch, einen ganz kleinen, den ich aus meiner stillen Ecke in den weiten Saal und durch die kalten Gassen in die heißen Herzen senden möchte: den Großen weniger Selbstherrlichkeit, den Kleinen mehr Schneid, und den Priestern der Liebe — mehr Friedfertigkeit. —

WERKE VON CARL DALLAGO.

Gedichte. E. Piersons Verlag in Dresden. Broschiert Mk. 2·50, gebunden Mk. 2·—.

Ein Sommer. Liederreigen. Verlag von E. Ebering, Berlin. Gebd. Mk. 2·—.

Strömungen. Neue Gedichte. Tiroler Verlag, Innsbruck. Brosch. Mk. 2·—, gebd. Mk. 3·—.

Wintertage und Anderes. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·25, geb. Mk. 3·—.

Spiegelungen. Ein lyrisches Album. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 3·—, gebd. Mk. 4·—.

Der Süden. Kulturliche Streifzüge eines Einsamen. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—, gebd. Mk. 3·—.

Erich Tagusen oder Kinder des Lichts. Ein lyrisches Drama in drei Aufzügen. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—.

Neuer Frühling. Ein Gedichtbuch. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—.

Geläute der Landschaft. Kulturliche Streifzüge eines Einsamen. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 3·—, gebd. Mk. 4·—.

Die Musik der Berge. Künstlerdrama in drei Aufzügen. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Broschiert Mk. 2·—.

Ein Mensch. Ein Roman in Bildern. Axel Junker, Verlag, Berlin. Brosch. Mk. 2·50, gebd. Mk. 3·50.

In Vorbereitung: Das Buch der Unsicherheiten.

Soeben erschien:

Richard Huldschiner

Die Nachtmahr

Roman

geh. M 3.50, geb. M 5.—, in Halbfranz M 6.50

Albert Langen / Verlag / München.

„Observer"

Unternehmen für Zeitungsausschnitte
Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4

Telephon Nr. 12801

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Im Verlag Schuster & Loeffler in Berlin erschien:

Pacificus Kasslatterer

Streusand drauf!

Preis geh. M 2.—.

I. Jahr. Heft 16.

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Abschiedsgang der Bäume / Ludwig von Ficker: Der Hinkefuß / Hugo Neugebauer: Sonette / Walther Lutz: Der junge Medardus / Hermann von Pfaundler: Sylvester / Karl Röck: Glaube und Heimat und Vaterland / Ludwig von Ficker: Vom publizistischen Anstand / Karikaturenfolge XVI: Max von Esterle: Arthur von Wallpach.

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

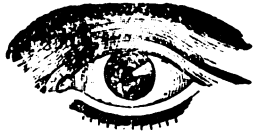
erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1·75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Erlerstraße Nr. 3. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Sämtliche Rechte vorbehalten.

Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.



Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel.** Schreibmaschinen: **Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.**

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

I. Jahr. Innsbruck / 15. Jänner 1911. Heft 16.

Abſchiedsſang der Bäume / von Carl Dallago.

Wir fallen — wir verwehen bald,
wir ändern uns, verlieren die Geſtalt.
Die wache Glut, die in uns Flamme ward und wühlt,
beſpült ſchon eine Macht, die eiſig an ſich fühlt,
ein jeder Nerv erſchauert, nimmt uns jede Wehr,
Beklemmung ſchnürt den Gang der Säfte, macht uns überſchwer:
ſo halten wir, ein Zittern läuft durch unſer Rund,
und jeder Hauch des finſtren Waltens trifft uns ſterbenswund.

O Gott — o Licht, halt einmal in uns Einkehr noch,
dich ſuchten wir — dir lebten wir, verbleib uns doch!
Nimm deine Strahlenhand nicht von uns fort,
wo du nicht wärmſt und ſegneſt unſre Kraft verdorrt,
das Herz erlahmt im Schlag, der Lebensatem ſtockt
und Teil um Teil von unſrem Sein wird abgebrockt,
bis nimmermehr wir ſind
und raunend den verlaſſ'nen Raum durchſtreift der Wind.

(Hier iſts, als färbe tiefer ſich der Bäume Rot,
in tauſend ſteilen Flammen zuckt es auf vor Not,
ein Niedergleiten drauf wie Ebbe eines Meers
von dem Sichducken rings des weiten Wipfelheers;
dann eine Stille, die ſich ſelber lauſchend mißt,

drin aller Wille willig wird und ſich vergißt
und dem Geſetz ſich fügt, das ihm die Bahn nun gräbt,
daß er im Sichverlaſſen noch ſich ſelbſt zuſtrebt).

Doch wie uns auch geſchäh, wir murren nicht,
uns hält dein Arm, Gottmacht, — wir halten dich im Licht,
das unſre Säfte zog — uns baute Ring für Ring,
ſo unſer Leib die Kraft und Formenwucht empfing,
die Wipfelhöh, wo unſer Jubel tront,
da's dort zunächſt ſich deiner Gottheit wohnt.

(Jetzt liegt ein Hauch Verklärung auf der ganzen Schar
der Waldhänge wie Glanz von einem Hochaltar,
den flammend eigne Glut errichtet und geſchmückt,
der ſelbſt ſich Opfer — Opferbringer iſt verzückt:
ſo kommt zu letztem Lebensmut noch jeder Baum
und hängt ſich an ſein Leben — lebt es aus als Traum).

Wir waren eigenwillig, unſre Sucht ging hoch
und warb um Land, wo immer unſer Daſein Beute roch.
Wir trieben Wurzeln in anſäſſiges Geſtein
und bohrten unſre Kraft in Finſternis hinein
und wühlten uns durch Dick und Dünn nach Halt und Band,
doch immer unſer Wachstum war nach Licht gewandt, —
nach Licht ging unſre Luſt, des Sehnens heißer Strom,
der in uns tat, wie Beter tun in einem Dom,
und unſrer Säfte Lauf befloß, ſo ſchürte unſer Blut,
bis ſelber wir zur Flamme wuchſen aus der Glut
und hoch und höher ſtiegen von geheimer Macht bewegt,
die uns in Licht zu unſrer Heimat trägt.
Und Freiheit unſre Heimat heißt und unſer Leben Licht: —
wir tragen Narben noch vom Streit und Furchen vom Verzicht.

(Hier tut ſich Stille auf gleich jähem Wellental
im Schäumen einer Flut. Ein Atemſchöpfen füllt

die Stille aus, das weit die Waldung in ein Brauſen hüllt,
und wieder lebt der Sang auf wie ein Strahl).

So mühſam war der Weg. Ein Staunen packt uns noch,
wenn wir mit unſren Wipfeln nun herniederwehn
auf Aſtwerk, Stamm und Wurzelreich — und ſehn
uns tiefer noch: wie blind wir krochen durch die Finſternis,
geſpornt von Sucht nach Licht, und haſchten jeden Riß
und jede Spalte, bis wir durch ein winzig Loch
den Tag erſpähten, der verwegen leuchtend draußen floß:
ſo unſrer Schaffensmüh der erſte Lohn — ein Glück erſproß.
Ja Glück! Nicht andres weiß noch heut als Lohn ſich unſer Hang
nach Licht — nur Glück. Es iſt wie Traum und Sang,
es reift oft jäh, — ſchon eine Raſt, ein Schimmer einem frommt,
wenn müde man, wie wir, aus einem Dunkel kommt;
und wie ein Wunder iſt's, wenn man durch lange Nacht
ſich gräbt und plötzlich einem hell das Licht dann lacht. —

Das Licht, ſein benedeiter Schein
(wie Andacht geht es durch der Bäume Reihn)
iſt unſrem Daſein alles: Gnade, Glück und Trank,
iſt Stütze uns und Ziel, — ſein ſeliges Gerank
von außen her und innen ſeines Weſens Flut
belebt uns alle, bringt in unſer Wachstum Saft und Blut
und formt uns ſo, ſchenkt Farbe uns und Duft,
füllt uns mit Luſt und reckt uns hoch in Raum und Luft.

Die Klarheit uns durchſtrahlt nun bis zum Wipfelſaum:
Kein Schritt umſonſt durch aller Tiefen Raum.
Was ſich als blinde Kraft auch wühlt durch finſtren Schacht,
es bricht dem Lichte Bahn, verdrängt die Nacht,
iſt einmal erſt die Kraft zu ſich erwacht genug,
daß ſie ihr Daſein trägt und ſpürt des Lichtes Zug
von außen her in ſich, daß gierig ſie ſich füllt
mit ſeinem heißen Trank und wie in Rauſch gehüllt

nun treibt und treibt so hoch, daß Sturm sie schwer umweht —
denn ausgesetzt ist alles, was im Lichte steht —
und so erkennt, als sinnend sie ihr Werk bemißt,
wie nötig die Verankrung in der Tiefe ist, —
wie jeder neue Trieb und jeder kleinste Sproß
in Tiefen Wurzel faßt', eh er sich Licht erschloß, —
wie unsre Wipfelhöh und unser Lichtwuchsstand
das Grundgerüst verzweigt zuerst durch Tiefen wand.

(Ein Träumen, schaukelndes Verweilen still gewordner Sinne
entsproßt der Waldung. Fern wie rauschend wälzt sich das Gerinne
des Schweigens in der Landschaft Lauschen. Goldklar fällt
das Licht auf Stamm und Kronen, zaubert eine blaue Welt
von Schatten, die in Formen schwank und schwer
im Walde lagern wie ein riesig Heer.
Und immer ausgedehnter wird des Schattenheeres Tun
und überschwemmt die Waldung. Lichter fliehn und ruhn
erschöpft und flackern, werden bleicher, müder, bis
sie vollends niedertritt der rasche Schattenriß,
der vorwärts rückt, geschlossen, eine dunkle Wand,
die lautlos jede Helle zwingt mit harter Hand.
Dann hält der Hände Nachtwärtsgleiten tiefer Dämmerungen
die ganze Waldung frostig kühl umschlungen,
die Bäume kauern sich zu schwarzem Schwarm
zusammen, jeder Ast erschauert in der Dämmrung Arm.
Ein Klingen, wie von Stimmen noch ein Aufgebot,
hallt durch den Wald. Und fern vom Schneegrat her grüßt letztes
Rot).

Wir Volk der Bäume preisen scheidend noch das Sein,
wir treten in das Dunkel wie in ein Gesetz hinein,
das mehr und mehr von unsrer Lebenskraft verspinnt,
bis unser Blut und unser Atem nicht mehr rinnt.
Dann fallen wir und lassen unsren Stamm zurück,
verwesen in der Erde, finden so das Glück

des Friedens, das vielleicht ein Ding durchweht,
das einen ungeheuer langen Schlaf begeht,
dabei sich auflöst — wandelt, bis es wieder sich besinnt
und irgendwo als irgend etwas neu beginnt.
Und was wir waren, wird noch immer sein:
ein jedes Ding langt ewig in die Zeit hinein.

Wir waren eigenwillig, unsre Sucht ging hoch
und warb um Land, wo immer unser Dasein Beute roch,
denn lachend licht vor uns lag alles Land
und zwang, sich anzueignen, unsre Hand.
So schuf Besitz an uns sich jeder kleinste Sproß;
der Raum war da, der endlos in die Ferne floß
und allen unsren Drang zu seiner Kraft erlöst, —
uns im Besitzergreifen erst entblößt
sein endlos Endliches, das seine Fülle ist,
das immer um uns wie in einer Hülle ist.

(Nun geht der Atem mühsam schon von Baum zu Baum,
ein jeder Wipfel wankt, als laste drauf der Raum
gleich ungeheurem nächtedunklem Dach,
das immer mehr und tiefer in die Waldung sinkt,
so jeden Baumleib zwingt, daß er sein Dunkel trinkt,
bis jeder Baum schon taumelnd sich zusammenrafft,
sich dumpf auf sich besinnt und noch mit letzter Kraft
sein schwindend Blätterleben hält durchfröstelt wach: —
Ein Leben, das nur mehr wie dünnes Träumen rinnt, —
im Flüsterton doch furchtlos seine Nacht beginnt:)

Wie war das Sein doch schön, wenn hohe Sonne floß
und unser Wuchs sich türmte, Sproß für Sproß,
wenn uns Gewölk umflog und Regen wusch und Wind umblies,
und immer neu sich Sonne auf uns niederließ,
uns dehnte — wärmte — küßte, daß wir übervoll
vor Glück uns fühlten und ein Glühn uns schwoll,

das ſo wie Liebe war und ſchwer nach Hang und Haide ſah
und immer ſich verwunderte, wie ihm geſchah. —
Wie immer ſoviel Licht — Licht, Licht! — Es bläſt ſo kalt
daher — und Nacht rückt an — — o Licht, geſegnete Gewalt!

(Der Flüſterton erſtirbt, und tiefe Stille haucht
der Waldgrund aus und harten Froſt. Und als die Nacht verraucht,
und junges Tagen anbricht roſig feucht im Oſt,
noch immer Stille durch die bleiche Waldung toſt —
die welke Stille, die um Totes trauernd ſteht.
Der Waldgrund liegt voll Pliſſen, murmelnd geht
der Wind darüber. Starr gereckt ragt jeder Baum
mit Gliedern blaß und bloß durch farbverfallenen Raum,
darin des Morgens Odem nun wie Feuer loht
und jede Baumgeſtalt verglüht. — Nie ſah ich ſchönern Tod).

Der Hinkefuß / von Ludwig v. Ficker.

Herrenzimmer, einfach eingerichtet. Seitlich ſchräg geſtellt eine Ottomane. Inmitten ein Schreibtiſch mit Büchern, Manuſkripten und elektriſcher Lampe. Im Hintergrunde eine Tür, desgleichen in der rechten Seite. Daneben an der Wand eine alte wertvolle Kuckucksuhr mit langem, ſchwingenden Pendel.

Abendliche Dunkelheit im Raum. Man hört nur das Ticken der Uhr.

Plötzlich wird im Hintergrund lautlos die Tür geöffnet. Ernſt tritt auf die Schwelle und hält einen Moment tiefatmend inne. Hinter ihm Max. Beide ſchwarz gekleidet.

Max: Herrjeh, iſt das finſter bei dir!

Ernſt: Wart nur, gleich will ich Licht machen. (Will raſch nach der Mitte vor. In dieſem Moment beginnt die Uhr ſieben zu ſchlagen. Ernſt bleibt wie feſtgewurzelt ſtehen.)

Max: Was haſt du denn?

Ernſt: (plötzlich heftig, aufgeregt) Max, nimm die Uhr mit dir! (leiſe) Ich halt' es nicht aus. Ich will nicht immer daran gemahnt ſein — immer — jede Stunde — in Ewigkeit . . . (iſt an den Schreibtiſch getreten, dreht die Lampe auf).

Max: Beruhig dich doch! (geht zur Uhr) Du hätteſt ſie eben abſtellen ſollen.

Ernſt: Nein, laß! . . . Du weißt nicht, wie ſie daran gehangen hat, an dieſem gottvermaledeiten Kuckucksvieh. Wie an einem lebendigen Weſen.

Max: Arme Frau!

Ernſt: Weiß Gott . . . (bietet zu rauchen an).

Max: (lehnt ab) Danke.

Ernſt: (zündet ſich ſelbſt eine Zigarre an, die er indes bald weglegt; in einem faſt allzu aufgeräumten Ton) Wie aber iſt's dir ergangen, Max? Erzähl! (ſchiebt einen Seſſel herbei) Wie lange iſt das eigentlich her? Ich meine, ſeit du fort biſt — damals — nach Amerika?

Max: Im Herbſt ſind es drei Jahr' geweſen.

Ernſt: Gott, erſt drei Jahr' . . . Meine Vermählungsanzeige haſt du wohl erhalten.

Max: Sie traf mich in San Roſario, ja. Es war die letzte Nachricht, die ich ſeinerzeit von dir erhielt.

Ernſt: Stimmt. Haſt dich wohl gewundert, was? Die filia hoſpitalis, die Tochter dieſes bigotten, lächerlichen Narren! Und ich —

Max: (raſch) Ja ſag, wie kam das nur?

Ernſt: Gott, wie ſo Vieles kommt auf dieſer Welt. Du weißt nicht, wie. Auf einmal iſt es da und dann — du mußt es nehmen, wie es iſt.

Max (nach einer Pauſe): Kaum ein paar Tage wieder in der Heimat, und nun, zum Willkomm', dieſes traurige Ereignis!

Ernſt (regungslos, erwidert nichts).

Max (nähert ſich ihm, legt ihm die Hand auf die Schulter): Verzeih'! Es geht dir wohl ſehr nahe. Gott ja, das iſt begreiflich. So ſchnell von hinnen müſſen und dann — (gedämpft) ſie war ja wohl dein ganzes Glück . . . .

Ernſt (wie abweſend): Wer?

Max (erſt einen Moment erſtaunt, dann zögernd): Nun — ſie. Die wir vor ein paar Stunden zur letzten Ruh' beſtattet haben.

Ernſt: Ja, ja . . . (plötzlich wie aus einem Traum erwachend) Und da meinſt du —? Bitte, ſetz dich! Nein, nicht hier! Dort auf das Sopha, dort iſt's weniger hell! — Und da meinſt du, die Uhr da müßt' mir eine liebe Erinnerung an ſie ſein, nicht wahr? — Was machſt du denn ſo große Augen? Wir ſprachen doch im Augenblick davon.

Max: Wir — von der Uhr? (in ſteigender Verwunderung) Hör', Menſch, du haſt geträumt. Aber — laß, Ernſt! Es quält dich, wie ich ſeh'.

Ernſt (rafft ſich auf): Nein, nein, es quält mich durchaus nicht. Nicht ſo, wie du denkſt. Wir können ganz vernünftig einmal davon ſprechen. Es iſt vielleicht ganz gut ſo. Oder glaubſt du, weil . . .? Hör', Max, was denkſt du eigentlich von mir? Eben jetzt in dieſem Augenblick?

Max: Wozu die Frage?

Ernſt: Nein, nein, verſchanz' dich nicht! Ich leſ' es ja in deinen Augen — ſiehſt du, gerade jetzt, ſie ſind ſeltſam erſtaunt.

Max: Laß doch die Poſſen! Du biſt aufgeregt. Was ſoll ich mir denn denken?

Ernſt: Ich bin nicht aufgeregt. Aber du — bitte, ſieh doch in den Spiegel! Dasſelbe unausgeſprochene Bekenntnis wie auf den Geſichtern von all den Andern. Den Andern, die da draußen um das offene Grab herumſtanden und voll Verwunderung auf mich glotzten.

Max: Wieſo verwundert?

Ernſt (leiſe, mit Betonung): Weil ich ſo gar nicht gebrochen bin.

(Pauſe).

Ernſt (tritt nahe an Max heran, eindringlich): Nun, hab' ich nicht recht? Jawohl, nicht wahr! Weil ich ſo merkwürdig gefaßt bin. — Was ſagſt du, hm?

Max (nach einer Weile): Ich finde, daß das ein großer Troſt für dich iſt.

Ernſt (enerviert auf- und abgehend): So, findeſt du? Und all die Andern, die finden das wohl auch? Ich ſag' dir . . . . . (bleibt ſtehen) haſt du die Anna bemerkt, ihre Freundin? — Natür-

lich. Tu nicht ſo ahnungslos! Schließlich, ſo verblüht iſt das Mädl ja nicht, und — ihr ſeid euch doch einmal recht gut geweſen! Nicht? Unbändig gut, hab' ich mir nachträglich ſagen laſſen.

Max (reſerviert): Die verſchleierte Dame, meinſt du, die neben dir ſtand?

Ernſt: Jedenfalls die, jawohl. Wie die geweint hat, was? So recht, recht tief vom Herzen heraus. Und ich? Haſt du geſehen, wie ſie ſich vor mich hin gedrängt hat, beinah' gewaltſam, um nur zuerſt — vor mir — ihre Schaufel Erde hinunterwerfen zu können. Oh, die wußte ganz gut, was ſie der Toten ſchuldig war! Die wußte um Alles! — Glaubſt du, daß die einmal noch zu mir heraufkommen wird? Etwa, um mich zu tröſten? Nicht einmal mehr, da geb' ich dir mein Wort. Die weiß ganz gut, daß es hier nichts zu tröſten gibt. Jetzt, wo mein Weib da draußen liegt.

Max (hat ſich erhoben).

Ernſt: Ihr Grab wird ſie beſuchen — das ja .... Und das vielleicht öfter wie — ich .... (ſetzt ſich erſchöpft).

Max (iſt zu ihm hingetreten, ſieht ernſt auf ihn nieder): Was ſagſt du? Öfter wie — du? ..... Das verſteh' ich nicht.

Ernſt (ſtützt den Kopf in die Hand): Öfter wie ich!

Max: Das iſt dein Ernſt nicht.

Ernſt: Doch.

(Pauſe).

Max (wendet ſich langſam nach dem Hintergrund, bleibt plötzlich ſtehen): Haſt du dein Weib nicht geliebt? Verzeih! Die Frage iſt brutal — jetzt umſomehr.

Ernſt: Wenn ich dir nun ſagte: Nein, Max, ich habe mein Weib nicht geliebt ....

Max (kommt vor): Dann kann ich nur annehmen, daß ſie deiner Liebe nicht wert geweſen iſt.

Ernſt: Wirklich? Sonſt nichts? (ſteht auf) Nein, Max. Wenn ich jetzt zu dir ſpreche, ſo ſei verſichert, daß ich mit keinem Wort das Andenken der Toten beflecken werde. — Du glaubſt

wohl, ein betrogener Gatte ſteht vor dir. Lächerlich! Im Gegenteil. Sie war die Aufopferung ſelbſt. (Max macht eine Bewegung). Gott bewahre! Ich zürne dir ja nicht. So urteilt wohl die Welt in derlei Fällen. — Doch laß dir ſagen, Freund: Da ſind noch Dinge, tauſenderlei ganz kleine, erbärmliche und banale Dinge, die der Alltag bringt und wieder nehmen kann — ganz nach Belieben. Die er als bleierne Gewichte an unſere Ferſen hängt, daß Eins zum Anderen nicht kommen kann. Es iſt durchaus nicht nötig, daß erſt von zweien eines ſchlecht wird, um das Glück des Anderen zu zerſtören — vorausgeſetzt, daß es überhaupt dergleichen zu zerſtören gab! (Geht nach dem Hintergrund und lehnt das Haupt müde an den Türpfoſten; nach einer Pauſe) Ich weiß nicht, ob es dir bekannt iſt, daß Marie gehinkt hat.

Max (zögernd): Du willſt mich doch nicht glauben machen —?

Ernſt (nervös): Bitte, ſetz' dich erſt mal ruhig wieder nieder, ja?! Nicht einen Tag noch könnt' ich das mit mir herumſchleppen. Es muß heraus. Ich habe eure Richtermienen ſatt. — So . . . und jetzt antwort erſt auf meine Frage!

Max: Man hat es mir erzählt. Kannſt dir wohl denken, daß ich mich nach euch erkundigt hab', ſofort nach meiner Ankunft. Selbſt konnt' ich mich ja nicht mehr davon überzeugen, wie du weißt. Denn als ich dich zum erſten Male wiederſah, gings ja bereits mit ihr zu Ende.

Ernſt: Dann weißt du auch, wie ſie zum Krüppel wurde? Und um wen?

Max: Ein unglückſeliger Sturz — ſo hieß es.

Ernſt: Ein unglückſeliger Sturz. Jawohl. Sehr unglückſelig. Ihr Vater hat ſie nämlich die Treppe hinabgeworfen. Um meinetwillen hat er ſie die Treppe hinabgeworfen. Verſtehſt du nun?

Max: Was ſagſt du? Der alte frömmelnde Ariſtokrat, der jeden Tag zur Kirche lief? —

Ernſt: Ja, er hatte mitunter ſeltſame ariſtokratiſche Anwandlungen.

Max: Sag mir, wie war das möglich?

Ernſt: Du weißt, ich hab' doch ſeinerzeit bei den Beiden gewohnt. Damals — es waren, glaub' ich, kaum zwei Monate nach deiner Abreiſe — bin ich am Typhus ſchwer erkrankt. Und ſie — Marie — ſie pflegte mich. (Er ſpricht das Folgende wie etwas Unbegreifliches, faſt ſtoßweiſe, in kleinen Pauſen). Tagsüber. Mitunter auch bei Nacht. Jawohl, auch nachts. Sie wich nicht von meinem Bett. Weiß der Teufel, wie das zuging! Ich hatte doch nichts von ihr verlangt. Mit keinem Wort ſie dazu aufgefordert. Die Bedienerin wurde fortgeſchickt, ſo oft ſie in das Zimmer trat. Und ich — ich konnte nichts ſagen. Konnte doch nicht grob werden. So hundeelend, wie mir war! — Qualvoll, ſag ich dir, wie ſie oft ſtundenlang ſo vor mir ſaß und zu mir plauderte, die Handarbeit im Schoß. Sie plauderte ſehr gern. Ermüdend gern. Von allem Möglichen. Von ihrer Mutter, der ſie das Leben gekoſtet; nebenbei bemerkt, die dritte Frau des Alten. Von ihrer Erziehung im Kloſter. Vom Groll des Alten, daß ſie nicht darin geblieben — und was ſonſt noch die Bekenntniſſe einer freudloſen, gedrückten Jugend ſind . . . Mitunter kam es vor, daß ſie ganz unvermittelt abbrach und nur ihr Blick fragend, faſt bittend an mir hängen blieb. Ich aber drehte mich gequält zur Wand. — Dann konnt' ich hören, wie ſie behutſam hin zur Tür ſchlich und leiſe aus dem Zimmer ging. Ohne ein Wort zu ſagen. Folgſam, wie ein verſchüchtertes Kind . . .

Max: Seltſam.

Ernſt (unterdrückt): Und ich fühlte ihr ſtilles Schluchzen vor der Tür . . . . Aber nach einer Stunde — halben Stunde — war ſie wieder da. Mit ihren alten, leuchtenden, unerträglichen Augen. Und ich empfand das Alles wie eine körperliche Züchtigung, wie eine große Brutalität an mir. Für ſie empfand ich — wohlgemerkt — nicht das Geringſte.

Max: Ich begreife den Vater nicht. Es mußte ihm doch aufgefallen ſein. Wie? Nicht?

Ernſt (mit einem herben Lächeln): Ja, ſag', wie findeſt du das? Zum mindeſten ſehr — komiſch, was? . . . Da, eines

Nachts, hör weiter, — es ging wohl gegen Morgen — wach ich auf. Nun ſtell' dir vor. Da liegt ihr Kopf an meiner Bruſt. Sie rührt ſich nicht. Die Wange an mein Herz geſchmiegt, ſo war ſie eingeſchlummert. Was ſagſt du, hm? — Ich will den Alp von meinem Herzen wälzen. Umſonſt. Das Blut ſtockt mir in allen Gliedern. Ich ſtarre wie gelähmt — da geht im Hintergrund die Tür, und ein Geſicht . . . Nein, nein, du mußt nicht denken, daß ich träumte. Ich war vollkommen wach. — Es mußte die Bedienerin geweſen ſein. Sie hatte wohl ſchon längſt Argwohn geſchöpft.

Max: Und hat es ſpäter an die große Glocke gehängt. Natürlich. Der Alte hat es dann wohl auch erfahren?

Ernſt (nickt): Aber er ſchwieg, hörſt du, er ſchwieg. Auch dann noch, als ich ihm nach Monaten mitteilte, ich müßte mich zu meinem Bedauern nach einem anderen Quartier umſehen. Du kannſt dir ja wohl denken, daß ich ordentlich Sehnſucht hatte, aus dieſem verfänglichen Milieu herauszukommen, um Leib und Seele gründlich auslüften zu können. — Wir ſtanden auf dem Flur, als ich ihm kündigte. Er entgegnete kein Wort. Ich ſteige die Treppe hinab. Da eben kommt Marie von unten herauf. Sie geht an mir vorüber. Ich grüße. Sie nickt, ohne mich anzuſehen. Und nun geſchieht das Unfaßbare. Er läßt ſie dicht an ſich herantreten, packt ſie brutal am Handgelenk und mit den Worten: Wirf dich zum zweiten Mal an ſeinen Hals! — ſtößt er ſie vor die Bruſt — mir nach! Der Hinkefuß iſt ihr davon geblieben.

Max: Unglaublich.

Ernſt: Mir aber war damit die Schlinge um den Hals gezogen. Verſtehſt du nun? Ich blieb und fügte mich ins Joch.

Max (nach einer Pauſe): War das am Ende nicht ein übereilter Schritt von dir? Verſteh mich recht, mein Lieber! Du weißt, ich bin dein Freund. Ich meine: Kann da ein Menſch im Ernſt von einer moraliſchen Verpflichtung ſprechen? Schließlich im Grund genommen —

Ernſt: Schließlich — was ging die ganze Sache mich an? Nicht wahr, das willſt du ſagen? — Ja, ja, ja. Das hab' ich mir

auch ſelber tauſendmal geſagt. Aber weiß der Teufel: Trotz meiner freien Anſichten — da drinnen, irgendwo in einem Winkel, ſaß noch immer der Philiſter mit all ſeinen kleinen Ehrbegriffen, der mir in einem fort zuſchrie: Du biſt ein Schuft, wenn du ſie jetzt im Stiche läßt!

Max: Glaubſt du, daß ſie einer offenen Ausſprache nicht zugänglich geweſen wäre? Hätt'ſt du ihr ehrlich deine Meinung geſagt, ſie hätte doch einſehen müſſen —

Ernſt: Ach ja — hingenommen hätte ſie es, ohne Klage ohne Vorwurf. Trotzdem, es wär' ihr wohl die bitterſte Enttäuſchung geweſen. — Aber das iſt es ja gerade: Ihre Selbſtloſigkeit, ihr ſchweigendes Vertrauen mußte mich entwaffnen. Vollends, als der Alte bald darauf geſtorben war, und in den denkbar ärmlichſten Verhältniſſen — glaub' mir, da ſchlug mich das Gefühl der eignen Verantwortlichkeit für ihr ganzes, künftiges Geſchick nur umſo mächtiger in ſeinen Bann . . . Sie hat mich nie darum gebeten. Auch jetzt nicht. Du darfſt das nicht vergeſſen, Max. — Aber da war etwas, hörſt du, das lauter und deutlicher zu mir ſprach, das ſeine Stimme hob, ſchneidend und ſcharf wie ein geſchliffenes Henkerbeil: Der — Hinkefuß! . . . Der Hinkefuß, der mir keine Ruhe mehr ließ, der Tag und Nacht wie ein Geſpenſt vor meine Seele trat und mit ihm das ganze, unglückſelige Geſchöpf: Sieh her! Meine Liebe hat mich zum Krüppel geſchlagen. So muß ich mich durchs Leben ſchleppen, und niemand wird mir ſeinen Arm zur Stütze leihen . . .!

Max (ſteht auf, geht zu ihm hin und ergreift ſeine Hand): Dann freilich, Ernſt. Nun iſt mir Vieles klar. Ich kenne dich und weiß, es hat nicht anders kommen können.

Ernſt (ſieht zu Boden, langſam und ſchwer): Doch, Max. Es hätte anders kommen können. Ganz anders, als es wirklich kam . . . Sieh', eine Miſſion glaubt ich auf mich zu nehmen, und wußte doch, daß es Verſündigung iſt, Verſündigung an ihr und — mir.

Max: Versündigung? Wieso? — Zu deinem Weibe hast du sie gemacht. Und dafür konnte sie dir doch nur dankbar sein.

Ernst (kämpft mit sich selbst).

Max: Sie war die Güte selbst. Das hast du selbst gesagt.

Ernst (mühsam, fast wider Willen): Alles tat sie, was sie mir nur an den Augen absehen konnte . . . .

Max: Nun, siehst du! Eine Gefährtin ist sie dir geworden, treu und ergeben bis zum letzten Atemzug. Wie ich dich kenne, bist du der Letzte, der das nicht freudig anerkannt haben sollte.

Ernst (entzieht ihm mit einem Ruck seine Hand): Ich sag' dir, du kennst mich schlecht.

Max: Quäl dich nicht selbst! Wenn anfangs eine Kluft vorhanden war — nachträglich hast du sicher alles daran gesetzt, um diese Kluft zu überbrücken. Denn im Grunde mußt du dir doch eingestanden haben, daß dir dein Mißgeschick keinen so schlimmen Streich gespielt hat. Schon in deinem Interesse. Ein bischen Selbstüberwindung, siehst du — und du warst geborgen.

Ernst: Glaubst du? — (ausbrechend) Fortgeblieben bin ich — ganze Nächte lang — und hab' mich weiß Gott wo herumgetrieben. Selbst in der Hochzeitsnacht. Wie eine Fremde hab' ich sie behandelt in diesem Haus, in das ich sie als meine Gattin führte. Zu einer einzigen großen Demütigung hab' ich ihr die Ehe gemacht. Nicht einmal hab' ich ihr gesagt: Ich hab' dich lieb! Selbst in der letzten Stunde nicht, wo doch ihr Aug' im Tode förmlich darnach schrie . . . .

Max: Das hättest du gethan! Du, Ernst? — Die Herzlosigkeit, wahrhaftig, trau' ich dir nicht zu.

Ernst (in seiner Selbstanklage wie befreit): Sieh' mal, da drinnen hat sie jede Nacht gelegen und da heraußen — dort auf dem Sopha — ich. Da drinnen hat sie ihre Nächte zugebracht — schlaflos — und hat sich müd' gesehnt nach mir. Nach einer einzigen Liebkosung, nach einem einzigen Kuß von mir. Ich hab' sie nicht geküßt. Und manches Mal — tief nachts — ging dort die Tür und — sie trat auf die Schwelle, im bloßen, dünnen Nacht-

gewand und humpelte zu mir. Ich aber war wie feſtgekettet und heuchelte den tiefſten Schlaf. Dann lag ſie oft wohl ſtundenlang frierend auf dem Sophateppich dort. Wie ein Hund, ein guter, treuer Hund. Ich aber habe ſie nicht angerührt. Dnrch volle zwei Jahre unſerer Ehe hab' ich ſie nicht angerührt Und unberührt, ſo wie ich ihn empfangen ſollte, liegt jetzt ihr Leib da draußen in der Erde.

(Eine Pauſe. Es ſcheint, als komme eine große Ruhe über ihn. Plötzlich bricht er in Schluchzen aus. Er ſetzt ſich am Schreibtiſch nieder und birgt den Kopf in den verſchränkten Armen).

Max (geht zur Uhr und läßt das Pendel ſtille ſtehen. Dann kommt er vor, legt Ernſt von rückwärts beide Hände auf die Schultern, leiſe, eindringlich): Und dieſe Frau haſt du niemals geliebt? Niemals? Auch jetzt nicht? (Pauſe) Sag', hat ſie dir im Leben jemals leid getan? . . . Haſt du im Leben je um ſie geweint? (Pauſe) Und warum weinſt du jetzt? Jetzt, wo ſie tot iſt? Wo dir ihre Liebe nichts mehr anhaben kann. (Nicht ohne leiſen Vorwurf) Sag', Ernſt, empfindeſt du denn deine Tränen nicht als eine große — Inkonſequenz? Warum antworteſt du nicht?

Ernſt (ſchluchzend): Quäl' mich nicht ſo! Quäl' mich nicht ſo!

Max: Betrüg' dich nicht! Die Tränen ſprechen deutlicher als deine Worte . . . Siehſt du, ſo gütig iſt der Tod! (beugt ſich zu ihm, leiſe). Hat dir im Leben ihre Liebe weh getan, vielleicht, daß ſie im Tod dich ſegnet.

Sonette / von Hugo Neugebauer.

Bios.

Pegaſos-Einhorn, von der Hippokrene
Begeiſtrung trunken, riß der Rhythmen Zügel,
nicht litt er mehr den Sattel und den Bügel
und ſelbſt den Händen wehrte ſeine Mähne.

Im Geiſterflug erſtürmte er den Hügel
des Lebens und des Äthers ſtille Schwäne
entwichen vor dem Knirſchen ſeiner Zähne
und vor dem Sonnenglanze ſeiner Flügel.

Da hemmte plötzlich ſeiner Hufe Streben
das Mark des Baumes, den ſein Horn durchrannte
— das eigne Mark fühlt' er den Stoß durchbeben —

und: „Beug dich mir, die höhre Flüge bannte,"
rief eine Stimme, „in das Ziel ergeben,
nach dem der dunkle Gott den Bogen ſpannte!"

Hinauf!

Ein Traum umfing mich und mir ward, als triebe
ein Knabe ich nach loſer Laune Ziele
die goldne Scheibe um im Kinderſpiele,
das in den Sand der Rune Furche ſchriebe.

Ein Jüngling träumt ich weiter, es entfiele
der goldne Schild dem Arme und es bliebe
entblößt die Bruſt dem Stiche und dem Hiebe
und flügelfrohen Pfeiles ſpitzem Kiele.

Und aufgeſtachelt von der wehen Schärfe
zur Raſerei, entſagt' der Mann dem Schilde
und ſpannt' zum Diskoswurfe an die Nerve

und iſt erwacht: erloſchen iſt das wilde
Geſicht im Traume und erſchauernd werfe
ich mich zur Erde vor der Sonne Bilde.

Mittag.

Pan ſchlief im Holz, es ſchattet' die Dryade
in ſeinen Geiſt den Traum der Wurzeltiefe,
im Winde blinkt' das Silber der Olive,
im Erdbeerbuſche zirpte die Zikade.

Da wurde meinem Geiſte, als entſchliefe
in Pan auch er im Arme der Najade,
wiedergetauft in dem kryſtallnen Bade,
in das aus Myrtenblüten Nektar triefe.

Ich hüpfte hin in ihrer Wellen Wandel,
verſchleiert von dem Schattennetz der Zweige
des dunkeln Lorbeers und der lichten Mandel;

die Sonne küßt' der aufgebrochnen Feige
purpurnen Mund, es duftete der Sandel, —
durch meine Seele rann: „Genieße! — Schweige! —"

Phoenix.

Aus Byſſos war der Federn Flaum geſponnen,
der Sonne Blitze ſchoſſen ihre Kiele,
ſein Fittich war betaut vom jungen Nile
und mit der Purpurſchnecke Saft beronnen.

Er ſchlug die Lüfte und mir ward, als fiele
von ſeinem Schwung die Kraft geheimer Sonnen
voll goldnen Feuers, aus dem Mark gewonnen
der Finſternis, zerſtäubt zu Iris' Spiele.

Und wieder ward dem Seher, als verflöſſe
des Morgens und des Abends Rot in eine
purpurne Glut, die jauchzend ſich ergöſſe

aus blaſſer Dämmer Silberaſchenſchreine
in eine Sonn, die taumelnd er genöſſe
wie Lethe, ſchwer von jungem Götterweine.

Der junge Medardus / von Walther Lutz.

Ganzen und Sterben — der ſchauernde Reiz, das kapriziöſe Zucken liebebittender Menſchenherzen, das heiße Lachen und Küſſen, vermengt mit ein bischen Angſt und Staunen vor der Härte des Lebens, das Durchtollen dieſes ganzen Reigens bis zu der einen Stunde, in der ein paar ſehnſüchtige Tränen der Erkenntnis ihm in die Augen traten, der bitteren Erkenntnis, daß es nun aus ſein ſoll — das alles, etwas weniger geſchmacklos, dafür tiefer und aufrichtiger, war die Seele des Jünglings geweſen, der einmal Anatol geheißen hat und ſpäter noch ein paar andere Namen hatte und heute — tot iſt. Heute kam ein anderer, ein Medardus, einer, der jung und heiß von einer tieferen Sehnſucht iſt, der ſich im Sturm ein Leben ertrotzen will, der alles von ſich verlangt und doch immer wieder vor ſich ſelber zurückſchreckt, deſſen Schmerz und Begeiſterung viel größer ſind als er ſelbſt. Und hinter ihm reckt ſich rieſengroß, mordlechzend und verderbenglühend eine titaniſche Zeit auf. Ihre Fluten ſchlagen über den armen Menſchlein zuſammen, bevor kaum einige von ihnen wiſſen, daß nun alles ganz anders geworden iſt.

Aus allen Winkeln Wiens flammt die Begeiſterung, das, was bei dieſem Volke an die Stelle des Heimatgefühles getreten iſt — die Begeiſterung für irgend etwas, das ihnen in einem Augenblick als das Größte erſcheint. Was verſchlägts, wenn ſie heute Collins Kriegslieder ſingen und dem Erzherzog Karl zujauchzen und morgen vor den Toren Schönbrunns rufen: „Es lebe der Kaiſer Napoleon!"

Mitten aus dieſer ſeltſamen, ſo ganz öſterreichiſchen, — uns heute bis zu ihrem Hausrat wieder modern gewordenen Zeit griff der Dichter den einen heraus, um an ihm zu zeigen, wie klein die Menſchen ſein können im Verhältnis zu ihrer Geſchichte. Dieſer eine iſt Medardus, in deſſen Bruſt ſo viele Seelen wohnen.

Vielleicht hat Schnitzler nicht ſo ſehr eine Tragödie des Neunerjahres ſchreiben wollen, als vielmehr das, was die Tra-

gödie des Neunerjahres war, was heute noch die Tragödie Österreichs ist — die Geschichte von den allzuvielen, allzuraschen Begeisterungen und der gar so kleinen Tatkraft.

Medardus Klähr ist einer von den ganz Jungen, durch deren Köpfe etwas braust, das wie Vaterlandsliebe tönt, aber nur tönt, denn im Grunde ist es Raufluft, dieselbe Raufluft, die die Studenten zu den Fahnen der Bürgerwehr treibt. In ihnen bricht alles das los, was viele Menschenalter lang in dem ganzen Volk durch eine despotische, tyrannische Polizeigewalt niedergedrückt wurde. Jetzt dürfen sie sich gegen einen von den Freiheitsmördern wenden, und weil es gerade der Napoleon ist, sterben sie für ihr Vaterland Österreich.

Die Studenten, Medardus Klähr unter ihnen, sitzen in einer Schenke drunten in den Donauauen, am Abend vor dem Ausziehen in den wilden Krieg. Ein paar von den alten süßen Wiener Mädeln sind auch noch dabei, aber die verschwinden bald, denn für sie ist kein Platz mehr in dieser harten Zeit. Und wie in den jungen Herzen die Begeisterung brennt, morgen in die Schlacht zu ziehen, zu sterben für Wien und für Österreich, und alle im Banne einer großen Sache stehen, gehn draußen in den Auen zwei in einen kleinen Liebestod. Ein Prinz von Valois, Thronprätendent der alten französischen Königskrone, und des Medardus Schwester, ein Bürgermädel. Man bringt die zwei Toten herein. An ihrer Bahre siegt die Verzweiflung in der innersten Seele des Medardus über das, was ihn früher in den Krieg trieb. Er bleibt daheim, denn für ihn gibt es hier noch etwas zu tun, — seine Schwester zu rächen.

Hier endet das Vorspiel und nun setzt die Tragödie ein.

Die Wiener sollen ihr Vaterland befreien, aber es kommt nicht so weit, Medardus soll Rache nehmen für seine Schwester und kommt nicht so weit. Draußen, am Friedhof, legt Helene, die Schwester des Prinzen, Rosen auf das Grab, in dem die zwei Toten liegen. Medardus weist die Blumen zurück, denn in der Grube liegt auch die, deren Tod er rächen soll. Dieses Ungestüm des Medardus will die Prinzessin für ihre ehrgeizigen Pläne ausnützen, für ihren

Traum von der Königskrone der Valois. Durch ihre Liebe will sie ihn an sich fesseln, er soll ihr den Napoleon ermorden. Und Medardus greift nach dieser Liebe, als hätte ein Gott sie ihm gesandt als Werkzeug seiner Rache. Die Prinzessin will er nehmen, um ihre Schande vor allem Volk herauszuschreien: „Die Diener ruf ich zusammen und die Mägde und schrei es durch den Flur und lasse den Herzog rufen und die Herzogin und zerre die Prinzessin aus dem zerwühlten Bett, nackt über die Treppen . . ."

Den Träumer Medardus aber überragt die Prinzessin in ihrer diabolischen Frauengröße um Haupteslänge. Sie verliert sich nicht, ihre Augen sind nur immer auf das Eine gerichtet, das ganz Große, während Medardus der Zauderer hin- und herschwankt zwischen seiner Rache, dem Haß gegen Napoleon und — seinem eigenen Herzen, das er in einer heißen Liebesnacht an die schöne Helene verloren hat.

Medardus ist uns fast fremd geworden, und wie er so seine Rache und seine großen Pläne auf den Basteien des von Napoleon belagerten Wiens spazieren führt, möchte man etwa an den jungen Grillparzer denken. Medardus, der im Kreis seiner Freunde einst die Zeit nicht mehr erwarten konnte, daß sie in den Krieg zögen, weiß heute von nichts anderem mehr als seiner Prinzessin Helene, und als Wien kapituliert, fühlt er nicht die Schmach der Niederlage, sein Herz jauchzt auf, daß ihm der Weg geöffnet ist, — zu ihr, die draußen ist, außerhalb der Mauern der belagerten Stadt. Medardus wird immer kleiner, die Prinzessen immer größer, riesenhafter, dämonischer.

Aus ihrem eigenen Munde muß Medardus erfahren, um wie viel stärker sie ist, als er. Er wollte an ihr Rache nehmen für seine entehrte Schwester, Helene aber gab sich ihm, um in ihm den Mörder Napoleons zu gewinnen. Medardus sieht alle seine Pläne zerschlagen, seine Schwester konnte er nicht rächen, Napoleon darf er nicht mehr töten: „An dem Morgen, da wir ihn begraben hatten, lauerte sie mir auf. Und so geschah das Närrisch-Furchtbare — daß von einer Minute zur anderen aus dem Rächer seines Vaterlandes

ein gedungener Mörder wurde im Solde der Valois . . . Und das machte meinen Arm lahm und meinen Dolch ſtumpf und meinen Willen greiſenmatt. Und darum wird Bonaparte ungekränkt von hinnen ziehn. Der Hand, die auserſehen war, die Tat zu vollbringen, ward ſie entwunden und ſank in den Kot!"

Sein Geſchick treibt den Medardus, eine Tat zu tun, für die er zu klein iſt. Draußen vor der Schloßtreppe zu Schönbrunn unter vielem Volk ſteht Medard, während oben Napoleon den öſterreichiſchen Generälen den Frieden diktiert. Medardus hat ſich noch einmal aufgemacht, ſeine Befreiungstat zu vollbringen. Da erfährt er von ſeinem Freunde Etzelt von einem Gerücht, das Helene zur Geliebten Napoleons macht. In ſeiner aufſchäumenden Verzweiflung erſticht er die Prinzeſſin, die eben die Treppe des Schönbrunner Schloſſes hinanſteigt.

Dadurch iſt er jedoch, ohne es zu wollen, der Retter Napoleons geworden. Im Gefängnis muß er erfahren, daß Helene zum Kaiſer ging, ihn zu ermorden. Medardus iſt frei. Er aber weiſt jede Gnade zurück. Wenn ihm die Prinzeſſin nicht in ſeinen Weg getreten wäre, hätte er Napoleon erdolcht.

Vor den Gewehren der fremden Söldlinge ſtirbt Medardus: „als dieſes Krieges letzter und ſeltſamſter Held" einen Heldentod, der ſeiner innerſten Seele doch fremd war, denn „er war kaum geſchaffen, anderes zu erleben als den Klang von Worten."

„Gott wollte einen Helden aus ihm machen, aber der Lauf der Dinge machte einen Narren aus ihm."

Aber aus dem Klange dichteriſcher Worte allein werden keine Helden geſchaffen; eine Tragödie verlangt Helden, Menſchen, die größer ſind als der Augenblick ihrer Tat. Doch dieſer Medardus iſt menſchlich klein. Den großen Geſchehniſſen iſt er innerlich fremd. Weil ſeine Schweſter mit einem, den ſie liebte, in den Tod ging, zieht er nicht in den Krieg, und ſchon nach ein paar Tagen hat er vergeſſen, warum er zurückgeblieben iſt. Die heilige Zeit zwiſchen ſeiner Rache und einem Heldentod für ſein Vaterland verwendet er zu einem zärtlichen Liebesabenteuer mit der, an der er ſich

rächen wollte. Das sind alles Dinge, die im Leben starke Wirkungen erschließen mögen, im Drama aber der spezifisch tragischen Resonanz entbehren.

Medardus allein würde uns wohl gänzlich entfremdet werden, wenn ihn uns seine Umgebung nicht immer und immer wieder näherbringen müßte, denn rings um ihn stehen die eigentlichen Helden des Stückes. Seine Mutter, sein Onkel Jakob Eschenbacher, des Medardus Freund Etzelt und — die Prinzessin Helene. Dieser Jakob Eschenbacher ist wohl die ansprechendste Gestalt des ganzen Buches. Auch er liebt Wien und Österreich über alles. Doch er kennt seine Mitbürger so genau und weiß, wie das Ende wieder sein wird, aber er steht auf seinem Platz, sobald der Kaiser ruft. Er lebt und arbeitet in jener still-lächelnden Resignation des Österreichertums, das weiß, daß es für andere ist. An des Medardus Seite schreitet sein Freund Etzelt, die Gestalt des anscheinend unabänderlichen Beraters aller großen Helden, der dem Medardus alle jene Wahrheiten sagen muß, die ihm zu einem großen Helden fehlen.

So wird die Tragödie des Medardus zu einem fast lyrischen Zwischenspiel in der Historie. Rings um ihn her geschehen die großen Dinge, und erst am Ende, da die trauliche Liebesgeschichte ein peinlich tragisches Ende genommen hat, wird Medardus durch einen sonderbaren Zufall der Held der Geschichte.

Aber vielleicht läßt man sich durch das ganz auffallende Abrücken der wirklichen Haupthandlung Medardus-Helene von der großen Szene der Befreiungstragödie dazu verleiten, das Stück zu einem großen geschichtlichen Schauspiel zu stempeln, und ist dabei der Absicht des Dichters doch nicht ganz gerecht geworden. Denn die Historie heißt: „Der junge Medardus“ und geht nicht von den Großen, deren Namen jede Stimme nennt, sie erzählt von den Kleinen, die unter den vielen Tausenden mitgehen, die für die großen Dinge und Taten sterben müssen, ohne daß es ihnen gelungen wäre, sich hinaufzuschwingen und vor allem Volke einen Anderen hinabzustoßen.

Man müßte den jungen Medardus vielleicht mehr in dieſem Sinne eine öſterreichiſche Tragödie nennen, denn Medardus ſtarb für ein Heldentum, das ihm innerlich fremd war, liebte und ſtarb als einer unter den Millionen, die durch die Zeiten gehetzt werden, die ſelbſt das Große wohl zu ehren und zu erkennen vermögen, aber weder den Mut noch die Kraft beſitzen, mit eigenen Händen es zu vollbringen.

„Der junge Medardus.“ Dramatiſche Hiſtorie von Arthur Schnitzler. — Berlin, S. Fiſcher Verlag.

Hermann von Pfaundler / Sylveſter.

Kein Buch will ich leſen,
Nicht neue Lieder ſagen.
Ich will zu keinem Weſen
Sprechen und keines ſoll fragen.

Im dunklen Zimmer liegen
Vor Schlaf und durch das Schweigen
Dem freien, loſen Sich-Wiegen
Geliebter Stunden mich neigen.

Denken, daß ſie geweſen,
Nicht glauben, daß ſie verloren!
Die Wirklichkeit vergeſſen
Hinter des Wahnes Toren!

(geg. von Max v. Eberle.)

Arthur von Wallpach.

Glaube und Heimat und Vaterland.

In unserer Besprechung von Schönherrs Tragödie war davon die Rede, der Dichter zeige in seinem Drama ebenso wie die Handel-Mazzetti in ihrem Romane eine „vornehme Überlegenheit über das Borniert-Gehässige im Kampfe zwischen den beiden Konfessionen". Das war wohl eine dreiste und unverantwortliche, vor allem aber unerweisliche Behauptung. Als eklatanter Gegenbeweis kann uns eine Würdigung der Tragödie entgegengehalten werden, die das „Vaterland" frisch nach der Aufführung seinen Lesern als Feuilleton serviert hat. Da tut uns ein Herr — o — ebenso klärlich wie beschämend dar, wie erhaben über bornierte Gehässigkeit der konfessionelle Kampf katholischerseits überall und allezeit geführt wird. Sei daher diese Besprechung unverkürzt hieher gesetzt, zumal sie als die öffentliche Meinung unseres ganzen österreichischen Vaterlands über Schönherrs Tragödie ausgesprochen ist. Steht sie doch in der „Zeitung für die österreichische Monarchie." Ihre Meinung ist im Allgemeinen überall klar. Nur im Besondern ist zuweilen ein philologischer Kommentar nötig, auf daß wir vollends in die Gedankensphäre des Herrn — o —, der sich wohl selber als eine Null zwischen zwei Gedankenstrichen symbolisch uns vorstellt, einzudringen vermögen.

Ein Stück Kulturkampf auf der Bühne.

Das und nichts anderes ist die Tragödie des Volkes, „Glaube und Heimat" von Karl Schönherr. Im Deutschen Volkstheater zu Wien und im Neuen Deutschen Theater in Prag ging am 17. Dezember die Uraufführung von Schönherrs „Glaube und Heimat" in Szene, dessen Freigabe wohl nach Zögern seitens der Zensur erfolgt ist. Speziell das Deutsche Volkstheater hat für derartige Werke ein Stammpublikum, das sich aus Demonstrationslust bei Stücken, welche eine Spitze gegen den Katholizismus bieten, als nimmermüde Claque bemerkbar macht. „Glaube und Heimat" ist ein mindestens überflüssiges Tendenzstück, welches mit krassen, aufregenden Mitteln arbeitet und höchst undankbare, schwierige Aufgaben an das vorzügliche Ensemble des Deutschen Volkstheaters stellt. Die Zeit der Gegenreformation ist ein trauriges Kapitel in der Geschichte Österreichs, doch wollte man darauf antworten, der Kampf fiele ungünstig aus für den Protestantismus, von den Bauernkriegen nicht zu sprechen. Wozu das einseitige Aufrollen zu einem durchsichtigen Zwecke?

Dies alles spricht für sich selbst. Nur das letzte Absätzchen bedarf einer gewissen Auseinanderlegung; denn da gefiel es Herrn — o —, eine geheime Macht, über die er verfügt und in deren Belieben das Sein oder Nichtsein ganz beängstigender Ereignisse ruht, durch eine zweideutig abkürzende Satzkonstruktion mehr nur ahnen

als wirklich spüren zu lassen. Denn — o — bekennt zwar, daß die Zeit der Gegenreformation ein trauriges Kapitel in der Geschichte Oesterreichs sei; doch wenn er „darauf", nämlich auf sein eben getanes Bekenntnis, antworten wollte, so entstünde ein Kampf, der für den Protestantismus ungünstig ausfiele; ja sogar Bauernkriege würden entstehen . . . . . Aber gerade von diesem Schlimmsten will uns — o — nicht weiter sprechen. Denn: wozu das einseitige Aufrollen zu einem durchsichtigen Zwecke? (Oder sollte dieser Satz auf Schönherr gemünzt sein? Und rollt Schönherr einseitig auf?)

Der Autor gibt sich nicht einmal Mühe, eine besondere historische Grundlage für Glaube und Heimat zu suchen. In einem Alpenlande irgendwo, in dem ein unverständlicher Dialekt gesprochen wird und eine undefinierbare Tracht besteht, trotz der alten Bräuche, zieht ein abenteuerlicher kaiserlicher Reiter ein mit einem langen Trommler. Der Reiter scheint eine Generalvollmacht des Kaisers zu besitzen, er ist fanatisch, grausam und ein übereifriger Katholik, der alle Ketzer bekehren oder aus dem Lande treiben soll. Herr Kutschera hat alle Mühe, aus dieser traurigen Figur etwas zu machen.

Also der Reiter scheint dem Herrn — o — eine Generalvollmacht des Kaisers zu besitzen; denn er ist fanatisch, grausam und ein übereifriger Katholik. Und dieser Reiter hat einen langen Trommler bei sich; das ist denn eine abenteuerliche Geschmacklosigkeit des Dichters in jedem Fall: sei es nun, daß Schönherr den Trommler allzulange trommeln ließ, oder sei es, daß der Schauspieler, der den Trommler darstellte, ein gar zu langer Kerl war. Schönherr scheint nicht zu wissen, daß bessere Theaterkritiker á la — o — die darstellenden Schauspieler mit den Gestalten des Dramas häufig und gern identifizieren oder verwechseln, wie das z. B. gleich wieder aus dem Folgenden zu ersehen ist.

Das Hauptinteresse konzentriert sich auf die Familie Rott. Christof Rott, Herr Thaller, ist die Säule des Stückes, seine Frau, Fräulein Hetsey, eine kernige Bäuerin, die nicht ganz überzeugt ist, der alte Rott, Herr Th. Weiß, der landflüchtige Sohn des Alten, der muntere Enkel, sie schlagen alle dramatische Akkorde an und leihen ihre beste Kraft dem Stücke in bewundernswerten Geschick und unverdrossener Ausdauer.

Es gilt die Verbannung aller Protestanten, welche konstribiert sind und, am nächsten Tage von Haus und Hof vertrieben, aus ihrer Heimat wandern müssen.

Die gesamte Familie Rott scheint demzufolge eine höchst geschickte Schauspielerfamilie zu sein, denn ihre Mitglieder schlagen alle dramatische Akkorde an und leihen ihre beste Kraft dem Stücke Schönherrs in unverdrossener Ausdauer. Und das Stück benötigt solcher besten Kräfte dringend, gilt es doch, alle Protestanten zu verbannen.

Aber trotz all ihres bewundernswerten Geschicks:

Die Familie Rott ist die am meisten gravierte, darum hat auch der Gerichtsschreiber auf dem schmucken Hofe der Verbannten seine Schreibstelle eingerichtet, und zwar an einem Brunnengrand, aus dem das mächtige Rohr aufsteigt, auf dem eine Muttergottesstatue mit dem ewig Licht' angebracht ist.

An dieser Muttergottesstatue vollzieht sich alle himmelschreiende Vergewaltigung und Unbill an der Verfolgten.

Es ist ein großer Moment, als Frau Rott gezwungen wird, zu Hause zu bleiben und ihr verwehrt ist, mit dem verbannten Gatten zu ziehen, weil sie ja bei dem minderjährigen Sohn bleiben muß, dessen Seelenrettung noch versucht werden soll. Der Junge will sich aber gewaltsam dem Ausgewiesenen anschließen. Er wird verhindert daran durch den kaiserlichen Reiter und stürzt sich in den Wildbach. Auf dem Wägelchen, das für den alten Rott bestimmt ist, bettet man den Toten, Christof Rotts Liebstes; Frau Rott kann nun mit dem Gatten ziehen.

Herr — o — will hier offenbar den Tendenzdramatiker schon wieder loben und zwar sein Geschick, womit er es schließlich doch noch erreichte, daß Frau Rott mit ihrem Gatten ziehen darf.

Dafür aber entblößt uns die nächste Stelle wieder das maßlos Tendenziöse des Stückes:

Von 214 Verbannten hat nur einer, der dem Tode nahe ist, den neuen Glauben abgeschworen, auf daß er in geweihter Erde ruhe und nicht auf dem Schinderanger begraben werde.

Also auf der Bühne hat nicht der Sandperger abgeschworen, sondern der alte Rott, Herr Th. Weiß. Im Buche, aus welchem allein ich dieses Stück Kulturkampf kenne, hat der Alt-Rott im Gegenteil sich durch obige Motive zum Bekennen des neuen Glaubens bewegen lassen. Auch war es dort dem Alt-Rott, als einem zuerst heimlichen, dann offenen Protestanten, niemals um geweihte Erde zu tun, vielmehr zuerst um ein heimatliches, später um ein ehrliches Grab. — Nun aber hat, wie mir scheint, die Zensur den Dichter genötigt, jene beiden Gestalten des Kulturkampfs im Buche, nämlich den Alt-Rott und den Sandperger, für die Bühne in eine einzige Figur zusammenzuziehen. Dieser Annahme dürfen wir umso vertrauensvoller huldigen, da Herr — o — einen Sandperger nirgends mit einem Wörtlein erwähnt.

Von den Personen interessiert der vielbeschäftigte Gerichtsschreiber Herr Amon, welcher die Schubpässe, (?) Kaufkontrakte und Urteile auszufertigen hat. Er wirkt komisch in seinem Übereifer. Wie ein Lichtstrahl wirkt eine Szene. Ein Landstreicherpaar, der Kesselflicker Wolf und das Straßentrapperl Herr Klitsch und Fräulein Paula Müller, die keine Ahnung haben, wo und wie sie in die Welt gekommen und einander angehören wollen fürs Leben, möchten auch Schubpässe haben — eine wirklich lustige Episode zweier Menschen, für die selbst das Elend heiter ist.

Neu ist die Figur des reichen Engelbauer, der den Rottschen Bauernhof um ein billiges Geld für seinen noch ungebornen Sohn Mathiesl gekauft hat.

Früher hatten wir gehört, daß sich das Hauptinteresse auf die Familie Rott konzentriere. Aber dieses Hauptinteresse war wohl nur ein kollektives, ein offizielles für die Rott als Familie, vielleicht auch ein inquisitorisches. Von den Personen des Stückes dagegen interessiert doch eigentlich nur der vielbeschäftigte Gerichtsschreiber Herr Amon, wenigstens unsern vielbeschäftigten Zeitungsschreiber Herrn — o —. Und niemand kann etwas dagegen einwenden, wenn ein harmloser sinniger Zuschauer für einen wahlverwandten Charakter- und Berufstypus, den die Bühne ihm vorführt, ein spezielles Interesse empfindet. Und Herr Amon hat ja außer Schubpässen, Fragezeichen in Klammern und Kaufkontrakten auch noch Urteile auszufertigen, gerade so wie Herr — o — solche ausfertigen muß über Kulturkämpfe auf der Bühne. Und wirkt doch auch der Gerichtsschreiber Amon komisch in seinem Übereifer. Wie ein Lichtstrahl aber wirkte auf — o — eine Szene. Es wird wohl die gewesen sein, wo der Englbauer zum erbosten Schreiber sagt: „Kenn' dich guet!" Sodann in die Tasche greift und ihm einen Taler hinwirft. Worauf der Schreiber, nun wohlbereit, sich eilig Papier zurecht richtet und unter anderem dieses sagt: „Ich schreib' schon! . . . all's durcheinand', wie Kraut und Rüben!" Und nun wissen wir auch, warum die Figur des reichen „Engelbauer", der nicht einmal in die Abhängigkeit des Genitivs zu geraten vermag, unserm — o — so sehr neu ist.

Aber vielleicht bezieht sich die Szene, die wie ein Lichtstrahl wirkt, gar nicht auf den Gerichtsschreiber? Sondern auf das Landstreicherpaar, Herrn Klitsch und Fräulein Paula Müller, die keine Ahnung haben, wo und wie sie in die Welt gekommen sind und — was fast noch fataler — wo und wie sie einander angehören wollen für's Leben; das ist denn freilich ein rechtes Elend. Diese möchten nun aber auch Schubpässe haben; und das ist nun hinwiederum eine wirklich lustige Episode zweier Menschen.

Was soll übrigens der sonderbare Schluß des Stückes bedeuten?

Der unheimlich fanatische Katholik, der kaiserliche Reiter, der in seinem Übereifer nur Seelenretter sein will, wird von dem durch sein namenloses Unglück außer Fassung geratenen Christof zu Boden geworfen und gedrosselt. Seine Frau reicht ihm die Hacke, Christof wehrt ab — „der Herr will kein Blut". — Er läßt ab von dem Unterlegenen.

Der wie leblos daliegende Reiter erhebt sich plötzlich, langt nach seiner Waffe und ergreift Christofs Hand zur Versöhnung!

In der Tat, ein sonderbarer Schluß! Schon dieses Drosseln ist eine seltsame Beschäftigung Rott's. Noch seltsamer jedoch ist seine Abwehrrede; wen meint er denn eigentlich mit dem Herrn, der da kein Blut will? Den Reiter oder am Ende gar sich selber? In letzterm Falle: wie konnte der Dichter doch nur seinen Rott eine so paschamäßige Bezeichnung für sich selber wählen lassen gegenüber seiner Frau?

Noch sonderbarer ist aber das dann Folgende. Schon der bloße Vorgang bleibt rätselhaft, ob nun der Reiter nach seiner Waffe mit der Rechten langte und Christofs Hand mit der Linken ergriff oder ob umgekehrt. (Herr — o — führt uns das nicht näher aus.) Psychologisch aber nahezu unmöglich erscheinen muß es überhaupt, daß ein katholischer Reiter einem protestantischen Christof die Hand zur Versöhnung reiche. Jedenfalls aber ersieht man daraus wieder einmal recht kraß die den Katholizismus entwürdigende Tendenz des Kulturkämpfers Schönherr.

Das Stärkste aber ist die allerletzte Szene:

Christof und sein Weib ziehen mit dem toten Sohne am Karren hinaus in die Welt. Der kaiserliche Reiter zerbricht seinen Degen und stürzt zu Boden in Reue und bekehrt vor der Muttergottesstatue!

Das ist allerdings ein Schluß, der nur verstanden werden kann von solchen, die dem Autor folgen können in seine Gedankensphäre.

Wie niederträchtig, den Reiter zu Boden stürzen zu lassen in Reue und zum Protestantismus bekehrt, noch dazu vor der Muttergottesstatue! Direkt widersinnig aber ist die vorhergehende Szene; Herr — o — erspart sich zwar die Schilderung davon, wie Christof seinen eigenen toten Sohn an den Karren spannte. Jedoch der ganze Widersinn eines solchen Arrangements ist auch schon in — o —s Satze enthalten: „Christof und sein Weib ziehen mit dem toten Sohn a m Karren hinaus in die Welt." Ein Freund von mir will zwar meiner Meinung nicht beipflichten, daß die Zensur oder Schönherr selber den Regisseur genötigt habe, die ursprüngliche Fassung dieser Situation im Sinne der obigen Beschreibung umzuändern. (Im Buche nämlich läßt der Dichter den toten Spatzen i m Karren liegen). Mein Freund glaubt vielmehr, es sei das bessere Wienerdeutsch mir armen Provinzler ganz einfach ein unverständlicher Dialekt. Aber darauf kann ich mit einem unwiderleglichen Einwand entgegnen: größere Zeitungen schreiben nie in einem Dialekt und das „Vaterland" gewiß schon am allerwenigsten, da es ja die Zeitung für die g a n z e österreichische Monarchie ist. Und da überdies Herr — o — sonst überall das reinste Zeitungs-Neu-

hochdeutsch des zwanzigsten Jahrhunderts redet, so wird er dies in dem zuletzt zitierten Satze wohl auch noch tun. Also: daß „am Karren" echtes, vaterländisches Schrift-, ja Druckdeutsch sei, dies findet bei mir unbedingten Glauben. Gedeiht doch in unsrer armen, wienentlegenen Tirolerheimat auch sonst noch so mancher töricht scheinende Glaube. Herr — o — selber macht gleich im Folgenden noch einen besonders törichten namhaft.

Es fehlt in der Dichtung nicht an poetischen Perlen, auch über dramatisches Geschick ließe sich sehr Wohlwollendes sagen, allerdings nicht von der Sprache, die unter den Härten des Dialekts leidet, auch ist der episodische Aufbau nur Mittel zum Zweck und entbehrt das Stück höheren literarischen Wertes.

Karl Schönherrs Tragödie des Volkes wird vielleicht Glauben in der Heimat finden, Freude aber werden nur diejenigen daran haben, welche den traurigen Stolz empfinden, daß einer ihrer Pioniere ein Stück Kulturkampf auf die Bühne gezerrt hat unter dem Beifalle der Gesinnungsgenossen.

Jedenfalls hätte der Dichter mit seinen Mitteln nicht nötig nach solchen Stoffen zu greifen, die ihm einen Scheinerfolg verbürgen.

Also, sogar der Glaube an die Existenz von Schönherrs Tragödie *des* Volkes gedeiht in unserer Heimat, wie — o — unter mitleidigem Bedauern, aber richtig vermutet.

Freilich: *Freude* an der Tragödie hat zufolge bestimmter Versicherung — o —'s in der Heimat niemand. Denn wir — ich und einige andere — dürfen uns, um mit Lessing zu sprechen, schon als solche Niemande in unserer Heimat betrachten. Sonst haben Freude „daran" nur diejenigen, welche den traurigen Stolz empfinden, daß einer ihrer Pioniere ein Stück Kulturkampf auf die Bühne gezerrt hat unter dem Beifalle seiner Gesinnungsgenossen. Solche Kulturkämpfer kann es in unsrer Heimat natürlich nicht geben, die müssen auswandern nach Wien wie Schönherr. Aber da Schönherr, wie — o — berichtet, hinreichend bemittelt ist, hätte auch er es eigentlich nicht nötig gehabt, mit einem Stück, das höheren literarischen Werks entbehrt, nach Scheinerfolgen auf der Bühne zu jagen.

Karl Röck.

Vom publizistischen Anstand.

Jüngst hat uns ein österreichisches Provinzblatt außerhalb Tirols den wohlwollenden Rat gegeben, auf den „Ballast einer für ernste Kulturbestrebungen nicht genügend würdig gehaltenen Kritik gegen Andersstrebende, Andersirrende" zu verzichten. „Denn wir alle irren" — Zweifellos. Aber so unanfechtbar die Erkenntnis, daß es keine

absolute Wahrheit gibt, bekanntlich ist, so verwerflich ist die Ansicht, daß wir deshalb verpflichtet seien, den Drang nach Wahrhaftigkeit — dort, wo er nämlich vorhanden ist — sei es in uns oder in anderen — zu unterdrücken. Denn für die ethische Qualifikation unserer Handlungen ist die Tatsache, daß wir irren, selbstverständlich völlig irrelevant; geradezu ausschlaggebend jedoch die Frage, wie wir irren. Und die kulturelle Würdigkeit unseres Kampfes gegen Andersirrende wird nicht dadurch bestimmt, ob wir diesen Kampf mit oder ohne Glacèhandschuhe, sondern einzig und allein dadurch, ob wir ihn mit oder ohne den „Ballast" eines Charakters führen. Bringt man's nicht übers Herz, auf diesen Ballast zu verzichten, so kann man allerdings sicher sein, daß sich ein minder skrupulöser Gegner a priori auf die Forderung des guten Tons zurückzieht und sie als Plattform seiner Überlegenheit benützt. Wie das Exempel lehrt. Es spielt sich einer als ein Ideal von Männlichkeit auf, und ich entblöße ihn als einen Zwitter — was ist natürlicher als daß er sich im Interesse der guten Sitten seitwärts in die Büsche der öffentlichen Meinung schlägt, die jederzeit bereit ist, aus seiner Not ihre Tugend zu machen und mich, der ich an der Ungehörigkeit einer Pose Anstoß nahm, sub rosa der Unanständigkeit zu zeihen. Gesetzt den Fall jedoch, der also Angegriffene hätte das unwahrscheinliche Bedürfnis, mir diese „Unverschämtheit" selber heimzuzahlen, so läßt sich tausend gegen eins wetten, daß er so vorsichtig wäre, dies in der gangbarsten Münze zu besorgen, streng objektiv, versteht sich, und in jenem Ton, von dem er weiß, daß ihn die Welt „gewinnend" nennt. Denn dies ist das Ergötzliche, zugleich jedoch das Widerwärtige an solchem Kampf: Man glaubt, die falsche Pose eines Einzelnen enthüllt zu haben, und siehe da, man hat im Grunde nur die Echtheit eines Typus entlarvt — jenes Typus nämlich, der durch Vornehmheit des Tons jederzeit das zu ersetzen bereit ist, was ihm an Vornehmheit des Charakters entweder von Natur versagt geblieben oder aber im Drange der Geschäfte unauffällig abhanden gekommen ist.

Es ist somit im Wesentlichen gleichgültig, ob man die Probe auf dieses Exempel an einem papierenen Pathetiker macht, der die Wahrhaftigkeit seines Wesens durch die dekorative Behauptung, er habe nie gelogen, schlagend bewiesen zu haben glaubt, oder an einem reinrassigen Journalisten, der weniger Pathos, dafür aber auch weniger Naivität besitzt. Wie an Herrn R. W. Polifka z. B., der eine anständige Entwicklung der von ihm geleiteten Zeitschrift

neuerdings durch unpersönliche Tapferkeitsanwandlungen gefährdet, die geradezu ein Schulbeispiel dafür sind, wie publizistische Gewissenlosigkeit es fertig bringt, sich den Anschein publizistischer Gewissenhaftigkeit zu geben. Ich will nicht davon reden, daß dieser Herr — offenbar um seine „Objektivität" zu erweisen —, es ruhig zuläßt, daß im letzten „Föhn" (in einem Artikel gegen die Innsbrucker Theaterzensur) der „literarischen" Bedeutung des hiesigen Zensurbeirats mit Gänsefüßchen nahe getreten wird, obwohl das Blatt sich der literarischen Mitarbeit dieses Zensurbeirats erfreut und ein Gedicht desselben sogar — Tableau! — im gleichen Hefte bringt.

Aber handelt es sich hier lediglich um eine redaktionelle Taktlosigkeit, (die freilich dadurch, daß sie an einer Dame verübt ward, nicht eben leichter wiegt), so spricht Herr Polifka im Folgenden die sachlich formulierende Sprache einer bewußten Niedertracht. Es ist hier allgemein bekannt — jüngst stand es nämlich in der Zeitung —, daß Karl Schönherr Aufführungen seiner Dramen am Innsbrucker Stadttheater verboten hat, gleichzeitig aber betonte, daß sich diese Maßregel nicht gegen den Theaterleiter richte. Dessenungeachtet bringt Herr Polifka den hoffnungslosen Mut auf, einer trocken referierenden Notiz über den Erfolg der Uraufführung von „Glaube und Heimat" den nonchalanten Passus anzuhängen:

„Unter den zahlreichen Bühnen, die „Glaube und Heimat" zur Aufführung erworben haben, befinden sich auch solche, die hinter dem Innsbrucker Stadttheater rangieren. Es braucht wohl nicht erst erwähnt werden, daß von einer Vorbereitung der Tragödie in Innsbruck bisher nicht die Rede war."

In der Tat, das brauchte nicht erwähnt zu werden. Erstens konnte von einer solchen Vorbereitung angesichts des Schönherrschen Verbots natürlich keine Rede sein; denn wenn schon der Journalist Polifka die bündige Erklärung des Dichters Schönherr nicht zu respektieren braucht, so ist eben leider der Direktor unseres Theaters dazu gezwungen, ob ihm dies genehm ist oder nicht. Zweitens aber ist die Behauptung des Herrn Polifka gedruckt wie gelogen. Herr Thurner hat sich selbstverständlich trotz des Vetos um die Erwerbung der Tragödie bemüht und bemüht sich noch. Angenommen, dem Redakteur des „Föhns" habe kein Wind noch diese Kunde zugetragen, so enthebt ihn dies doch nicht der Pflicht zur Information. Denn eine Polemik, die als ultima ratio die eigene Ahnungslosigkeit ins Treffen führt, ist schließlich ebenso aussichtslos wie das letzte Aufgebot eines Idealismus, dem kein Mittel zu schlecht ist, seine Forderungen an den Mann zu bringen.

Ludwig von Ficker.

WERKE VON CARL DALLAGO.

Gedichte. E. Piersons Verlag in Dresden. Broschiert Mk. 2·50, gebunden Mk. 2·—.

Ein Sommer. Liederreigen. Verlag von E. Ebering, Berlin. Gebd. Mk. 2·—.

Strömungen. Neue Gedichte. Tiroler Verlag, Innsbruck. Brosch. Mk. 2·—, gebd. Mk. 3·—.

Wintertage und Anderes. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·25, geb. Mk. 3·—.

Spiegelungen. Ein lyrisches Album. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 3·—, gebd. Mk. 4·—.

Der Süden. Kulturliche Streifzüge eines Einsamen. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—, gebd. Mk. 3·—.

Erich Tagusen oder Kinder des Lichts. Ein lyrisches Drama in drei Aufzügen. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—.

Neuer Frühling. Ein Gedichtbuch. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—.

Geläute der Landschaft. Kulturliche Streifzüge eines Einsamen. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 3·—, gebd. Mk. 4·—.

Die Musik der Berge. Künstlerdrama in drei Aufzügen. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Broschiert Mk. 2·—.

Ein Mensch. Ein Roman in Bildern. Axel Junker, Verlag, Berlin. Brosch. Mk. 2·50, gebd. Mk. 3·50.

In Vorbereitung: Das Buch der Unsicherheiten.

Soeben erschien:

Richard Huldschiner

Die Nachtmahr

Roman

geh. M 3.50, geb. M 5.—, in Halbfranz M 6.50

Albert Langen / Verlag / München.

„Observer"

Unternehmen für Zeitungsausschnitte
Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4
Te ephon Nr. 1801

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen **(Zeitungsausschnitte)** über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Im Verlag Schuster & Loeffler in Berlin erschien:

Pacificus Kasslatterer

Streusand drauf!

Preis geh. M 2.—.

I. Jahr. Heft 17.

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Siderische Geburt / Hugo Neugebauer: Weltengesicht / Bernhard Jülg: Oktobertag / Ludwig Seifert: An der Wende / Wilhelm Schwauer: Die Russen / Carl Dallago: Bahr und sein „Dialog vom Marsyas". — Karikaturenfolge XVII: Max von Esterle: Dr. Aemilian Schöpfer.

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1·75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Erlerstraße Nr. 3. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Sämtliche Rechte vorbehalten.

Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel. Schreibmaschinen: Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

I. Jahr. Innsbruck / 1. Februar 1911. Heft 17.

Siderische Geburt / von Carl Dallago.

Zu Anfang Dezember ward mir ein Buch zugesandt, betitelt: „Siderische Geburt. Seraphische Wanderung vom Tode der Welt zur Taufe der Tat." Da ich immer weniger lese und mich dafür häufiger äußerlichen und innerlichen Betrachtungen hingebe, wie sie das Leben in einem aufwirft, nehme ich so ein mir überreichtes Buch als etwas, das mich bestimmt, seinem Inhalt näher zu treten. Ich habe deshalb, nach Erledigung der laufenden Arbeit, das Buch mit gutem Willen und Eifer vorgenommen, in den Tagen vor Weihnacht, in einer winterlichen Gebirgsgegend mit großer Waldung, wo die Bäume, mächtige Lärchen, wie schlafende Riesen starr und still in die Höhe ragten. Es mag sein, daß in solcher Umgebung ein Buch weniger gehört wird, daß seine Sprache leichter verhallt, daß die wortgewordene Seele des Buches schwerer zur Geltung gelangt. Jedenfalls kam es bei mir so: Was das Buch mir zuweilen auch klar und lebhaft einredete, redete mir die Macht der großen, mich umgebenden Landschaft wieder aus. Denn meine Umgebung war stärker als das Buch: Das fühlte ich bestimmt, — das fühle ich heute noch, da ich ruhig und besonnen von diesem Buche reden will.

*

Ich weiß nicht, ob Volker, der Name des Verfassers, ein Pseudonym ist; ich hörte diesen Namen noch nie. Das erste Kapitel: „Du, du Weltende", versteht der Verfasser so: „Und wollen wir nicht ersticken an der Welthöhe, so muß ein Unerhört-Neues herbeigezwungen werden, das mehr ist, als alles, was je war. Uns

kann kein Weltbild mehr genügen, sondern einzig das Weltende, und das Ende kann uns nicht mehr schrecken, zum Ende sprechen wir das brünstige: Du, Du." Inhaltlich unmittelbar daran reiht sich das nächste Kapitel: „Mittagsschrecken", das so gedeutet sein will: „Furchtbarer als alle Schrecken der Nacht ist der Schrecken am Mittag, — — wenn der Tag sich nicht mehr steigern kann und im Mittag alles seine Höhe findet. Solchen Mittagsschrecken erlebt heute unsre Zeit. — Höchste Erschöpfung ist das Geheimnis unsrer Zeit. — Erschöpfung ist, weil die Welt über ihre Mittagshöhe schritt." Weiters heißt es hier: „Wir glauben nicht mehr an die Erlösermission der Technik, der Zivilisation, der Medizin, der Wissenschaft." — Ob das Wort hier nicht durch längst geöffnete Tore geht? — Glaubte denn je ein ganzer Mensch an derlei Erlösermissionen? — Und durch solche offene Türen dringt der Verfasser wie konstatierend weiter, die Tonart vielleicht etwas zu drangvoll nehmend für dergleichen Friedensgänge und gewiß zu stark Pathos werdend in den Worten: „— daß wir heut, da alle Weltlichkeit uns zu enge wird, an den Toren der Weltdurchbrechung stehen." Ja, standen nicht bereits alle Großen an diesen Toren und drangen durch? —

„Siderische Geburt", die nun folgt, soll eine Art „Weltabstieg" von der „Welthöhe" bedeuten. „Und kein Klagen, sondern Jubel, denn ein überseliger Glanz will anheben, die Gottheit sprengt das Welt-Ei. Also ward nie eine gewaltigere Zeit eingeläutet, als die unsrige." Das ist der Glaube des Verfassers, der in seinem Werke den Weg zurücklegen will von Natur zu Welt, von Welt zur Gottheit. „Wir werden noch deutlich machen, wie unter uns und der Welt das Naturreich des bloßen Umkreiserlebens liegt, das in der Tiefe in völlig abhängiger Todesstarre endet, über uns und der Welt aber der Gottheit überschwänglich grenzenlose Reiche der Fülle." — „Ich bin" soll nunmehr bedeuten: „ich gotte", ja es soll gefolgert werden: „Ich gotte, also bin ich." — „Pleroma" nennt das Buch „das höhere Reich, das der „Welt"-Vollendung" und meint: es „ist der Kopf, der erschaut und alles

leitet und leben macht. — — So ist das Pleroma kein drittes neben Natur und Welt, sondern ein Höheres. — — Und hierauf ruht das Pleroma: Über die Natur fort! Über den Körper, über den Leib! Bewege die Gestirne!" — (Als wenn das Siderische — das Sternenhafte nicht auch zur Natur gehörte!) Hier nimmt das Buch den Begriff auf: „die Geistigkeit" und erörtert ihr Verhältnis zum Körper! „Dreifach kann der Geist mit dem Körper sein. Er kann vom Stoff umhüllt schlummern im winterlichen Acker. Der Tauwind kann ihn wecken, sodaß er mit den Schollen ringt, und es kann die Mühle den Stoff mahlen, es kann der Geist gebietend gestalten." Und das Buch entwickelt näher seine Anschauung, die vor allem gegen den Materialismus gerichtet ist, von dem es glaubt: „Er beherrscht die Welt und kam kaum in das erste Wanken." Auf dieser Voraussetzung fußt förmlich das ganze Werk und bringt es so mit sich, daß eine Unmenge wissenschaftlicher Ballast mitgeschleppt wird, mit dem es die „herrschende" materialistische Weltanschauung, oder richtiger, Natur-Anschauung, bekämpft und so gleichzeitig Material und Bausteine zusammenträgt, mit denen es Wege anlegt und zu ebnen versucht zu seinen metaphysischen Zielen.

So kommt „die hyazinthne Wanderung" zustande und ein Kapitel, „Du Natur unter mir", das den Begriff Natur ganz in das Materialistische einengt und einzwängt bis zum Erdrücken.

Was „Von den sieben Säulen der Welt" dargetan wird, ist wieder wie ein Aufbauen und ein Herauswinden und führt endlich zum Abschluß mit der „Taufe der Tat", darin ein belebender Jubel zum Ausdruck kommt. Es liest sich hier: „Was sollen wir tun, um siderische Geburt zu beginnen? Wir sollen die transzendente Freude tun! — wir sollen uns zuvor freuen." Und das Buch schenkt uns hier den schönen Satz: „Auch ist der lebendige Gott kein Verbieter, sondern ein Beleber", den es freilich wiederum eindämmt: „Niemand, der uns bis hier gefolgt ist, wird nun etwa glauben, daß wir also den Genuß predigten und Lust als Höchstes anstreben. Die heilige Armut, die überpersönliche seraphische Liebestat sind polare Gegensätze des Genießens. Der Genuß, der in der

Periode der Ichbildung nötig war, iſt der Urfrevel im Weltabſtieg, denn Weltabſtieg iſt Ich-Löſung — — nicht in Fäulnis, ſondern in milder ſelig löſender Verſtrahlung. — — Mit der tranſzendenten Freude beginnen die neuen, die ſideriſchen Erlebniſſe." Und wie in jedem Kapitel am Schluſſe, wird auch hier der Verfaſſer noch zum Dichter und ſchließt ſein Werk mit den Worten: „Nun iſt nichts mehr als ein einziges grenzenloſes brünſtiges Umarmen; und taumelnd berauſcht und mit ausgebreiteten Armen und zermalmt vor Jubel gieße ich mich aus in den Lebensgluten der ſideriſchen Geburt, ſternenhaft über alle Sterne."

*

Wenn ich nun das Werk als Ganzes in mich zurückrufe, wird es mir ſchwer, darüber beſtimmt zu urteilen: denn zwieſpältig iſt auf mich ſeine Wirkung. Es redet eine Art wiſſenſchaftlicher Beweisführung aus ihm, die dem philoſophiſch-dichteriſchen Unterton ſchlecht ſteht. Dergleichen beweiſt ſich nicht. Daß man es erlebt, iſt Beweis genug, wenn es ſo geſagt wird, daß ſich dies Erleben dem Aufhorchenden mitteilt. Alles Künſtleriſche offenbart — wie das Leben ſelbſt — ſeine Schwäche für dort, wo es Beweiſe antritt. Es ſind Längen im Buche, die durchzugehen ich mich zwingen mußte; ſie mögen wiſſenſchaftlich wertvoll ſein: ich Nicht-Wiſſenſchaftler vermag dies nicht zu fühlen. Es iſt auch Ausgezeichnetes im Buche: vielleicht aber mag ſein Verfaſſer ausgezeichnete Schriften vorher genoſſen haben. „Vedanta" iſt angeführt, über Jeſus äußert es ſich, und wenn es ſagt: „Alſo iſt jedes Krankſein ein Verſchulden", verrät es die Art, wie Jeſus die Kranken lehrte. Sonſt nennt es noch die Namen: Empedokles, Kant, Goethe, Nietzſche und Stirner, von denen ich Empedokles und Stirner nicht kenne. Vielleicht hätte auch der ungemein redliche und daher bedeutende Friedrich Paulſen genannt werden können. An ihn erinnert der Satz: „Das iſt eine brennende Scham unſrer Zeit", der im Buche wohl nur dem materialiſtiſchen Zuſammentun von Tier und Menſch gilt. Zuweilen macht der Stil, der ſich zumeiſt eigen, manchmal geſucht und trocken ſteif bewegt, lebhaft an Nietzſche denken; ſo wenn es ſagt: „Wir

wurden mannbar, das ist der Sinn des Heut." Oder: „— das ist ein Spiegelbild der Welt, deren eigenste Art ist, sich selbst zu übersteigen, auf den Kopf zu stellen oder aus ihrer Haut zu fahren." Oder: „Wir sagen der „große" Anti-Kant, denn übergenug haben wir von dem kleinen —". Oder: „Dies Buch ist eine einzige große Absage." Auch inhaltlich lehnt sich manches an Nietzsche und benützt die Aussicht, die dieser geschaffen. Immer aber wird zuletzt eine Wendung — eine Folgerung versucht, wird der Stoff gebogen und geformt, bis er sich verträglich erweist, in „siderische Geburt" einzumünden. So entsteht öfters der Eindruck eines Ausgeklügelten — eines Nur-Intellektischen und Gewaltsamen, und die Seele des Hörers verspürt es auch und übersinnt kopfschüttelnd solchen Verlauf der Dinge.

Das gewaltsam Anmutende findet sich vereinzelt auch in den dichterisch gehaltenen Teilen des Werkes. „Die hyazinthne Wanderung" endet: „Mit fieberhafter Wut packe ich nun mein rauschendes göttliches Leben — und in göttlicher Raserei ist das eine nur mein Trachten, daß ich mich ausgieße in siderischer Geburt sternenhaft über alle Sterne." „Wut" und „Raserei" befremden mich hier, als in einer „hyazinthnen Wanderung". Noch mehr befremdet mich, wenn die „transzendente Freude" geschildert wird als „ein Jubel, der an meinen Gliedern reißt wie hölliſches Feuer."

Trotz alldem weht im Grunde für mich ein bedeutender Ton und zugleich etwas wie Geistes-Verwandtschaft — wie Geistes-Freundschaft aus dem Buche, sodaß ich wünschte, es sollte von Vielen gehört werden. Es ist ein Waffengang, der die nur-materialistische Weltanschauung angeht und mächtig bekämpft, und sein Grundfehler ist der, daß es diese Weltanschauung als die herrschende annimmt, — daß es diese Natur-Anschauung für Natur nimmt und so den Begriff Natur auf unmögliche Weise einschränkt und einengt bis zu seiner völligen Veräußerlichung. Wenn dies alles geschieht in der Absicht, die Begriffe durch Abstecken handlicher zu machen und so mehr Raum zu gewinnen für neue Bezeichnungen, ist es verständlich. Doch wird kein Mensch deshalb ein gläubiges Ohr haben, wenn ihm diktiert wird: „Natur ist geradezu das, was

fortdauernd überwunden und zerſetzt wird." Oder: „Die reine Natur iſt ein hilfloſer Zuſtand der Erſtarrung." Oder: „Der noch ganz in Natur ſteckende Menſch — will alles unter die phyſikaliſche Naturbetrachtung zwingen." So eine enge, unzutreffende wiſſenſchaftliche Einkapſelung der Natur vernimmt die Menſchennatur als ein Unding, das ſie von ſich abſchüttelt. Aber es ſchafft ein Podium, darauf ſich, wie im Buche, ſagen läßt: „Wir drangen über die Natur" und „Du Natur unter mir."

Ähnlich verhält es ſich wohl mit allen endloſen Begriffen, die ein Über vorgeſpannt tragen: ſie wurden vorher ſo eingeſchränkt und veräußerlicht, bis ſie dieſen Vorſpann für beſſere Deutung zuließen. Im Buche entſtand ſogar eine „Übernatur" und eine „Überſeele". — Aber hier beginnt mein Empfinden abzulehnen.

*

Ich zitiere für die Ablehnung der Art, wie ſich das Buch beweiſen will, den ſchönen Satz aus ſeinem eigenen Inhalt: „Der Keim der Lebendigkeit ruht vom Anbeginn in der Natur, die ohne ihn nicht einen Augenblick beſtehen könnte". Was vom Anbeginn in etwas ruht und immer ruht ins Unüberſehbare hinein, darf mit Recht unzertrennlich mit dieſem Etwas angenommen werden. Der Keim aller Lebendigkeit bedeutet aber ſoviel als der Keim Gottes. Alſo das Göttliche untrennbar mit Natur verwoben — vereint, bleibt uns das „wie" auch ein Rätſel. Die Natur iſt demnach nicht nur ein Haus — eine Wohnung Gottes im beliebig verlaßbaren Sinne, ſondern etwas wie der Leib der Gottheit, zuſammenhängend mit dieſer etwa wie Leib und Leben im Daſein des Menſchen, mit dem Unterſchiede, daß die Natur als Leib Gottes, des ewigen Lebens, ein Unvergängliches darſtellt. „Das Übernatürliche iſt alſo das Allerrealſte in der Natur", auch im Sinne von der Natur. So angewandt ſitzt der Satz vielleicht beſſer, als wenn er, wie im Buche, helfen ſoll, Natur zu überwinden. Denn alles Übernatürliche wird ſo Beſtandteil der Natur, die alle Rätſel in ſich ſchließt.

Hier ſetzt unſer Glaube ein, der alles Überſinnliche noch für ein Sinnliches nimmt, und alles Überperſönliche noch für ein Perſönliches. Denn er ſetzt der Entfaltung der Sinne wie der Perſon keine Grenzen. Ihm wäre auch die Ichlöſung noch Ich-Entfaltung. Und in dieſem Sinne iſt ihm alles Tun Egoismus, auch wo es ein „Ich drängt, ſich auszuſtrömen" wie in „ſideriſcher Geburt". Denn: den Drang ſeines Ichs tun iſt Egoismus, womit aber nicht ſo ein Drang als fragwürdig, ſondern Egoismus, ein Inſichgehen, ein Sichausſtrömen als nötig erwieſen ſei für alle Entfaltung. Und Entfaltung iſt immer ein Herrſchen. Im Nur-Materialiſtiſchen dünkt uns ſolche Entfaltung unmöglich. Wir ſehen es auch nirgends herrſchend, auch nicht, wo es allgemein iſt. Deshalb ſollte dies Materialiſtiſche auch nicht zu ernſt genommen werden, da es vom Leben ſelber nicht ernſt genommen wird. Auf Schritt und Tritt reißt ihm das Leben von ſeiner geordneten Gewandung, ſodaß eine nur-materialiſtiſche Naturanſchauung aus dem Ordnen gar nich herauskommt und ſich ſo wie ein beſtändiges Toilettemachen ausnimmt. Das eigentliche Leben rückt ihr immer ferner. Doch denken wir: Alles Metaphyſiſche iſt an Materie gebunden, und verweiſen damit auch die Materie in das Bereich des Nicht-Überſehbaren — des Nicht-zu-Endeerkennbaren. Dafür bringen wir auf, daß Seele und Geiſt am Leibe bauen helfen, in dem ſchweren Sinne eines Mittuns — einer Mitverwobenheit mit aller Leiblichkeit. Und von hier aus beginnt für uns eine neue Schätzung der Leiblichkeit — ein neuer Eifer für alle Körperlichkeit überhaupt. Wir ſehen auch an ihr unlösbare Rätſel. So entſteht unſer Monismus und löſt in uns Verwandtſchaft aus mit Tier und Pflanze und Geſtein, deren Körperlichkeiten wir nicht überſehen können, da wir an ihnen überall das Rätſelhafte ihrer Herkunft wahrnehmen — das Ewig-Rätſelhafte aller Natur. Dies Ewig-Rätſelhafte iſt es, was uns eint. Und gegenſätzlich wie enteinend wird uns das äußerliche Tun der Bünde — uns Moniſten der Tat — des Gefühls, unbündig aus innerer Angeſchloſſenheit.

Dieſe Angeſchloſſenheit, die zugleich unſere Geſchloſſenheit iſt, löst in uns noch anderes aus: den Glauben an Seele — an Geiſtigkeit in jeder Körperlichkeit eines jeden Lebens. Wir ſehen Geiſtigkeit bei Tier und Pflanze, ſogar bei Geſtein, wenn es ſich dem Licht und dem Frühling auftut, ſich lockert und durchläſſiger — einlaſſender wird. — Verhält ſich etwa anders die Geiſtigkeit bei den Menſchen? — Schon das Reagieren eines Dinges auf Geiſtigkeit beſtimmt uns, Geiſtigkeit in den reagierenden Dingen anzunehmen. Ein geiſtig Totes reagiert nicht. Und wir ſehen dies Reagieren bei Tier und Pflanze in reichlichem Maße. Gerade Tier und Pflanze ſpüren „den Frühlingsglanz über den Bäumen" viel mehr als die meiſten, der Natur entfremdeten, Menſchen. Und wenn „nur übertieriſcher Sinn" dies verſpüren ſoll, ſo iſt dieſer Sinn — dieſe Geiſtigkeit eben bei Tier und Pflanzen mehr vorhanden als bei den Menſchen. Unſerem Ohr klingt überhaupt die abfällige Bezeichnung „tieriſch" aus dem Munde der Menſchen ungemein mißtönend. Wir hören aus allem Tieriſchen noch den Wohlklang heraus wie von einer freieren Gangart des Lebens. Und was wiſſen wir im Grunde von der Tierſeele — von ihrer Geiſtigkeit? — Wir ſtehen vor ihr wie vor einem Dunkel, und dieſes Dunkel hat zuweilen ſchon von bedeutenden Kulturvölkern göttliche Verehrung genoſſen. Nur ab und zu lüftet uns ein Großer ein wenig von der Tierſeele den Schleier. So tat es vielleicht Walt Whitman in dem gewaltigen Sang voll Süße von dem „einſamen Gaſt aus Alabama". Auch J. V. Widmann hat in ſeiner Dichtung: „Der Heilige und die Tiere" das Reagieren der Tierſeele auf die Geiſtigkeit „reiner Menſchen" mit großem Ernſt berührt, wenn es auch nicht zum Hauptgedanken der Dichtung gemacht iſt. Und dieſes oft gleichſam wunderbare Reagieren iſt gewiß ein Vorkommnis des Lebens. Daß es ſo ſelten in höherem Maße geſchaut wird, kommt wohl von der Seltenheit „reiner Menſchen". Doch könnten wir gewiß auch heute noch von dieſer Geiſtigkeit der Tierſeele ein wenig mehr verſpüren, wenn wir unſre Sinne nach dieſer Richtung beſſer offen hielten. Jedenfalls hört es ſich übel, zu ſagen:

„Beim Tier ist alles nurleibliche Lust und Fraß, — kein Tier weiß von Sternen, keines von Geist". Theoretische Geistigkeit darf freilich vom Tier nicht verlangt werden. „Kein Tier kann sich in Göttlichkeit dem Fraß und der Materie entheben, — — einzig der Mensch", meint das Buch. Wir glauben das nicht vom Erdenmenschen, wenigstens haben wir bis heute kein Beispiel; auch Jesus konnte es nicht und der altbiblische Enoch ist doch zu legendenhaft. Auch für uns selbst fehlt uns dazu heute noch alle Aussicht, sogar wenn wir es wünschten. So rechnen wir es dem Tier nur zum Lobe, wenn weiters gesagt wird: „Das Tier faßt nicht mehr, als was in den Bauch, der Mensch nicht mehr, als was in den Kopf geht"; für seinen überlebensgroßen Bauch, müssen wir hinzufügen im Sinne unsrer Wertung der Übervielen.

Und eine warme Freundschaft wird in uns wach, besonders für die Tiere des Waldes, die oft alle ihre Sinne und Kräfte anspannen müssen, ihre Notdurft zu stillen: — ein Tun, das sogar „siderische Geburt" dem Menschen noch zugesteht.

*

Nun haben wir aus innerem Drang dem Tier das Wort geredet, — dem Tierischen, das in seiner Entfaltung Geistigkeit nicht verleugnet. Denn uns ist Geistigkeit kein Gegensätzliches mehr zur sinnlichen Leiblichkeit, wir verlegen alle Geistigkeit in die Sphäre des Sinnlichen als einen höheren Grad von Sinnlichkeit. Und wir könnten uns eine Steigerung in der Entfaltung des Sinnlichen auch vorstellen bis hinauf in „siderische Geburt". Was uns vom Gehörten im Buche entfernt, wenn wir ihm intimer unser Ich zuführen wollten, ist das Übermaß und Unmaß seiner Worte. Es liest sich: „Die heilige Raserei der siderischen Geburt ist die Religion der Zukunft". Weiters: „So wird die transzendente Herrlichkeit über uns kommen, wir werden zu ihr steigen, zu dem unerhört Neuen, Ohnegleichen". Weiters: „In völlig anderen, in übernatürlichen — ja überweltlichen Sphären schreitet die Entwicklung weiter". Und im Hinblick darauf wird gesagt:

„Es packt uns urplötzlich die unerhörte Einsicht, wir brauchen nicht zu verzweifeln". Und so wird dies begründet: „Mitten im Leben zuckt nun der Puls des Göttlichen und macht alles erstrahlen".

Hier entlasse ich das Wir und denke: das war doch immer so, seit es Leben gibt, und ich weiß mit allen den Sätzen nichts anzufangen. Ich möchte dieser „seraphischen Wanderung" den Cherubinischen Wandersmann" des Angelus Silesius entgegenhalten, der in seiner Art ein Mächtigeres gibt, weil er sich angeschlossener hält an verhangene Wirklichkeiten, die er dichterisch erschließt. Auch mit allem wissenschaftlichen Beiwerk ist derlei nicht zu vollbringen. Und das Wörtchen „seraphisch" sitzt bedenklich schlecht, wo wissenschaftlich aufgetragen wird. Auch für „reines Menschentum", das doch Höchstes zuläßt, klingt der Begriff zu enge durch seinen kirchenchristlichen Beigeschmack. Ja in einem Buch, wo die „reine Natur" so schlecht wegkommt, deutet sich „seraphisch" geradezu nach dieser üblen Enge, wenn das Wörtchen auch nicht so genommen werden will, — wenn es auch das Erotische nicht verwerfen noch brandmarken will, sondern nur darüber hinausführen und für das Dartun dieser Hinausführung die prächtigen Sätze aufbringt: „Die triumphierende Weltbeherrschung der Erotik kann nur gebrochen werden durch eine mächtigere Lust, niemals durch Askese. Alle Askese ist Verkrüppelung und Selbstbetrug". — Ich empfände aber auch ein derartiges Hinausführen dem Bereich der „reinen Natur" nicht entzogen, da diese immer noch Natur enthält und der mystische Begriff Natur sich nicht zu Ende erkennen läßt und mir daher nie weit und tief und hoch genug genommen scheint.

Ich ermesse dies, daß der reine Mensch es ist, der die Natur noch immer am vollkommensten interpretiert. Und wohin reicht nicht der reine Mensch? — Er ist zugleich der freieste Mensch und immer ein Geführtes im höchsten Sinne. Es bedeutet mir eben: der nach innerem Gesetz Handelnde, was der Menschheit als Masse gewiß nicht „ureigentümlichst", sondern eher verwehrt ist; ihre Entfaltung hat noch zu wenig Ohr, auf

dieſes Geſetz zu hören, oder es iſt ihr das Gehör dafür verloren gegangen. Der Menſch kommt zu ihr in einen Gegenſatz gerade durch ſolche Entfaltung. — Zuletzt, im Sinne von zuhöchſt der menſchlichen Entfaltung, erſcheint vielleicht: Die Menſchheit als eine Art Kehrſeite des Menſchen.

„Der frühe Menſch" — (wenn man ſo ſagen darf von etwas, an dem man nicht Anfang noch Ende ſieht) war uns heutigen Abendländern in dieſem Punkte der Entfaltung wahrſcheinlich über. Denn der frühe Menſch ſtand dem reinen Menſchentum näher, das immer nur einem großen Unwiſſenden zu eigen ſein wird — einem Wiſſenden um ſein Nichtwiſſen, was erſt die Sinne ſchärft, aufzuſpüren und zu gehen die Wege der eigenen inneren Geſetzlichkeit. Und erſt dieſe Wege führen in das Reich der großen Wirklichkeit.

Denn gibt es auch nur Wirklichkeit, ſo iſt es den Menſchen doch nicht vergönnt, ſie völlig wahrzunehmen. Was ſie wahrnehmen können, iſt vielleicht das Äußerlichſte daran und alles Übrige liegt ihnen verhangen. Nur ab und zu in erleſenen gottvollen Stunden vermögen erwählte Menſchen davon ein wenig die Hüllen zu heben. Denn ſolche Menſchen ſind wie Schlüſſel, die ſich Tore öffnen in die Verhangenheit. Und ſolche Menſchen ſind Seher und Dichter, und wenn ſie das Erſchaute geſtalten, Künſtler. In dieſer verhangenen Wirklichkeit ruht auch Gott. Es verlegt in uns das Auffinden aller Göttlichkeit. Es vollzieht ſich dieſes Auffinden in den Werken des ſchöpferiſchen Künſtlers, wenn er den Hauch des Ewigen in das Zubildende zu legen weiß als Abglanz des Erſchauten, — als Abglanz des Unendlichen der erſchauten Wirklichkeit. Der Hauch des Unendlichen — des Ewigen iſt aber ein Göttliches, — iſt wie der Odem Gottes. In dieſem Sinne wird jeder große ſchöpferiſche Künſtler Myſtiker, und der größte Myſtiker zugleich der größte Realiſt ſein, denn der Myſtiker beginnt zu ſchauen — zu erleben: Das Reale hat kein Ende.

So empfinde ich es. Und ſo dünkt mich, iſt in „ſideriſcher Geburt" auch nur eine Möglichkeit aufgebracht, das Endloſe mit

Wirklichkeit auszufüllen, oder beſſer: Die endloſe Wirklichkeit bildlich einzufangen und zu erklären. Das Daſein aber mag *unbegrenzt* ſein auch in dieſen Möglichkeiten, und es geht vielleicht in ihn hinein wie ein Tropfen Waſſer in ein Meer alle „ſideriſche Geburt", deren beſter *myſtiſcher* Gehalt in mir ein Gedenken wachruft an die überlegenen Worte ſieghafter Inbrunſt: „Ich liebe dich, o Ewigkeit!"

Dieſe über Zeit und Raum reichende Faſſung aber fand ſchon ein uns Vorhergegangener-Großer für ſeine myſtiſche Glut.

Volker: „Sideriſche Geburt." — Verlag Karl Schnabel, Berlin.

Weltengeſicht / von Hugo Neugebauer.

Der Weltenphönix rauſcht', mit Abendrot
die Bruſt getränkt, vom Schnabel aufgeriſſen
die wunde Bruſt, die ſäugend er mir bot;

ich hatte feſt mich in ſein Herz verbiſſen
und ſtillte meiner Seele ſieche Brunſt
nach Licht in meines Auges Finſterniſſen.

Ich hing und ſog. Da rollte aus der Runſt
ein Nachtgeſtirn, bedämmernd ſeine Schwingen,
und ſchwoll, genährt von ſeines Odems Dunſt,

und ſtreut' um ſich in Feuerwirbelringen
aufflammender Geſtirne blaſſe Schar,
die ſchwer wie Wettertropfen niederhingen.

Der Vogel ſtieg. Von ſeinem Flügelpaar
tropfte hinunter und verſank im Meere
mit jedem Schlag ein Stern, ein Weltenjahr

mit einer Welt von ſich getaner Schwere;
doch deuchte mich, als ob mit jedem Schwung
erneute Kraft in ihm erglommen wäre.

Ich ſtammelte: Du alter Vogel jung,
wie lange noch, wie hoch willſt du noch ſteigen?
Bleibt dir zum Äußerſten der Kraft genung?

Darauf der Vogel nach bedächt'gem Schweigen:
Wenn ich des Aufflugs höchſtes Ziel erreicht,
muß ich zum Tiefſten mich hinunterneigen;

doch dies nicht eher als das Schwere leicht
geworden iſt, das Leichte wieder Schwere
gewonnen, als der letzte Stern erbleicht:

Dann bad ich meiner Schwingen Paar im Meere
und hebe, von verjüngter Kraft durchzückt,
des Lebens Fülle in des Lebens Leere. —

So rief er und dem Taucher gleich gebückt
fühlt ich mit mir im Meere ihn verſchwinden,
mit einemmal erhoben und bedrückt,

und ſuche mich — und kann mich nimmer finden.

Oktobertag / von Bernhard Jülg.

Einmal waren Lea und ich ganz allein daheim geblieben. Gegen Mittag ſtanden wir zuſammen am Geländer der oberſten Terraſſe und ſchauten hinüber, auf den Garten und weiter noch auf die Felder und Rebgelände. Alles lag wie ſtill beglückt von den Gaben des Herbſtes im milden Sonnenſchein; und überall, über allen Treppengeländern, längs der Mauern, manchmal mitten im Laub eines dunklen Baumes leuchteten die Blätter der wilden Reben, welche ſchon hellrot geworden waren und an manchen Stellen ſchon die Farbe des Purpurs hatten.

Und ſo verſchwendend lag dieſes Rot ausgebreitet und ſo wolkenlos blau wölbte ſich der Himmel und ſo glänzend weiß ſchimmerte

der Marmor und das Haus, daß mir plötzlich war, als hätte ich es nie so gesehen, als spräche alles eine besondere Sprache, als sei eine Stunde gekommen, die mir etwas Seltenes bringen würde, ein großes Glück oder eine Erfüllung oder eine Offenbarung. Erst war es wie ein freudiges Staunen und dann wie eine sichere Erwartung und endlich wie ein Fieber. Es kam ein Augenblick, da ich mich aufrichtete und mit weitgeöffneten Augen und atemlos dastand, als müßte jetzt mit den Sonnenstrahlen etwas Wunderbares auf uns herabfließen, und es fiel mir Danaë ein, auf Tizians Gemälde, als sie den goldenen Regen empfing.

Mit diesem Bild der Außenwelt zerrann sofort der Zauber und ließ nur eine große Bitterkeit zurück. Ich sah um mich mitleidige lächelnde Gesichter; in mir selbst stieg ein schmerzlicher Hohn auf. Es war mir, als sei ich plötzlich ein andrer, der sich über diesen Wunderling belustigt, der da den Goldregen der Danaë erwartet.

Und doch bedauerte heimlich meine Eitelkeit, daß ich nicht im Stande war, einen Augenblick gespannten Empfindens festzuhalten. Und ich trauerte ihm auch ehrlich nach, wie einem bunten Segel, das weit im Meer verschwindet. Dann verwirrten sich diese Grübeleien und vermischten sich endlich zu trostloser Müdigkeit. Und schwer auf die Brüstung geneigt starrte ich gedankenleer und stumpf irgendwohin, wie unter einer großen Last, die auf meinem Geist und auf allen meinen Gliedern lag. —

Da legte Lea die Hand auf meine Schulter und sagte langsam: — Es ist zu warm, ich gehe hinein. —

Ich sprang auf. Nein, ich wollte mein Fest haben, und wenn ich es erzwingen müßte. Es war wie Trotz.

— Nein, Lea, bleib da. Du, willst du, daß wir zwei ein Fest feiern, jetzt, hier . .? Hast du schon einmal einen schöneren Herbsttag gesehen? Dieser Himmel, diese Sonne! Du, ich gehe hinunter und hole so viel rotes Laub herauf als ich nur kann, und wir streuen es auf die Steinfließen, wie Purpur, und bekränzen die Säulen. Ich lasse einen der geschnitzten Tische aus dem großen Saal heraustragen — du holst das schönste Silberzeug und die kostbarsten

Gläſer, die du findeſt. Wir holen das Linnen aus den Truhen. Und wir laſſen ein Mahl auftragen von Früchten, Weizenbrot und Honig und dem edelſten Wein.

Lea lachte mich aus, aber ich ſah, daß ſie wollte.

Ja?

Ja, ja, — lachte ſie.

Und ich lief hinunter und begann die langen Ranken von den Mauern, von den Rinden der Bäume, aus dem Geröll überwucherter Steinhaufen loszureißen.

Alle Schlaffheit war verflogen und ein Übermut und Eifer erfüllte mich, der mir jegliche Scheu benahm, hohe Mauern zu überſpringen, mich durch dickes Laub und Aſtgewirre zu zwängen, wenn nur irgendwie Ausſicht auf Beute lockte. Ich erkletterte einen hohen Birnbaum, in deſſen Krone ein prachtvolles rotes Büſchel prangte, das aus der Verzweigung einer einzigen langen Ranke entſtanden war, die ſchnurgerade den Stamm entlang bis zur Spitze emporgeklettert war. Sie glich einem Blutſtrom, der oben aus der Krone über die dunkle Rinde herabflöſſe und unten von der braunen Erde eingetrunken würde.

Und als ich glücklich den großen Strauß ſamt ſeiner langen Schleife erobert hatte, empfand ich dieſelbe Freude, als hätte ich Gott weiß welche Koſtbarkeit gefunden.

Ich hatte zwei, drei Haufen beiſammen; nun packte ich einen nach dem andern mit beiden Armen und mußte ihn feſt an mich preſſen, um nichts zu verlieren. Ich fühlte die kühlen Blätter unter meinen Händen, auf meinem Geſicht; und dieſe leichte, lebende Laſt teile etwas von ihrer Friſche meinem Körper und meinem Geiſt mit. Drei, vier Mal ſtürmte ich hinauf und wieder herunter; oben war ſchon der weiße Boden mit einem dicken roten Teppich bedeckt; nun noch die Säulen und die Brüſtung, dann eine weiße Roſe für Lea, bloß eine, aber die ſchönſte.

Als ich das letzte Mal oben angekommen war, fand ich Lea, die einen runden koſtbaren Tiſch mit einer weißen Marmorplatte heraustragen ließ. Dann liefen wir beide ins Haus hinein und öff-

neten die Kasten und Truhen und wählten unter dem Silberzeug, unter den Fruchtschalen, unter den hochstengligen blinkenden Gläsern.

Hole Pfirsiche, und Eis für den Weinkühler, — rief Lea der alten Magd zu, die uns erstaunt und doch gütig lächelnd zuschaute.

Lea war angesteckt von meinem Eifer und meiner Genußsucht und sah strahlend aus.

Als draußen schon alles bereit war, die Schalen, die Früchte, der Wein, das Eis und der Honig — verschwand Lea noch einmal ins Haus hinein.

Als sie wieder erschien, trug sie ein weißes Peplum und meine Rose und stand hochaufgerichtet im Türrahmen.

Niemals hab ich sie so wunderschön gesehen. Oh — dieser Hals, der aus ihren Schultern frei und schlank emporwuchs, der zart wie ein Blumenstengel war und doch auch einer kostbaren kleinen Säule aus Elfenbein glich und stolz das süßeste und herrlichste Köpfchen trug, das je die Welt und das Leben verschönt hat!

Ich sah nicht mehr Lea in ihr. Mir erschien sie wie das Leben, wie die Liebe, wie das Glück selbst, und mir war, als sei sie ins Unendliche gerückt und als dehnten sich um sie und über sie hinaus Ewigkeiten und Paradiese, an deren Pforte ich schaudernd stände. Es war nur ein Augenblick, aber er enthielt das Höchste, was man empfinden kann.

Als Lea langsam auf mich zukam, als ich sie umschlang und mit Küssen bedeckte, als ich ihr sagte, wir müßten uns nun lieben wie sich noch nie zwei Menschenkinder geliebt hätten — da war jener Augenblick auf ewig vorüber und ich hörte wieder den Klang meiner Stimme und berauschte mich an ihr, ich spürte, wie Lea sich loswand, sah, wie sie verwirrt auf den Tisch zuging — und ich hatte das Gefühl, als entwiche mir ein geheimnisvolles Etwas unerreichbar, als schlösse sich eine Pforte, die auf den winzigsten Bruchteil einer Sekunde aufgesprungen war. So durchzuckt uns manchmal mitten im Alltag wie ein Blitz die Erinnerung an ein glorreiches Leben, das wir in fernen Zeiten einmal gelebt haben. —

Dann ſaßen wir am Marmortiſch. Aber wir fühlten uns nicht wie griechiſche Götter. Ohne daß es uns noch klar wurde, empfanden wir das Erzwungene und Komödienhafte dieſes Feſtmahles. Wir waren nicht Kinder genug, um uns wie Kinder daran zu freuen.

Die Sonne begann unerträglich heiß zu werden.

Da ſahen wir beide, wie unten im Felde ein Knecht und eine Magd ſelig und heiter plauderten, Seite an Seite. Plötzlich ſchlang er den Arm um ihren Leib und wollte ſie küſſen. Sie aber wich lachend und doch über und über rot zurück, und auch er blickte ob ſeiner Kühnheit ganz erſchrocken um ſich; ihre Blicke fielen auf unſere Terraſſe. Und nun ſtanden ſie wie arme Sünder da und wären am liebſten verſunken.

Ich glaube, es war das erſte und letzte Mal, daß Lea und ich denſelben, ganz denſelben Gedanken hatten:

„Ihr glückliche, einfache, gute Menſchen liebt, liebt einander in eurer friſchen Unbefangenheit — ſchämt euch nicht vor uns, die wir einen Marmortiſch und Roſen und Eis brauchen, um . .“

Lea ſtand auf und ging ins Haus hinein.

Und als ich am ſpäten Nachmittag nach ſchwülen, bittren Stunden das Fenſter meines Zimmers öffnen wollte, das auf die Terraſſe hinausging — unterließ ich es im letzten Augenblick, weil mir einfiel, daß ich unten ſehen müßte, wie das rote Laub welk herumlag und am Tiſch der Honig zerfloß und die Weingläſer warm und unberührt da ſtanden. —

An der Wende / von Ludwig Seifert.

Wohnſt nun auch du im kühlen Himmelsſtrich?
Die Zeit des heißen Herzens iſt vorüber,
Der Tag wird klarer und der Traum wird trüber,
Da unſres Blutes junges Fieber wich.

Du ſchmiegſt dich mit ſo inniger Gewalt
An jene Tage, da in allen Dingen

Wir Brüder ſahen und das ſüße Klingen
In unſrem Blut uns Gottes Stimme galt.

Wie weihen wir der Zeit ein Dankgebet,
Da unſre Bruſt noch an das kalte Leben
Von ihrer Glut verſchwendend hingegeben,
Der bunten Zeit, die nun zu Ende geht?

So iſt wohl einem, der ſein Schloß verſpielt
Und der noch einmal alle werten Dinge,
Die roten Roſſe und die goldnen Ringe,
Das Obſt, die Garben mit der Hand befühlt

Der einmal noch ſein weites Gut durchirrt,
Von Wehmut bebend noch bevor er ſcheidet
Den Blick an ſeinen reichen Gärten weidet,
Darin für ihn nun nichts mehr blühen wird.

Die Ruſſen / von Wilhelm Schwaner.

(Der bekannte Herausgeber des „Volkserzieher" hatte die Güte, dieſe Studie, der gelegentlich noch andere Beiträge zur Völker-Pſychologie folgen ſollen, dem „Brenner" zur gleichzeitigen Veröffentlichung zur Verfügung zu ſtellen.)

Erſtes Bild. Im Südweſten Berlins, dort, wo unter den Eiſenſträhnen des Anhalter und Potsdamer Bahnhofes der Verkehr des Belle-Alliance-Viertels nach dem vornehm geſchäftlichen Weſten durchflutet, dort ſtanden, eng aneinandergeſchmiegt wie ein Rudel gehetzten Wildes, an einem warmen Vorſommerabend etwa ein Dutzend Arbeiter aus dem Zarenreiche, denen es auch ein Kind abfühlte, daß ſie ihr Lebtag mehr Schläge erhalten, als gute Worte gehört hatten. Der Menſchheit ganzer Jammer packte einen bei dieſem tiefbeſchämenden Bilde. Man hätte aufſchreien mögen vor Schmerz und Zorn. Denn was da vor uns in elenden Lumpen angſtvoll zu dem neugierigen Großſtadtpublikum herüber

blickte — aus hellblauen Augen unter goldblonden Haaren — das waren doch Menschen wie wir, waren Christenkinder, vielleicht Nachkommen jener Goten, die wir als die stolzesten und schönsten Germanen vor den Augen des Geistes haben. Herrgott, wenn diese schlanken sympathischen Gestalten mit dem flehenden Blick besser genährt wären, wenn sie anständige Kleidung bekämen, wenn man ihren Rücken durch stolze Erziehung steifen und ihr Auge durch Worte der Liebe zutraulich machen könnte! Aber es würde sicher ganze Jahrhunderte fordern, um die Spuren aus Jahrtausenden unter Mongolen, Schlachzizen, Ruriks und Romanoffs auszulöschen... Ein Schutzmann riß mich aus solchen Träumen: so vormäulig der gewöhnliche Straßenberliner dem „Blauen" gegenüber sonst sein mag — hier machte er bereitwillig und freundlich Platz, in der sicheren Hoffnung, daß der Mann des Gesetzes bald Rat und Hilfe für die Ärmsten schaffen würde. Es dauerte denn auch gar nicht lange, da hatte sich der Hüter und Schirmer der Straße mit Hilfe seiner paar Grenzbrocken aus der ostpreußischen Heimat und nach Einsicht in die Pässe versichert, daß er ein Rudel Landarbeiter vor sich habe, die der gewissenlose Leutevermittler aus Königsberg vor einer Weiberkneipe in Stich gelassen. Merkwürdig, sie, die drüben niemanden mehr hassen als den bemützten und bewehrten Tschinownik: unserem väterlich dreinschauenden Schutzmann vertrauten und folgten sie; ja, es dauerte gar nicht lange, da sah man einige von ihnen mit ihm lachen und scherzen . . .

Zweites Bild. An einem Ecktisch des Weinrestaurants St. u. H. in der Leipzigerstraße sitzt im dicken Pelz ein wohlgenährter russischer Großgrundbesitzer, neben ihm, schwer mit Seide bezogen und mit Brillanten eingefaßt, die ebenso wohlgefütterte Mama. Und weiter am Tisch, nachlässig eine Zigarette paffend, die französische Gouvernante, leichthin ein halbes Dutzend gutgepflegter Mädel und Knaben beaufsichtigend. Auf einen Wink des Bepelzten erscheint unter tiefen Verbeugungen — entsprechend den reichen Trinkgeldern, die er bei den Russen gewöhnt ist — der Herr „Ober" und nimmt mit gut einstudiertem Slavendank die reiche Bestellung auf zehn volle Diners

mit Wein, Bier und Kaffee entgegen. Mittlerweile findet ſich unſer Freund W. L. bei den Ruſſen ein, der zu Tiſch geladen war, weil ſein Engagement als Hauslehrer für den kommenden Sommer perfekt gemacht werden ſollte. Nach wenigen Sätzen war man einig: L. hatte täglich drei Stunden zu unterrichten, zwei zu turnen und zu ſpielen und im übrigen die Knaben unter loſer väterlicher Aufſicht zu halten und bekam dafür ein Gehalt, das für den ganzen folgenden Winter reichliche Mittel zu ſorgloſem Studium bot. 100 Rubel erhielt er ſchon als Anzahlung für die Reiſe, weitere 100 für die Equipierung. So arm der ruſſiſche Bauer und Taglöhner iſt und bleibt — in Wirklichkeit iſt er trotz der „Zarbefreiung" ſo leibeigen und ausgehungert geblieben, wie er vor hundert Jahren war — der Grundherr weiß zu leben, auszugeben und die ſeiner Geſellſchaft entſprechenden Menſchen leben zu laſſen. Vor allem läßt er ſich nicht lumpen von ſeinem Hauslehrer — vertraut er ihm doch ſein Liebſtes an, die Kinder; auch nicht von dem Kellner, denn der beſorgt den Kraftquell ſeines Leibes, den Körper. Dem Bauern die Knute, dem Pädagogen wie dem Koch die blitzenden Rubel: ſo hält es der begüterte Ruſſe . . .

Drittes Bild. Im Atelier eines weſtberliniſchen Zahnarztes. Zimmer des Aſſiſtenten, eines bei dem „Hof-Engel" ausgebildeten Ruſſen. Ein Jude mit herkuliſchem Körperbau. Man hat das Gefühl, daß dieſer Hüne ein ganzes Tſchin-Bataillon zu Tode fällt. Oder zu Mus zerhaut; denn er hat Fäuſte, wie ein Grobſchmied. Oder ihm Mann für Mann die Kehle durchbeißt; denn ſeine Zähne ſind geſund, ſcharf und ſauber wie die Maulſchneide eines greiffeſten Wolfhundes. Und doch zittert er wie ein Kind, wenn man ihn nach ſeiner Heimat fragt. Denn er hat zwei Pogrome mitgemacht, in Odeſſa und in Kiew. Dort mordete der von Poliziſten und Soldaten geleitete Pöbel ſeinen Vater und die betagte Mutter und ſchleifte ihre Leichen durch Rinnſteine und Düngergruben zum Schindanger: er ſelber ſchlug ein halbes Dutzend blut- und ſchnapstrunkener Kerle von der ſchwarzen Schar mit der blanken Fauſt nieder und entkam nur wie im Wunder nach der alten

Mongolen-Reſidenz am Dnjepr, wo ſein Onkel, ein angeſehener und beliebter Jude, Armeelieferant war. Aber die Hooligans fanden bald die nördliche Spur des entſetzten Flüchtigen und erreichten unter Vorſpiegelung falſcher Tatſachen von dem Stadtgouverneur die Erlaubnis einer Judenverfolgung für den ganzen nordweſtlichen Bezirk von Kleinrußland. Nur mit Mühe entkam das gehetzte Wild ſeinen blutgierigen Verfolgern: Freunde hatten ihm falſche Päſſe nach Warſchau beſorgt — ein chriſtlich geſinnter Bauer brachte ihn im ſtrohgeflochtenen Sackſchlitten über die gefrorenen wolhyniſchen Sümpfe nach Lublin, von wo ihm andere Freunde den Weg in die alte Polenhauptſtadt an der Wisla bahnten. Seinen Onkel erſchlugen die Hooligans, als der ſich weigerte, die Spur des Flüchtigen anzugeben. Ihn ſchützte nicht der Schein des Kommandanten: „Väterchen will, daß alle Juden totgeſchlagen werden, denn ſie waren die heimlichen Verbündeten der kleinen gelben Affen des Oſtens und haben den Heiland ans Kreuz geheftet!“ Das iſt das Todesurteil für alle Juden in Rußland, und es gilt mehr als alle Bibelworte von Nächſten- und Feindesliebe und mehr als alle Vernunftgründe und Befehle menſchlich fühlender Oberbeamten. Auch in Warſchau fand man die Spur des flüchtigen Judenarztes, und nur im zerriſſenen Bauernkittel und angeklebten langen Bart, mit neuen gefälſchten Päſſen gelang die Flucht nach dem Weſten über die preußiſche Grenze. Aber auch hier ſieht er jetzt noch oft, obgleich er prinzipiell nicht mit Landsleuten und Glaubensgenoſſen verkehrt, unheimliche Geſtalten auf ſeiner Fährte — ſeines Lebens iſt er nicht mehr ſicher und erſt recht nicht mehr froh, obgleich ſeine Kundſchaft ſich mehrt und die preußiſche Behörde ihn offenbar wohlwollend behandelt. Er wagt nicht einmal, das Leben einer Frau an das ſeinige zu ketten; denn er ahnt, daß die Rächer der ſechs Gefallenen von Odeſſa ihn ſchließlich doch aufſtöbern und niederſtechen werden . . .

Viertes Bild. Zwei Winter durch bin ich jeden Morgen bei gutem wie bei ſchlechtem Wetter mit meinem Hunde um den Schlachtenſee marſchiert. Und faſt jedesmal begegnete mir ein ebenſo

„konſervativer" Morgenwanderer, dem man übrigens auf den erſten Blick den ruſſiſchen Studenten oder Schriftſteller jüdiſcher Abkunft anſah. Es ergab ſich wie von ſelber, daß wir uns ſchließlich grüßten, wie ich durch meine Frühgänge mit Fox und Wolf Grußbekanntſchaft fand mit einem alten Hofſchauſpieler und einem bekannten Muſikprofeſſor. Eines Tages kam der kleine Ruſſe in mein Haus und erkundigte ſich nach dem „langen blonden Herrn", den er ſeit mehreren Morgen vermiſſe; „ob der Herr krank geworden ſei?" So war es in der Tat. Er ſprach dann öfters vor in unſerm Hauſe und ſtand 1908 mit unter unſerm Weihnachtsbaum, hörte mit Andacht die Chriſtgeſchichte und die Erklärung von der Wiedergeburt des Lichts in der kalten dunklen Winternacht. Sandte einige Wochen ſpäter einen bunten Gruß aus dem Engadin, ſpäter noch einen von einem großen Gute in Podolien und iſt ſeitdem aus meinem Geſichtskreiſe verſchwunden. Aber nicht aus meinem Gedächtnis; denn dieſer Alexander Tſchikow war ein Jude, der trotz der furchtbarſten Pogrome mit Leib und Seele Ruſſe blieb. Er bezeichnete dieſe Zeit der Revolution von unten und von oben als eine gottgewollte böſe Krankheit, aus der mit Naturnotwendigkeit ein Erwachen, Geſunden und Verſöhnen folgen müſſe. Ein warmherziger Politiker und zukünftiger Weiſer erſchien mir mein podoliſcher Wandergefährte: Bündnis und Freundſchaft mit den Deutſchen hielt er für die ſlawiſche Raſſe vernünftiger als das Techtelmechtel mit den monomanen pathologiſchen Franzoſen: „Wir können von Euch Ordnung und Ehrlichkeit lernen. Ihr von uns Anhänglichkeit und Dankbarkeit. Die Religion der Ruſſen iſt trotz aller äußerlichen Riten inniger und wärmer als die nüchterne der Deutſchen! Von dem Franzoſen können wir gar nichts gebrauchen, höchſtens ſein Geld — aber das bringt uns nur immer tiefer ins Verderben. Denn es vergiftet und verludert unſeren Beamtenſtand, der von dem Ihrigen Disziplin, Sparſamkeit und Anſtand lernen ſollte.

Schlachtenſee wimmelte in den letzten Jahren von Ruſſen, und ich hätte noch manche wertvolle Studie machen, manch intereſſantes Bild entrollen können, wenn mich nicht das Trauerſtück

aus dem Belle-Alliance-Viertel und die Bekanntschaft mit dem armen Zahndoktor zu ernsterem Studium der russischen Literatur getrieben hätte. So fand ich den in deutscher Kriegsromantik unter Napoleons Stern geborenen Puschkin mit seiner „Ode auf die Freiheit", mit seinen gepfefferten Epigrammen gegen die Nikolaische Reaktion, mit seinen Volksliedern und Erzählungen, seinem müden Byronismus und dem typischen Nationalroman „Eugen Onegin", in dem zum ersten Male ergreifend und schön das russische Mädchen, die Tatjana, vor uns tritt. Neben Puschkin sah ich den feurigen großzügigen Lermontoff, der für den in einer Duellintrigue gefallenen Freund durch ein zorniges Poem „Auf den Tod des Dichters" Rache an den Finsterlingen forderte. Auch in seiner Verbannung schwieg er nicht; einen Ruf nach dem anderen schickte er durch die Lande, die Herrscher mahnend, warnend und strafend, die Unterdrückten tröstend und aufrüttelnd. So wurde der Roman „Der Held unserer Zeit", das „Lied vom Zaren Iwan Waßiljewitsch" u. a. m. Von ganz anderer Art als Puschkin und Lermontoff ist der Humorist Nikolai Gogol: er führt den Leser in alle Schichten der Gesellschaft und schildert mit unvergleichlicher Schärfe und Sicherheit die verschiedensten Charaktertypen. Aber mit wahrem Hohn und Spott übergießt er die Stützen des Staates und der Kirche; sie allein macht er verantwortlich für all das Elend da unten, sodaß man aus seinen Dichtungen Goethes ergreifendes Donnerwort hört:

Ihr führt ins Leben ihn hinein —
Ihr laßt den Armen schuldig werden:
Dann überlaßt ihr ihn der Pein:
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden."

Nach Gogol läutete Alexander Herzen mit seiner Zeitschrift „Kolokol" („Die Glocke") in die Gewissen der Machthaber und Besitzenden, entwarf Turgenjeff in seinem Roman „Rauch" das Düsterbild der slawischen Volkszerfleischung, in einem letzten Roman, „Neuland", dagegen die Ideen, mit Hilfe derer die Enthüllungsliteraten, die Sozialisten, Nihilisten und Anarchisten das Neue Reich der Menschheit, das Reich Gottes und Christi auf Erden, zu gründen

hofften. Gleichen Schrittes mit Turgenjeff gingen Gontſcharoff, Doſtojewski und Leo Tolſtoi, während Gorki und Krapotkin, der Dichter und der Fürſt, ganz offen die Revolte predigten.

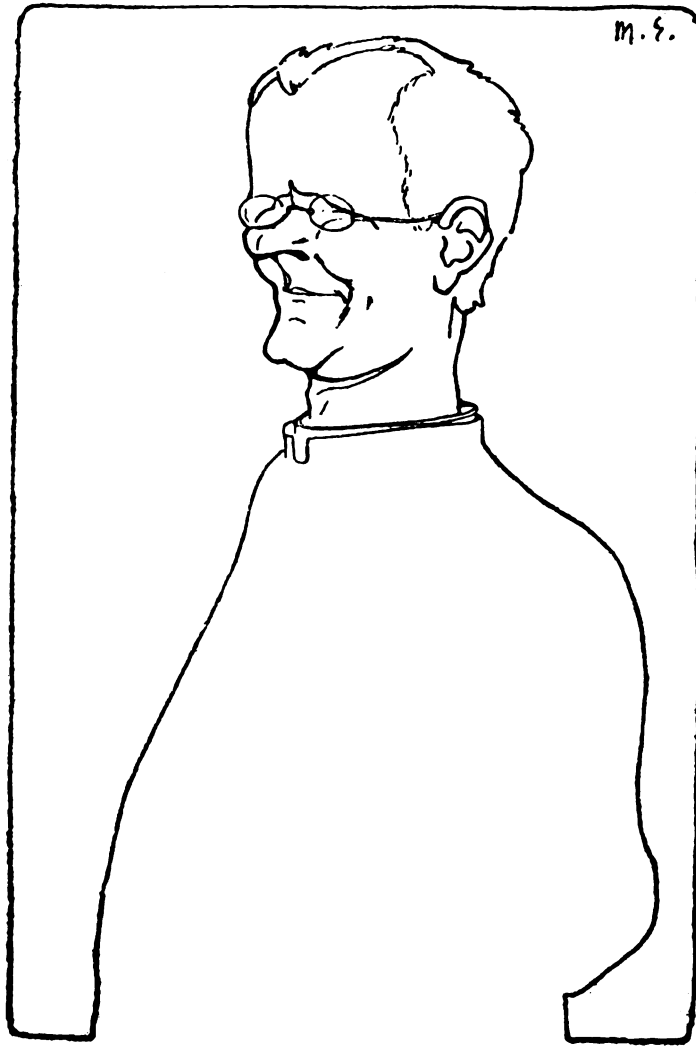
In keinem anderen Kulturlande der Welt (wenn man Rußland ein Kulturland nennen darf!) iſt die geiſtige Bildungsſchicht ſo deutlich und ausdrücklich durch die Dichter und Künſtler — ich nenne hier nur den im Ruſſiſch-Japaniſchen Kriege umgekommenen Wereſchtſchagin, den ergreifendſten aller Schlachtenmaler — bezeichnet als im Lande der Knute und der Schnapsflaſche. Und nirgends hat der Dichter und Schriftſteller trotz aller Verfolgungen, trotz aller barbariſchen Bedrückungen und Strafen ſolch ungeheuren und ſofort wirkſamen Einfluß auf die emporſtrebenden Volksſchichten wie in dem Reiche der Alexander und Nikolai. Doſtojewski's „Raskolnikow", Gorki's „Falkenlied" und Tolſtoi's „Nichttun" ſchafft täglich hunderte und tauſende neuer aktiver und paſſiver Märtyrer. Es läßt ſich im Rahmen eines Zeitſchriftartikels unmöglich erſchöpfen, warum dieſe Helden der Feder und des Geiſtes dennoch unerreichbar weit von den weſteuropäiſchen, insbeſondere den germaniſch-deutſchen Schriftſtellern und Propheten ſtehen; nur das kann und muß angedeutet werden, daß ſie in ihrer durch Jahrhunderte lange Bedrückung erklärten und entſchuldigten Weichheit und Weiblichkeit kein Verſtändnis haben können für den männlichen tatkräftigen Individualismus ihrer weſtlichen Nachbarn und Brüder.

Die Ruſſen ſollen urſprünglich aus Skandinavien ſtammen und rein germaniſcher Abkunft ſein. Im Mittelalter fielen ſie, durch jahrhundertelangen Frieden in der Ebene ſchlapp geworden, bald den Mongolen, bald den Türken oder Polen zur Beute, bis unter den Ruriks und Romanoffs die Abſchüttelung der Fremdvölker, die Verſchmelzung der Teilfürſtentümer und ſchließlich der Rieſenbau des Papſtzarentums gelang. Ganze Völker mußten hingeſchlachtet, die edelſten Fürſtengeſchlechter, die beſten Volkspropheten in die Bleibergwerke Sibiriens verſenkt werden, ehe das Reich als — ein Koloß mit tönernen Füßen daſtand: einig und innerlich ſtark, imponierend nach außen iſt es trotz ſeines gewaltigen Umfanges nicht.

Die Türken und die Japaner haben die Angſt vor den Koſacken ein für allemal gebrochen, und das deutſche Ultimatum vor zwei Jahren liegt nicht bloß den Herren an der Newa in allen Gliedern und Nerven.

In der alten Hauptſtadt an der Moskwa thront noch eine beſondere Stadt: der Kreml, die Hochburg des Kaiſers und Papſtes. Und inmitten dieſes ſymboliſchen Rieſenwerkes leuchtet die fünfkuppelige Kathedrale, aus einer Menge von ragenden Kirchenſchiffen wie ein goldfunkelndes Gebirge aufſteigend. Etwas entfernt der Iſolierbau des Glockenturmes: alles zuſammen ein merkwürdiges Gemiſch von Orient und Okzident, von Aſiatentum und weſtländiſcher Gotik, von Zarismus und Völkerſehnſucht. Ob es jemals gelingen wird, ein anderes und ſchöneres, ein erhebenderes Symbol in der „heiligen Stadt" zu errichten als dieſes Gegenſtück der finſteren Peter-Paulsfeſte an der Newa? Ob jemals die Bleibergwerke Sibiriens mit den Verbrechern in Amt und Würden bevölkert werden, ſtatt mit der Intelligenz aus Puſchkinſcher, Krapotkinſcher und Tolſtoiſcher Schule? Oder ob das weite ebene Land ohne nennenswerte Bodenerhebung draußen innen die Steppe der Herzensarmut und -weichheit bedingt und andererſeits die Kathedralen und „gekrönten Räuber" geradezu verlangt? Wer an einen Sinn im Weltwerden glaubt, muß die Frage verneinen. Es können auch Ebenen durch Aufforſtung und künſtliche Bewäſſerung in Gärten Gottes verwandelt werden; hat man doch durch ganze Jahrhunderte die ſyriſche, die lybiſche und die äthiopiſche, ja ſelbſt die weite mongoliſche Wüſte nicht anders als ein Paradies der Kultur gekannt. Freilich bedürfte es zu einer ſolchen Neubelebung und göttlichen Auferſtehung Rußlands anderer Heilbringer als des Unteroffiziers Alexander oder des Geſundbeters Nikolai. Auch eines anderen Propheten, als Leo Tolſtoi einer war . . .

(gez. von Max v. Eſterle.)



Koryphäen aus dem
Tiroler Landtag 3

Dr. Aemilian Schöpfer
Obmann der chriſtl.-ſoz. Parteileitung

Bahr und ſein „Dialog vom Marſyas“.

Eins der erſten Merkmale einer Perſönlichkeit iſt, daß ſie Vertrauen erweckt. Dies „Vertrauen-Erwecken“ muß ungeſucht da ſein; es liegt in der Rechtſchaffenheit der Seele — in der Echtheit des Charakters.

Ich will hier von einem Manne ſprechen, der es zu einer Berühmtheit ohne Vertrauen gebracht hat — von Hermann Bahr. So hinterläßt auch ſein Büchlein „Dialog vom Marſyas“ trotz ſeiner gedanklich reichen und anregenden Beſchaffenheit etwas in einem, das als Mißtrauen ſich fühlbar macht. Wenigſtens mir ging es ſo. Es ſtellt an einen die ſchwerſten Anforderungen, nämlich das Gemachte — das Falſche — die Maske vom Wahren zu unterſcheiden. Aber vielleicht iſt dies heute bei Bahr gar nicht mehr unterſcheidbar; es mag die Gewohnheit ſchon eine gewiſſe Echtheit erlangt haben. — Es ſei deshalb auch das Verhalten der „Athene“ zum Flötenſpiel und die Auslegung, die Bahr dafür findet, dahin geſtellt. Aber in ſeinem Hinweis auf Perikles ſcheint mir ſeine Natur loszugehen. Er erzählt nämlich von Perikles: „Und er lernt Demokrat ſein. Es fällt ihm nicht ein, ſich zu den Edlen ohnmächtig grollend in den Winkel zu ſtellen. Die Macht iſt bei den Gemeinen, er will die Macht, ſo ſucht er ſie dort. Verhüllten Sinns geht er dem Pöbel nach, ſchmeichelt ihm die Finten ab, dient um ſeine Gunſt, Jahre lang, unverdroſſen, mit einer unheimlichen Geduld der Verſtellung, bis er oben iſt. Dann aber löſt er die Maske. — — — Erſt hinauf, nur hinauf, wo ihm dann jedes Mittel recht und kein Preis zu hoch iſt, er verrät die Sache der Edlen, er lügt und täuſcht und trügt, er zögert nicht für das Falſche zu ſein, wenn er dadurch dem Kimon ſchaden und ſich bei den Gemeinen nützen kann; er, der will, was Kimon will, ſtürzt den Kimon, im Gefühl, daß er ſelbſt es beſſer kann, nur muß er zuerſt hinauf, nur hinauf.“ Das hört ſich an, als wollte Bahr damit ſagen: „Seht, ſo bin ich! Alles, was ich tat: — mein Bemühen, meine Pöbelfreundlichkeit, mein Werben und Streben, mein Unterordnen und Beigeben, mein Geſinnungswandel, mein Parteiwechſel, meine ganze Selbſtverleugnung waren nur Mittel zum Zweck. Ich mußte hinauf! — Ich fühle mich erſt als Herr über Menſchen und Dinge imſtande, mein Talent und meine Fähigkeiten anzubringen!“ — —

Gut, mag es ſo ſein! Eine ungeheuerliche Anmaßung liegt immer darin; doch ich will zugeben, daß es ſolche Menſchen gibt,

daß solche Veranlagungen am richtigen Platze Tüchtiges leisten mögen — ja sogar, daß in ihnen Größe möglich ist. Aber sie haben als Existenzberechtigung Voraussetzungen der seltensten Art; vor allem die Festigkeit und enormen Sicherheiten eines Vermögens — eines Könnens, darin nicht Berechnung und Wollen, sondern etwas wie *Naturgewalt* und *Müssen* den Ton angibt. Diese Voraussetzungen treffen nur bei Tatmenschen, *nie* aber bei Künstlern zu, zu denen sich Bahr doch rechnet. Es ist außerdem verfänglich für ihn, daß er auf seine Helden nahezu zweieinhalb tausend Jahre zurückgreifen muß, und trotzdem ihr Tun darzutun weiß, als ob sie mit ihm gelebt hätten, — wohingegen er für die zeitlich viel näher liegende Größe eines Napoleon absolut keinen Sinn hat, was sein Theaterstück „Josephine" zur Genüge beweist.

Die Bahr'sche Prägung des Perikles bedeutet eine für die Kunst *ungeeignetste* Veranlagung. Wenn Bahr wirklich so beschaffen ist, taugt er zu allem eher als zum Berufenen für die Kunst. Für Künstler gilt noch immer Schopenhauer's Ausspruch als Erstes: „Ein Mann erhebt sich niemals höher, als wenn er nicht weiß, wohin sein Weg ihn noch führen kann!" Vielleicht war es sogar dieser eine Satz, von dem die Hauptbewunderung Nietzsches für Schopenhauer herzuleiten ist. — Und es ist eigentümlich: alles, was Bahr über Kunst in diesem „Dialog vom Marsyas" sagt, — so trefflich warm und vorteilhaft es auch klingen mag für das Gros der sogenannten Künstler — für *ganze* Künstlermenschen paßt es nicht. Die echte Künstlernatur wird immer zur Kunst getrieben. Denn Kunst wird ihr Ersatz und Bedürfnis für die Not der Fülle. Hier trifft zu, was Nietzsche sagt: „*Damit der Bogen nicht breche*, ist die Kunst da." Bahr hat zur Voraussetzung den Menschen, der Künstler *werden will*, aber nicht den Künstlermenschen. *Jener* muß die Kunst erst aufsuchen und alle Kräfte aufbieten, um sie festzuhalten; *diesen* mag das Geschick stellen, wohin es will, er findet immer wieder zur Kunst zurück. Der Ausspruch Leonardo's „l'ordinare è opra signorile, l'oprare è atto servile" ist schön und wahr, vielleicht das Schönste und Wahrste im Büchlein. Doch glaube ich nicht, daß es im Zorne gesagt ist; es hört sich weit eher der Reichtum einer frohen Natur heraus, — vielleicht verbirgt es sogar eine lächelnde Entschuldigung. Denn dem ganzen Künstler wird sein Werk Bedürfnis wie einer hoffenden Mutter das Kind. Auch ist es höchst leichtfertig von Bahr und sieht einer Marotte ähnlich, wenn er Leonardo als den *größten* Menschen hinstellt,

zugleich geheimnisvoll und großtueriſch tiefblickend beiſetzend: „den wir noch kaum erraten und eine höhere Menſchheit erſt erkennen wird" — was ſich übrigens wie aus Nietzſche genommen ausnimmt. Offen geſagt, ich traue Bahr kein beſonderes Verſtändnis für Perſönlichkeiten der Renaiſſance zu (wie z. B. einem Nietzſche); dafür iſt mir Bahr zu ſehr Großſtadtmenſch, dabei zu gemacht und erkünſtelt — zu verweichlicht und gewandt im Empfinden — zu wenig kraftvolle Perſönlichkeit — zu wenig Vollnatur.

Es iſt weiter völlig unzutreffend, wenn Bahr von Nietzſche ſagt: „Sein ganzer Haß gegen Wagner geht nur auf die Kunſt aus Affekt, und als er mit ihm rang, war es der Zorn über ſie, der ihn ſo grauſam ſich erbittern ließ." Es iſt überhaupt verkehrt, hier von Haß zu reden. Nietzſche kehrte ſich gegen Wagners Umkehr als Menſch — richtiger wohl — gegen das Endergebnis des Menſchen Wagner, gegen den Unterton der Affekte in Wagners Kunſt, die nicht hielten, was Nietzſche ſich davon verſprochen hatte. Aber nicht gegen die Kunſt aus Affekt. Nietzſche ſelbſt iſt ohne Affekte nicht zu denken, und die Steigerung ſeines dichteriſchen Schaffens bis zu den wundervollen Dithyramben ging Hand in Hand mit der Steigerung der Affekte. Und wenn Nietzſche ſagt: „Der ſtarke, freie Menſch iſt Nicht-Künſtler," ſo ſteht dies mit dem ganzen Künſtlermenſchen, dem die Kunſt nur Erſatz für ein Leben iſt, das ſeiner Seele Reichtum leben möchte, aber nicht leben kann, nur im Einklang. Die Weſensbeſchaffenheit des ſtarken, freien Menſchen als Nicht-Künſtler, ſowie die Kunſt als Erſatz habe ich ſchon, bevor ich das geringſte von Nietzſche kannte, empfunden, worüber das Eingangsgedicht meines erſten Liederbuches in den Worten Aufſchluß gibt:

Könnt ich mich aller Banden entheben,
nach Kraft und Willen das Leben leben —
verſtummten die Lieder — — —

Bahr's Trennung der Künſte nach Affekt oder Charakter ſcheint mir auch verfehlt zu ſein und entſpricht nicht der trefflichen Scheidung Goethe's in „forziert" und „elementar". Der Affekt gehört gewiß mit zum Elementaren, und es kann ſich wohl jeder Affekt zum Charakter auswachſen durch die Häufigkeit ſeiner Wiederkehr. Das Kunſtſchaffen bringt erſt die Vererbung der Affekte mit ſich; und inſofern es Affekte voll von Sonne und Seligkeiten gibt, mögen die Worte Leonardo's doppelt ſchwer ins Gewicht fallen.

Am besten könnte man sprechen von einer Trennung der Künste nach Natürlichkeit oder Erzwungenheit der Affekte.

Es ist ferner unzutreffend, wenn des „Meisters" Urteil im Dialog darauf hinausläuft, daß alle Kunst, auch die tüchtigste, die er fälschlich Kunst aus Charakter nennt, zu ihren Merkmalen zähle, „daß ihre Werke geringer sind als der Künstler." Ich denke, jedes ganze Kunstwerk ist mehr und zugleich weniger als sein Schöpfer: weniger, weil es nie gelingen wird, den ganzen Künstlermenschen darin unterzubringen; — mehr, weil es jenes Teil vom Künstler, das im Werke enthalten ist, gesammelter, reiner und konzentrierter gibt.

Und nun komme ich zum bedauerlichsten Vorkommnis in diesem Dialog, zu der Stelle, wo Bahr auf Dr. Max Burckhard zu sprechen kommt, dem es „vor einigen Jahren gefiel, den „Prinzen von Homburg" ein widerliches, nach Cäsarismus stinkendes Kommißknopfstück zu nennen." Bahr belobt natürlich seinen Freund, den er unsern Hofrat nennt. Ich empfinde Burckhards Kritik, die Kleist heruntermacht und dessen „Prinz von Homburg" beschimpft, als verständnislos und gesucht, zugleich als anmaßend und enge, weil sie Charakterrechtschaffenheit und Wahrhaftigkeit gering achtet zugunsten einer bestimmten Charakterprägung. Ein weites Kunsturteil hat die Charaktere nicht auf ihren Wert und ihre Kraft, ihre Ruhe und ihre Aesthetik, sondern vorerst auf ihre Eigenheit und Echtheit zu prüfen. Denn jede Charaktereigenheit ist ein Beleg für den Reichtum und die Mannigfaltigkeit der Natur. Die Ruhe allein tut's nicht; auch sie kann nur Maske sein. Ein großer, mit Gleichmut reichbegabter Mensch mag sich seiner wildesten Affekte vielleicht wie eines Reichtums bewußt werden, und ein Mensch mit starker Seele gibt sich vielleicht weit offener und ungescheuter seinen Schwächen hin. Und es ist ein Unterschied, ob ein Zeitgenosse wie Goethe eine ihm nicht zusagende Kunst, die er nur zum Teil kennt, nicht fördern will, oder ob ein Literaturkritiker der Nachwelt wie Hofrat Burckhard, der das ganze Schaffen vor sich hat als kraftvolle, wenn auch vielleicht da und dort krankhaft bewegte, Persönlichkeitskunst in solcher Weise darüber sich ausspricht.

Ich bringe hier einen Brief Kleist's, den uns Nietzsche übermittelt: „Vor Kurzem, schreibt er einmal in seiner ergreifenden Art, (berichtet Nietzsche) wurde ich mit der Kantischen Philosophie bekannt — und Dir muß ich jetzt daraus einen Gedanken mitteilen, indem ich nicht fürchten darf, daß er Dich so tief, so schmerzhaft erschüttern wird als mich. — Wir können nicht entscheiden,

ob das, was wir Wahrheit nennen, wahrhaft Wahrheit ist, oder ob es uns nur so scheint. Ist's das Letztere, so ist die Wahrheit, die wir hier sammeln, nach dem Tode nichts mehr, und alles Bestreben, ein Eigentum zu erwerben, das uns auch noch in das Grab folgt, ist vergeblich. — Wenn die Spitze dieses Gedankens Dein Herz nicht trifft, so lächle nicht über einen Andern, der sich tief in seinem heiligsten Innern davon verwundet fühlt. Mein einziges, mein höchstes Ziel ist gesunken, und ich habe keines mehr." — Und Nietzsche, im Bann des Briefes wie verweilend, fügt hinzu: „Ja, wann werden wieder die Menschen dergestalt Kleistisch-natürlich empfinden, wann lernen sie den Sinn einer Philosophie erst wieder an ihrem „heiligsten Innern" messen?" —

Wie klein nimmt sich Burckhard's und Bahr's Kritik dagegen gehalten aus! Ihre Urteile tragen viel eher einen widerlichen Cäsarismus an sich als Kleist's „Prinz von Homburg." Einwertungen solcher Art verweisen ihre Träger als Literaturkritiker in die Sphäre der Sonntagsjäger; und ich glaube, man täte gut, sie auch als solche zu nehmen. Gerade die Kunstwertung verlangt mehr als alles andere einen unbefangenen, weiten und freien Standpunkt, und alle Enge, Gesuchtheit und Laune machen da die Luft bald schwer, drückend und stinkig. Und was soll man noch von Bahr sagen, wenn er zuerst „seinen" Hofrat als besonders befähigt erklärt im „Urteil über das Menschliche", um dann mit eigner Kritik über Kleist's Stück also einzusetzen: „Stinkend hat es der Hofrat genannt und man kann gar nicht besser sagen, was, wenn man es nicht mit der kleinen Lust des Artisten, sondern an der menschlichen Empfindung prüft, so darin beklemmt: der schlechte Geruch und die verdorbene Luft eines kläglichen und krampfhaften Menschen, der vor Schwäche zappelt." Zum Schlusse zieht Bahr noch Nietzsche heran, ihn gegen Kleist ausspielend und entläßt diese übelriechende Begutachtung in der Fülle und im Glanze der Nietzsche'schen Sprache, indem er von einer Kunst aus Charakter und Fülle schwadroniert, welche auch Nietzsche meinen soll, „wenn er von der gaja scienza der Halkyonier schwärmt und beglückt die leichten Füße, den Tanz der Sterne und die Lichtschauder des Südens lobt." Ist das nicht Humbug? — Zeugt das nicht von größter Verständnislosigkeit und eitlem Getändel einem großen Toten wie Kleist gegenüber, der dem deutschen Volke lebendig bleiben soll? — Wie anders und tief erfaßt Max Martersteig den Prinzen von Homburg, wenn er darüber schreibt, gerade auf die Verwirrung der Gefühle im Helden verweisend: „Solche Zustände der durch die

„Vorstellung" unbeherrschbaren Willenssphäre zu schildern, hätte kein Dramatiker bisher den Mut gehabt. Kleist hatte ihn, und er entstellt dadurch nicht, sondern bereichert das Bild der Menschheit." Wie herrlich und klar ist das gesagt! Und ich füge noch hinzu: Die Schöpfung des Prinzen von Homburg zeigt Kleist als tiefen Kenner der Menschennatur — als einen, der diese Kennerschaft oft wie unbewußt im Empfinden mit sich trägt. — Und Hermann Bahr!? — Seine Komödie „Der Meister", von der man sagt, daß es sein bestes Stück sei, gibt uns anstatt der Menschennatur einen Komplex von Erklügelei und Erkünstelei. Wenn ich nun mein Empfinden frage, dann trägt der Held und Meister nichts von einem Meister an sich; alles an ihm ist zappelig, hastend, erklügelt und von geistreicher Kleinheit, wie es bessere Philisternaturen oft sind. Dabei welch ein Pomp von Mache und Aufputz! Wie falsch ist die Pistolenszene und welche Glaubensanforderung stellt sie nicht an das Publikum! Und dann die Szene, wo der Meister die Frau nicht ziehen lassen will, trotz ihres Ehebruchs — weil er sie als Kameraden um sich gewöhnt ist. — Gibt es eine philisterhaftere Motivierung eines so eminent heiklen Punktes? Die Gewohnheit ist zur zwingenden Macht geworden — zur leitenden Kraft: echteres Spießertum könnte dem „Meister" gar nicht mehr unterlaufen. Daß dies dem großen Philisterfeind Bahr passieren mußte — und noch dazu in einem Stücke, darin er gern den Übermenschen herausgekehrt hätte? — Ist vielleicht auch diese Philister-Feindschaft nur Maske, die er sich selber vorhält — vorhalten muß? — Oder rächt sich hier das Geschick für alle Virtuosität im sogenannten Experimentieren? Denn Kunst ist kein Experiment!

Carl Dallago.

WERKE VON CARL DALLAGO.

Gedichte. E. Piersons Verlag in Dresden. Broschiert Mk. 2·50, gebunden Mk. 2·—.

Ein Sommer. Liederreigen. Verlag von E. Ebering, Berlin. Gebd. Mk. 2·—.

Strömungen. Neue Gedichte. Tiroler Verlag, Innsbruck. Brosch. Mk. 2·—, gebd. Mk. 3·—.

Wintertage und Anderes. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·25, geb. Mk. 3·—.

Spiegelungen. Ein lyrisches Album. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 3·—, gebd. Mk. 4·—.

Der Süden. Kulturliche Streifzüge eines Einsamen. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—, gebd. Mk. 3·—.

Erich Tagusen oder Kinder des Lichts. Ein lyrisches Drama in drei Aufzügen. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—.

Neuer Frühling. Ein Gedichtbuch. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—.

Geläute der Landschaft. Kulturliche Streifzüge eines Einsamen. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 3·—, gebd. Mk. 4·—.

Die Musik der Berge. Künstlerdrama in drei Aufzügen. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Broschiert Mk. 2·—.

Ein Mensch. Ein Roman in Bildern. Axel Junker, Verlag, Berlin. Brosch. Mk. 2·50, gebd. Mk. 3·50.

In Vorbereitung: Das Buch der Unsicherheiten.

WERKE VON KARL BERGER.

Wilhelm Bienner, Kanzler von Tirol. Trauerspiel. — Linz, Mareis.

Die Weiberfeinde. Schauspiel. — Modernes Verlagsbureau Kurt Wigand, Berlin.

Soeben erschien:

Richard Huldschiner

Die Nachtmahr

Roman

geh. M 3.50, geb. M 5.—, in Halbfranz M 6.50

Albert Langen / Verlag / München.

„Observer"

Unternehmen für Zeitungsausschnitte
Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4

Telephon Nr. 1801

liest über 8000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Im Verlag Schuster & Loeffler in Berlin, erschien:

Pacificus Kasslatterer

Streusand drauf!

Preis geh. M 3.—.

I. Jahr. Heft 18.

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Karl Röck: Franz Kranewitter / Ludwig Seifert: Losung / Carl Dallago: Der Triumph der Unsicherheiten / Carl Dallago: Winterliches Selbstbildnis / Ludwig v. Ficker: Zwei offene Episteln (Vom Journalismus, der auszog, die tirolische Geisteskraft zu sammeln; Appell an Kranewitter) / Karikaturenfolge XVIII: Max von Esterle: Carl Dallago.

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

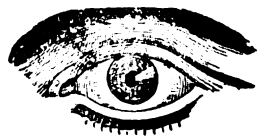
erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1·75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Erlerstraße Nr. 3. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Sämtliche Rechte vorbehalten.

Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.



Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel.** Schreibmaschinen: **Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.**

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

I. Jahr. Innsbruck / 15. Februar 1911. Heft 18.

Franz Kranewitter / von Karl Röck.

Vor einigen Wochen hatte uns die Neuerſcheinung eines höchſt bedeutenden Dramas, deſſen Erſtaufführung auf großſtädtiſchen Bühnen denn auch zu einem literariſchen Ereignis wurde, einen ebenſo verlockenden wie herausfordernden Anlaß geboten, die Bedeutung Schönherrs einigermaßen ausführlich zu würdigen. Nun geziemt es ſich aber wohl und dünkt uns nur Gebühr, daß wir in dieſer Zeitſchrift auch auf das dramatiſche Schaffen Kranewitters einmal voller eingehen. Dürfen oder müſſen wir doch in Kranewitter ohne Frage den bisher bedeutendſten Tiroler Dramatiker neben Schönherr erblicken.

Übrigens hört man ja auch beide oft genug in einem Atem nennen; freilich oft ſo, als ſeien ſich beide zum Verwechſeln ähnlich oder wenigſtens als wäre einem auch der andere im Weſentlichen — nämlich als dramatiſcher Geſtalter tiroliſchen Bauernlebens — hinreichend bekannt, wenn man den einen von ihnen kennen gelernt hat: das eigenartige, faſt zur Mode gewordene Material, das ſie beide poetiſch bearbeiten und formen, macht ſie nämlich für viele faſt allein intereſſant und originell. Über dieſer bloß ſtofflichen Originalität findet die ihrer dichteriſchen Perſönlichkeiten oft wenig Intereſſe und nur ſchwache Beachtung.

Solchem gegenüber will ich nun vor allem die perſönliche Eigenart der beiden ins Auge faſſen. Ich ſage „der beiden“; obſchon ich hier eigentlich von Kranewitter ſprechen will. Doch ich glaube, daß durch eine gegenſeitige Vergleichung ein jeder und alſo auch

Kranewitter in seiner Eigenart und seinen Vorzügen und mithin in seinem Wesen besser zu erkennen und zu verstehen sein wird.

Kranewitter hat bekanntlich schon eine Reihe von Dramen hervorgebracht. Gerade jüngst sind vier Stücke aus seinem Einakterzyklus „Die sieben Todsünden" endlich auch im Buchhandel erschienen. Mit ihnen zugleich und im gleichen Gewande kam seine Tragödie „Um Haus und Hof" in dritter Auflage heraus. Dieses „Volksstück" aber war Kranewitters erstes Drama. Merkwürdig, denn es war, wenigstens nach meinem Dafürhalten, unter seinen größeren, mehraktigen Dramen auch schon sein bestes. In untadliger Vollendung steht es da. Ja, es leibt und lebt wie nur irgend ein wohlgezeugtes, wohlgeratenes Geschöpf mit blühendem Fleisch und warmem Blut. Es ist wirklich eine Lust, eine rechte Erquickung, diese Dorftragödie, diese bunte Fabel voll impulsiver Handlung, voll animalischer Tatkraft ein erstaunlich notwendiges, schicksalsvolles Leben so schnell, so konsequent, so entschlossen erfüllen zu sehen. So wagemutig und unerschrocken erfüllt dies Drama sein Wollen und sein Gericht, so lauter und zwingend ist die treibende Logik seiner Motive und Taten, so sinnlich klar und unmittelbar vollzieht sich vor uns seine Fabel, so schnell und ohne Zaudern, daß wir es in seinem vollendeten Wuchs und linienrunden Gliederbau nur vergleichen können mit einem jugendlich anmutvollen Menschenleib, der sich vor uns in unverhüllter Nacktheit gewandt und resolut bewegt. Aber es muß auch noch etwas anderes sein, nicht bloß die künstlerische Form und Bewegung des Dramas, das Volle, Runde, Simple, mit einem Wort Vollendete seiner Proportionen, das lebensvoll Schnelle seines rhythmischen Fortschreitens, das anmutvoll Buntbewegte, Unmittelbare, Lebensfrische der Fabel, kurzum die spiegelklare Vorzüglichkeit der Darstellung; es muß noch etwas anderes gewesen sein, was gerade solches Bild mir auslöste, solches Gleichnis nahelegte und empfahl. War es etwa die unverhüllte Nacktheit ungebrochener Naturinstinkte, die unbedenkliche Impulsivität und funkelnde Willenskraft unheimlich naturgewaltiger Selbst- und Herrschsucht? Wovon die Heldin der Tragödie ein dämonischer Ausbund ist, voll Tempera-

ment und Tatkraft. Man könnte sie wirklich eine Lady Macbeth auf dem Dorfe heißen, mit so gutem Recht, wie Gottfried Keller eine seiner schönsten Novellen „Romeo und Julie auf dem Dorfe" betitelte.

Daß eine solche Person von Geblüt und Rasse, eine so fehllose Ausgeburt der dämonischen, raubtierhervorbringenden Natur auf einen echten Dichter eine magnetische Anziehungskraft ausüben mußte, das versteht sich von selbst. Daß er sie so leibhaftig zu beschwören, so richtig und unfehlbar in jeder Temperamentswendung und in jedem Worte darzustellen vermochte, das zeugt davon, daß ihn jene Natur selbst inspiriert hat. Auch begreifen wir, daß eine Gestalt, überhaupt ein Werk von so unmittelbarer Lebendigkeit ganz am natürlichsten die Schöpfung der noch quellfrisch flutenden Jugend, aber doch der reifsten, spätesten Jugendjahre des Dichters sein kann. Und die nirgends schwankende, nirgends zaudernde Durchführung der richtenden Gerechtigkeit, die überall spontane Erfüllung derselben zeugt von einer so reinen Eingebung, des Ganzen und jeder Einzelheit, wie sie sonst nur im Traume statt hat; wo man oft Dinge, die man im Wachen nicht einmal zu denken vermag, weil man sie im Innersten nicht denken will, in unverstellter Wahrheit schauen, an sich selber oder andern erleben muß; ein Liebender etwa Taten seiner Geliebten, deren fähig er sie nicht denken mag, deren sie aber in Wirklichkeit fähig ist.

Ich wollte aber eigentlich Kranewitters dichterische Art mit der Schönherrs vergleichen, obschon hauptsächlich auf die Unterschiede hin. Und wenn nun auch der eben besprochenen Tragödie kein Drama von Schönherr ungezwungen vergleichbar erscheint, so darf ich doch etwa daran anknüpfen, daß ich in irgend einer Besprechung der „Erde" einmal an unsere Tragödie erinnert fand; und man kann natürlich in der Tat ganz leicht ein gemeinsames Grundmotiv in beiden finden: rücksichtsloses Streben einer resoluten Weibsperson, sich als Bäuerin in den Besitz eines eigenen Hofes zu setzen, im Kampfe mit dem widerstrebenden Vater eines Bräutigams. Hie die Lena, dort die Mena, u. s. w. Jedoch weder auf die große Ähnlichkeit

dieſes Hauptmotivs, noch auf die noch größere Divergenz in der Durchführung desſelben möchte ich näher eingehen. Denn das ſind doch reine Äußerlichkeiten, dem gröbſten Auge ſichtbar und dem tiefer eindringenden Blicke vollkommen gleichgültig. Peſſimiſtiſch fand übrigens jener Beurteiler die tragikomiſche Niederlage der Mena und der andern, da ihnen der Grutz und, faſt kann man ſagen, der Dichter ſo übel und ſo höhniſch mitſpielt; und er zog den tragiſchen Ausgang des Kranewitter'ſchen Dramas vor. Ja, peſſimiſtiſch iſt Schönherr wohl, aber das iſt der ſittlich romantiſche, alles Gemeine mit Haß und Hohn noch bekriegende „Peſſimismus" eines kühnen, heißfordernden Idealiſten. Daher behandelt Schönherr ſeine Geſtalten, wenn ſie Schwäche oder Gemeinheit verkörpern, ſtark ſubjektiv und perſönlich, gibt ſie dem Hohn oder der Verachtung preis: ſo den Roßknecht, die Mena und den Hannes, den Englbauer, um nur einige zu nennen. Und er erſchafft ſich anderſeits möglichſt individualiſtiſche Verkörperungen ſeiner Ideale, die dann auch für des Dichters Perſönlichkeit charakteriſtiſch ſind: ich nenne nur den Grutz, den Rott, den Reiter. Freilich iſt dies ſentimentaliſches Schaffen im Schiller'ſchen Verſtande, Schaffen aus der Phantaſie und aus der Sehnſucht nach dem Hohen und Großen und Starken. Aber ſeine Sentimentalität iſt geſund und kraftvoll und friſch, iſt die echte des modernen Menſchen, der ſich ſtärken geht am Urquell der herben Natur.

Ganz im Gegenteil erſcheint nun gerade Kranewitters Menſchen- und Lebensauffaſſung wirklich als ein realiſtiſcher Peſſimismus, das heißt als ein hoffnungsloſer, oft elend kranker, am Gemeinen krankender Peſſimismus. Dafür aber erſcheinen ſeine Menſchen auch mehr in ganz hervorragender Weiſe geſehen, alle zuerſt in der Wirklichkeit und dann noch einmal, ſo wie ſie waren, ohne Zutat und Verſchönerung, im Geiſte. Das iſt zunächſt der Eindruck, iſt aber natürlich cum grano salis zu nehmen. Jedenfalls aber iſt er auch hierin der zweifellos echtere Realiſtiker und durchaus immer der naivere Dichter, der naivergeſtaltende im rühmlichen Sinne des Schiller'ſchen Begriffes. Und es iſt in der Tat ein Vergnügen und

zuweilen selbst eine Wohltat und Erholung, unmittelbar nach einem Schönherr'schen Werke zu einem Drama von Kranewitter zu greifen. Der Geist fühlt sich erleichtert und als ob er sich bade in einem flüssigeren Element. Allerdings das jugendlich lebhafte und heiße Geblüt, das die Tragödie „Um Haus und Hof" so temperamentvoll durchflutete, so impulsiv sie durchpulste, verebbte einigermaßen und kühlte sich merklich ab in den späteren Dramen des Dichters, in welchen ja auch die Personen meistens älter sind und schärfere Züge aufweisen. Doch lebt fast in allen die originellste, regsamste Lebendigkeit; mag diese nun grelle Tragik wie in den „Sieben Todsünden" oder burleske Komik wie in der „Teufelsbraut" uns gegenwärtig machen. Und immer überrascht uns wieder neu, wie hell und scharf der Dichter seine Menschen sieht, oft wie in photographischer Deutlichkeit. Aber es ist ein „Sehen" mehr im übertragenen und geistigen Sinne; Kranewitter sieht das Innere der Menschen, aber freilich zumeist solcher, deren ganzes Innere sich ganz restlos in ihrer Rede, in Redseligkeit und oft gieriger Redesucht äußert. Was da also so scharf, sozusagen mit allen Fältchen „gesehen" und ebenso scharf und hell, ja oft grell und immer virtuos „gezeichnet" ist, das ist fast nirgends eine reiche, charaktervolle Innerlichkeit, gehaltvolle Persönlichkeit, kurzum ausgeprägte Individualität, wie dies bei Schönherr sich findet. Sondern es ist fast immer etwas eminent Typisches, wie es die Vielen, wie es Tausende zeigen: es sind zumeist gemeine Leidenschaften der Menschen, solche Leidenschaften, welche jede Innerlichkeit, jede Persönlichkeit im Menschen ertöten, es sind die gierigen Leidenschaften der Laster. Besonders rein und mit voller dichterischer Absicht natürlich, wie dies schon das Programm erfordert, kommt das in den „Sieben Todsünden" zur Geltung.

Aber wenn auch Schönherr als romantischer Idealist sich lieber Gestalten schafft, wie sie nach seinem Sinne sein sollen und welche nach seinem Herzen seien, solche, die irgend einer großen Idee oder Sache, irgend einer überpersönlich wertvollen Angelegenheit alle Kraft eines starken Willens widmen, was denn allein unsterbliche

Innerlichkeit, das Individium überdauernde Persönlichkeit verleiht; so strebt doch auch er nach voller Lebenswahrheit und vermag ihnen eine ganze Fülle davon zu geben, indem er sie mit rücksichtsloser herber Einseitigkeit ausstattet, wie z. B. den Grutz. Denn nur so trifft man die großen bedeutenden Naturen auch im Leben und nur so behaupten sie sich in der Wirklichkeit. Und so erreicht auch Schönherr eine völlig konkrete und lebensvolle Anschaulichkeit seiner Gestalten, ja gerade bei ihm sind sie voll tiefer kontrastvoller Farbe. Ja, einer mit synästhetischer Phantasie möchte wohl gerade seine Figuren wie in Farbe gehüllt erleben, ihr Herz unwillkürlich in symbolischen Farben schauen: etwa den Rott in Goldbraun, die Rottin dunkelbraun, den Reiter stahlblau, den Englbauer hellgelb oder rosenrot, den Altrott grau, die Sandpergerin in brennendem Rot und den Spatzen dunkelgrün. So farbvoll wirkt „Glaube und Heimat."

Hiergegen machen Kranewitters Figuren viel eher den Eindruck farbloser Photographien, scharfer Zeichnungen, oft Grau in Grau. Zwar nicht durchaus; und seine erste Tragödie noch gar nicht; die wirkt auf eine schöne Weise gleichsam bunt wie hellenische Plastik. Direkt farblos, wie die reinsten Schwarz-Weiß-Entwürfe, wirken aber alle Figuren im „Michel Gaißmayr". Diese zweite Tragödie Kranewitters fordert in manchem geradezu heraus, zwischen ihr und „Glaube und Heimat" einen eingehenderen Vergleich zu ziehen. Da wird uns dann der Unterschied zwischen Kranewitter'scher und Schönherr'scher Menschendarstellung erst so recht auffällig und deutlich; und diesmal entschieden sehr zu ungunsten Kranewitters. Zwar schildert der Dichter in demselben das grasse Elend der Bauern, ihre brutale Unterdrückung durch blutsaugerische Frohn- und Zinsherrn, ihre rasende Gereiztheit und tierische Wildheit in meisterhaft lebendigen Zügen, in einer unerhört wahren Sprache und mit hinreißender Heftigkeit. Es überrascht und verblüfft der verschwenderische Reichtum der dichterischen Erfindung, durch die uns die himmelschreienden Zustände und Vorgänge illustriert werden. Wie in einem heißen Urwalde voll erstickender Schlinggewächse wuchern die Gestalten des Elends und grausamer Untat in diesem Drama wildwüchsig und

atemlos hervor. Aber dies ist zwecklose Vergeudung, maßlose Übersteigerung der Eindrücke, sodaß wir sie nicht mehr mitfühlen können, abgestumpft werden, sie nur mehr mit sinnlichen Ohren hören und geblendet werden durch ihre Grelle. Da ist das ausdrucksvoll Knappe, kunstvoll Symbolische, akzentuierend Sparsame der konkreten Veranschaulichung der Not, des Leidens und des Elends in Schönherrs Tragödie weit wirkungs- und eindrucksvoller. Dort ist die Komposition zügellos und unübersehbar, hier ist sie voll wohlerwogener Weisheit. Mit einem viel kargeren Schatze an Beobachtungen, an Realien sozusagen aus dem Bauernleben versteht Schönherr trotzdem einen viel gehaltvolleren Eindruck zu machen, denn sein Edelmetall ist sorgsam geprägt und ist ihm so ein schwerwiegender und gediegener Wert verliehen. Vor allem aber zeigen alle Gestalten seines Dramas die charaktervollste Prägung, jede wieder eine andere und eigenartige, so daß sie sich auch in unser Gedächtnis unverwischbar einprägen. Demgegenüber fließen uns die Geschicke und Leiden einer Schnagerin und Gramaiserin fast ununterscheidbar gleichsam in eine Person zusammen, von der wir zwei Namen kennen, deren Seele uns jedoch fremd bleibt; und gar die unterschiedlichen Mannsbilder, der Pichler, der Ganner, der Keferer und der Krantz und später der Plabacher und der Holderer und der Pfefferer scheinen nur aus technischen Gründen — weil sie einmal in der Mehrzahl da sein und dann doch auch etwas sagen müssen — in ihren Drohreden abzuwechseln; was für Menschen sie aber sind, das wissen wir nicht, sie bleiben uns alle, besonders beim Lesen des Dramas, bloße Namen, die wir fortwährend und zwar ohne Schaden verwechseln. Denn ihre Namen sind nur abstrakte Zeichen für Individuen, von deren Charakter der Dichter völlig abgesehen hat. Kaum daß ein paar Figuren, wie der Fraumer und die Paßlerin, in flüchtiger Skizzierung einige Eigenart des Charakters empfangen. Und schließlich hat auch der Hauptheld, der Gaißmayr, keine tiefere und selbständigere Bedeutung als daß er der kühne, tapfere und intelligente, auch heißfühlend begeisterte und opfermütige Führer dieser Leute ist. Aber selbst er verließe zuletzt doch noch in bitterem

Peſſimismus ſeine hohe Berufung, wenn ihn nicht die heiße Rachſucht, ſeinem teufliſcherweiſe geviertteilten Bruder Sühne zu verſchaffen, noch einmal aufſtachelte. Und ſein Ende iſt dann eigentlich ohne echte Tragik. Überhaupt iſt der Ausgang des Ganzen mehr fürchterlich und niederſchlagend als tragiſch; nur die Paßlerin erhebt ſich zum Schluſſe zu einer wahrhaft tragiſchen Heldin und prophezeit in hingeriſſener Rede eine rächende, ſühnende Zukunft.

Im allgemeinen aber vermag Kranewitter ein wahrhaft hoheitvolles, durchaus erhebendes und ſieghaftes Heldentum kaum zu geſtalten. Hiefür gebricht es ihm zu ſehr an der Kraft einer poſitiv wertſchaffenden Geſinnung und Willensſtärke; oder wenigſtens an der Kraft zu einer ſchöpferiſchen Darſtellung einer ſolchen. Dafür nötigt er uns eine unbedingte Achtung ab vor ſeiner tapfern Selbſtüberwindung, mit der er oft genug eine negative, tief ehrlich richtende Tragik unerbittlich, unbeſtechlich, unerſchrocken herbeiführt. Eine ſolche negative Tragik iſt aber auch groß und ergreifend und iſt bitterer als die andere, die herrlich ſiegende; bitterer zumal für ihren Schöpfer, wenn er ein echter Dichter iſt wie Kranewitter. Bitter an und für ſich ſchon, ſie zu ſchaffen, aber auch deshalb, weil er für ſie viel ſeltener teilnehmende Sympathie, ja auch nur achtungsvolles Verſtändnis findet.

So hatte unter der Verſtändnisloſigkeit für eine derartige Tragik beſonders ſein „Andre Hofer" zu leiden. Es kam freilich noch etwas anderes hinzu. Denn es iſt begreiflicherweiſe ein undankbares und wirklich auch mißliches, den Schein einer ätzenden Tendenz unvermeidlich ſich zuziehendes Unternehmen, den Charakter eines Mannes, der als eine durchaus heroiſche Geſtalt voll treuherzig biederer Tugenden und als ein völlig ſchuldloſer, nur eben von einem ſchnöden Judas verratener Märtyrer im Herzen unſeres Volkes noch immer lebt, in einen Helden zu verwandeln, der ſich ſelbſt zu ſchwerer Schuld bekennt und ſeinen Untergang nur als Sühne für dieſelbe auffaßt; mag auch ſein Held der hiſtoriſchen Wirklichkeit ſo beſſer entſprechen. Poetiſch tiefer fühlende Gemüter jedoch werden dankbar dafür ſein, daß Kranewitter den ſchuldlos biedern Volkshelden in einen wahrhaft tragiſchen Menſchen umgeſtaltet hat und ihn ſo nicht bloß viel in-

tereſſanter und bedeutender gemacht, ſondern ihm auch eine ergreifende Größe verliehen hat. Wie erſchütternd iſt es, den ſonſt ſo unbeſtechlich rechtlichen Mann, durch Enttäuſchung und Mißerfolg verwirrt, durch Verhöhnung und Schmähungen gereizt, gewalttätig und ungerecht werden und ſogar ſein treues Weib verſtoßen und kränken zu ſehen. Und wie ergreifend ſind ſeine krankhaft übertriebenen Selbſtanklagen, wie groß, doch auch bitter iſt die unbeſtechliche Ehrlichkeit, mit der er ſich ſelber ſchuldig ſpricht und Männer, denen er Unrecht getan, zu Richtern wider Wiſſen und Willen aufruft, ſodaß ſie ihm ſein furchtbares und wahrlich allzuſtrenges Urteil ahnungslos beſtätigen. Und wie wunderſam rührend iſt die tief elegiſche und doch ſo verſöhnend, ſo ſeelenvoll heitere Stimmung des letzten Aktes, der uns den Hofer in herzlich einfacher, inniger Größe zeigt: da er in heiterſter Reſignation nach der reinigenden Sühne des Todes ſich ſehnt, der ihm ganz nur willkommen iſt als Erlöſung und Befreiung von der Laſt der Leidenſchaft.

So gewann aber diesmal die richtende Tragik, welche Mitleid und Furcht erregt und reinigt, indem ſie erſchüttert, dieſe Tragik, die ich als eine negative bezeichnete und für die auch der Reiter in „Glaube und Heimat" ein Beiſpiel iſt im Gegenſatz zum Rott, dieſem Typus einer ſieghaften, poſitiven Tragik; hier gewann dieſe Tragik der Verſchuldung und Sühne auch bei Kranewitter einmal einen gewiſſen poſitiven, im Helden ſelber triumphierenden Charakter. Sie gewann ihn dadurch, daß der Sieg einer höheren Macht über menſchlich allzumenſchliche Leidenſchaft doch noch durch den Helden ſelbſt, ob auch ſpät, errungen wurde; und daß die Vergeltung und Sühne der Schuld, die aus der Leidenſchaft hervorwuchs, gewiſſermaßen vom Helden an ſich ſelbſt vollzogen wurde. Denn in Hofers Bereitſchaft zum Tode ſteckt wirklich ſchon Selbſtvollziehung der Sühne, während etwa im Selbſtmord der Lena durchaus nichts dergleichen liegt, vielmehr nur heidniſche Flucht vor der Vergeltung (freilich nicht feige Flucht, denn dem naiven Wahn dieſes noch ganz raubtiermäßig denkenden Weibes iſt der Sprung in den Ziehbrunnen völlig noch kühne, rettende Tat).

Eine ſolche, immerhin noch poſitive Tragik, in der die Perſönlichkeit ſelber erhebend wirkt, weil ſie ſelber ſich richtet, iſt aber eine Ausnahme bei Kranewitter. Sehen wir von ſeinem „Wieland“ ab, in welchem eine ähnliche Selbſtüberwindung der Intention nach vielleicht Größe hat, dichteriſch jedoch froſtig und wenig überzeugend, jedenfalls ganz unzulänglich dargeſtellt iſt, ſo zeigt uns Kranewitter ſonſt durchaus Fälle, in denen die richtende Macht gleichſam außer und über den gerichteten Perſonen, den tragiſchen Geſtalten wirkſam iſt. Dieſe Tragik liebt naturgemäß weitverbreitete und allbekannte Typen, während die andere, meiſt die ſeltenſten und eigenwilligſten Individualitäten darſtellt. Denn Perſönlichkeit iſt Individualität, Typen ſind meiſt nur Individuen. Doch müſſen allerdings auch dieſe ſcharfumriſſenen Charakter zeigen (Charakter zwar nicht in dem engern Sinn von idealer Perſönlichkeit, ſondern bloß im weitern), wenn ſie die Idee ihres Typus in überzeugender Weiſe verkörpern ſollen. Solche Forderung aber hat Kranewitter in meiſterhafter Weiſe erfüllt in ſeinem Zyklus der „Sieben Todſünden“. Sodaß mit Recht nicht die Namen der Todſünden, ſondern die ihrer Vertreter oder Täter zu Titeln dieſer dramatiſchen Kabinettſtücke gemacht wurden. Am großartigſten iſt die Darſtellung der Hoffart im „Giggl.“ Entſprechend nämlich dem Umſtand, daß dieſe Eigenſchaft tiefer im Weſen eines Menſchen begründet iſt als die meiſten der anderen Laſter, zeigen hier die Geſtalten am meiſten Individualität; und überdies und in ausdrucksvollem Einklang mit der Tatſache des tiefen Wurzelns der Hoffart zeigt der Dichter in ungemein großzügiger Weiſe die Idee der Vererbung oder eigentlich der ſtrafenden Vergeltung; eines Fluches, der bis ins dritte Glied verfolgt, den Vater im Sohne ſtraft und in tragiſcher Ironie das ganze Geſchlecht durch die ſinnlos verrückte Hand des größenwahnſinnig gewordenen Großvaters am Enkel richtet; und man iſt überzeugt, dieſe Ausrottung iſt doch auch zugleich Erlöſung, die dem Letzten, der am ſchuldloſeſten und qualvollſten litt, verſöhnend zuteil wird.

Die „Familie“ von Schönherr wies zum Teil ähnliche Ideen auf, jedoch nicht in ſo ideeller und quinteſſenzieller Vereinfachung.

Und an die schönsten und ergreifendsten der märchenartigen Kindergeschichten in Schönherrs Geschichtenzyklus „Caritas" erinnert andrerseits „Der Joch", dieses erschütternde Bild der Trunksucht als todbringender Sünde; es ist jenen ebenbürtig durch die wundersam innige Einfachheit in der Zeichnung des kranken Kindes. Dann ist der Geiz im „Naz" ebenso köstlich als erschreckend wahr und kraß geschildert. Am wenigsten und hauptsächlich nur durch groteske Unheimlichkeit wirkt „Der Gasleiner", dieses Urbild eines mörderischen Neidbolds; und dadurch, daß er keine Gestalt aus der natürlichen Wirklichkeit, sondern eine gespenstisch irrende Kainsfigur der Volkssage ist, fällt er aus der Reihe der übrigen Typen der Todsünden allzu sehr heraus. Gerade Typen giftigen Neides und boshafter Schadenfreude hat sonst Kranewitter mit besonderer Vorliebe und köstlicher Virtuosität naturalistisch dargestellt, so daß man, selbst bei bloßem Lesen, oft meinen könnte, man sei eben Ohrenzeuge solchen Gekeifes an irgend einer Dorfstraßenecke. So die alte Ursch und ihr Anhang in „Haus und Hof", die Kolderin und die Klöcknerin im „Michel Gaißmayr", und andere in anderen Dramen. Wie denn überhaupt Kranewitter das reizvolle Mundwerk des Volkes, und gar die geifernde Giftzunge des Packs und Gesindels so naturgetreu und geläufig wiederzugeben vermag wie nur selten ein Dichter; und so ungezwungen und mühelos, als ob es seine eigenste Sprache wäre.

Und hiemit kommen wir zum Schlusse auf eine tiefe formale Verschiedenheit zwischen Kranewitter'scher und Schönherr'scher Menschendarstellung zu sprechen:

Schönherr gestaltet seine Menschen, indem er sich aufs lebhafteste in die plastische Dynamik ihrer will- und unwillkürlichen Ausdrucksbewegungen versetzt und die äußeren und inneren Gebärden ihrer Herzens- und Willensregungen an seinem eigenen Leibe, in seiner eigenen Brust innig nachformt. Diese kräftige Dynamik verleiht seinen Gestalten auch zugleich jene sinnliche Farbenkraft, die übrigens nur symbolisch zu verstehen ist. In seinen zahlreichen Regiebemerkungen tritt diese eindringliche Art lebhafter Vergegenwärtigung und ausdrucksvoller Darstellung klar zutage. Und dabei dringt Schön-

herr, gleich den Künſtlern der bunten gothiſchen Schnitzbilder, mehr auf ſcharf ausgeprägte Phyſiognomik, welche ja Individualität und Charakter kund tut; dagegen gilt ihm die in der Sprache, in der Rede hauptſächlich ſich äußernde dramatiſche Mimik nur inſoweit etwas, als ſie „Phyſiognomiſches“ enthält oder ſymboliſiert. Kranewitter hingegen exzelliert gerade in virtuoſer Darſtellung einer höchſt regſamen und beweglichen „Mimik“ der Leidenſchaften und Affekte; dieſelbe iſt bei ihm überall vorzüglich gegeben, auch wenn ſie in extremen Fällen, wie bei den Figuren im Gaißmayr, gänzlich baar iſt alles phyſiognomiſchen Gehaltes. Kranewitter ſtellt ſich ſomit ſeine Figuren weſentlich verbal-auditiv vor, Schönherr die ſeiner hauptſächlich emotionell-motoriſch. Dieſe Ausdrücke der modernen Fachpſychologie beſagen: Kranewitter hört und läßt ſeine Perſonen ſprechen mit phonographiſcher Deutlichkeit, drückt ihr Inneres alſo ganz und gar auf rhetoriſchem Wege aus; Schönherr dagegen mehr auf plaſtiſch-dynamiſchem.

Dieſe Verſchiedenheit der Phantaſie iſt nun aber tief in ihrer Natur und Perſönlichkeit begründet, ſo tief wie etwa das Raubtier- und im Gegenſatz hiezu das Huftiergebiß in der Natur dieſer Tiere; und ſo wie Charakter und Gebiß dieſer Tiere auch auf grundverſchiedene Nahrung angelegt ſind, ſo auch jene beiden Phantaſiearten auf Darſtellung ganz verſchieden gearteter Menſchen. Auf trotzig kraftvolle, wortkarg-ſchweigſame, verſchloſſene und zurückhaltende Individualitäten die phyſiognomiſch-dynamiſche Begabung Schönherrs, auf leidenſchaftlich-willensſchwache, redeſelig-regſame, rückhaltlos und reſtlos ſich expektorierende Individuen die mimiſch-rhetoriſche Begabung Kranewitters.

Und daher findet auch ein ſolcher, der ſich weniger für die Perſönlichkeit der beiden Dramatiker, ſondern mehr für ihre Darſtellungsobjekte, für echte Tiroler Bauern intereſſiert, keineswegs ſchon bei dem einen von beiden alles, oder gar bei dem einen dieſe Bauern richtiger und wahrer dargeſtellt; ſondern Schönherr und Kranewitter ergänzen einander, indem jeder ganz verſchiedene Kategorien von Bauern darſtellt. Schönherr mehr die Art der einſamen Gehöftbauern, Kranewitter vorzüglich Typen der geſellig lebenden Dorfmenſchen

Loſung / von Ludwig Seifert.

Da von den Göttern keiner mehr erwacht
Und wir nicht mehr vom „Sinn des Lebens“ träumen,
Trifft uns noch Tadel, wenn wir es verſäumen,
Zu ſtarren in die ſterneloſe Nacht?

Wenn wir nicht eitlen Wahnes danach trachten,
Verlor'nem Volke blinden Troſt zu ſpenden,
Durch unſer Blut der Zukunft Spruch zu wenden,
Drückt uns doch Müdigkeit von tauſend Schlachten.

Für unſre Schar kann ſolcher Dienſt nur ſein:
Aus jeder Stunde lichte Gaben tragen,
Die glühend von der Schönheit Wunder ſagen —
Der Schönheit Wunder beugt ſie ſich allein.

In dem Bereich von ſanftem Troſt beſchienen
— Fern Wahn und Welt — trifft die dies Los erkoren
Kein Pfeil, kein Fluch aus ihren engen Toren —
Kein Drohruf aus verlaſſenen Ruinen.

Der Triumph der Unſicherheiten / von Carl Dallago.

Blaß orangefarbigem Himmel entquillt der Tag: ſtille ſchau ich es durchs Fenſter von meinem Bette aus. Keine Wolke ſtört die immer heller anwachſenden Weiten, darunter ſich blaugraue Höhenzüge noch dämmerhaft ausbreiten. Mein Blick verfolgt verträumt die vielen welligen Gratformen und das Anwachſen der Helle und frägt ſich, wie alles ſo kommt. — Wie es ſo kommt, daß ich einſam in einſamem Bauernhauſe bin und dem aufſteigenden Tage nachhänge und meinem Fragen? — Wie es kommt, daß ich nun ſchon Wochen hindurch in dem ſtillen Bergdorf wohne, abſeits der Meinen, abſeits von Freunden und Bekannten, und den ganzen lieben

Tag herumirre im Sonnenschein und mich nicht satt sehen kann an den Bergen, — mich nicht satt sinnen kann an Gedanken und Einfällen, die über mich kommen, — mich nicht satt empfinden kann an all dem Mannigfaltigen und Wunderlichen, das in und außer mir vorgeht? —

Ich habe mich angekleidet und nicke nun zum Fenster hinaus, gleichsam den Tag begrüßend. Einige Gratzacken der Höhen bespült schon der rosige Hauch der Morgensonne. Bald tret ich hinaus in den klaren kalten Wintertag. Eine Freude geht mit mir, die sich überall nach den versonnten Gipfeln umsieht. Alles Land um mich liegt noch in Frost und Schatten. Aber eifrig strebt mein Schritt aufwärts. Ich weiß, wo die Sonne herniedersteigt, — welche Wege sie zuerst bestreicht, — welche Hänge sie zuerst überflutet. Immer näher wachsen die Sonnenfelder heran — immer näher und wärmer, und plötzlich stehe ich mitten im grellen Sonnenstrom. Da nehm' ich die Mütze ab und laß mich von den Sonnenstrahlen wonnig überfließen.

Eine Weile bin ich ganz stille wie in Glück und Andacht versunken. Dann muß ich wieder fragen: Wie das kommt? Meine Erziehung — mein Erlerntes lief gewiß nicht darauf hinaus, der Sonne nachzujagen und ihr verschwenderisch verschüttetes Gold aufzufangen und in mich aufzunehmen mit meiner ganzen Gegenwart, als wäre es ein Kostbarstes der Welt. Man lehrte mich wie Andere gewiß andere Dinge, anderes Bestreben, andere Kostbarkeiten und auch andere Goldarten. So bin ich außerstande, die einfache Frage genügend zu beantworten, wenn sie darauf besteht, die Ursache aufgedeckt wissen zu wollen. Ich kann nur sagen: es liegt mir nun einmal so im Gefühl. Aber woher dieses Gefühl? — Wenn ich nun Dinge als Gründe dafür angebe: — woher diese Dinge? — Und so fort ohne Aufhören. Einmal in diese Gedankensphäre hineingezogen, bricht ein großes Fragen in mir aus, von meinem Wandern in der Sonne immer mehr angeregt. Und immer und überall fällt mir das Antworten schwerer und schwerer.

Aus dem Labyrinth der Wunder kommend, darin meine Gefühle in der letzten Zeit wie daheim weilten, scheint für mein Sinnen

und Schauen nun erſt recht in allen Dingen das Wunderſame in den Vordergrund zu treten. Nirgends eine Sicherheit von Anfang her, nirgends eine Beſtimmtheit von einem Ende, wenn man die Grenzen des Greifbaren und Überſehbaren nicht mehr für ein Ende nehmen will. Daß alles Erkennen — alles Aufdecken der Dinge immer nur die Grenzen der Wahrnehmung des Aufdeckenden, des Erkennenden darſtellen und nicht die Grenzen der Dinge, wird mir immer mehr zur Gewißheit. Und ein Zürnen kommt in mich gegen die Anmaßung von falſchen Jüngern der Wiſſenſchaft, die ihre eigene Unzulänglichkeit: das Auffinden der Grenzen ihrer Wahrnehmung für ein Zuende-Erkennen der Dinge ausgeben möchten. In Wirklichkeit iſt nichts zu Ende erkannt, es bedeutet: iſt nichts erkannt.

Und die Abſtammungs- und Entwicklungs-Lehre tritt vor mein Schauen hin, mit der man ſo anmaßend tut wie mit einem Geſicherten. Ich ſehe noch lange nicht ein Geſichertes in ihr. Darwin ſelber, der redlichſte Teilhaber am Urgedanken, iſt ein Unentſchiedenſtes, wie alle völlige Redlichkeit in derlei Fällen immer in Unſicherheit getaucht iſt. Es mag bei aller Beſtimmtheit der Wahrnehmung oft inſtinktiv ein Gefühl aufkommen, das ſich ſagt: es kann ein Mangel ſein, der mich wahrnehmen läßt, daß ſich die Sache ſo und ſo verhält. Es iſt, als warne hier ein dunkles machtvolles Etwas die Menſchennatur vor der Vorherrſchaft des Intellekts.

Das Zürnen in mir nimmt zu, wenn ich denke, wie der urſprünglich zaghafte Gedanke verwertet und verlockend ausgebaut wurde bis zu den beſtimmteſten Verſicherungen einer fortwährenden Hinauf-Entwicklung der Menſchenart. Ganz abgeſehen davon, daß derlei „Wiſſenſchaftlichkeit“ nicht ernſt zu nehmen iſt, verſpüre ich immer mehr das Dekadente heraus, das ſolchen Verſicherungen innewohnt. Anſtatt die Menſchennatur zur Entfaltung ihrer Kräfte anzuhalten, muß die Gewißheit einer von ſelber von ſich gehenden Aufwärtsentwicklung der Art dieſe Menſchennatur eher übelſter Trägheit und Genußſüchtigkeit ausliefern. Aber zum Glücke belehrt das Daſein die Menſchennatur eines anderen. Es tritt auf Wiſſen und Wiſſen-

ſchaft wie auf ein allzu Vergängliches, das kaum eines längeren Beſchauens wert iſt. Es trägt in ſich ſelber ſeine einzige Sicherheit und bezeugt mit jedem Atemzug die Unſicherheit von allen Dingen und allen Errungenſchaften der Menſchheit. Dabei weicht es ſicher nicht um Haaresbreite ab von ſeiner eigenen Geſetzlichkeit, die zu entziffern oder gar völlig zu ergründen aber menſchlichem Wahrnehmen wohl immer unterſagt ſein wird.

Eine ſeltſame Zaghaftigkeit kommt in mich, wenn ich in Vergangenheiten zurückſchaue, um daraus zu leſen. Die Funde zergehen einem gleichſam zwiſchen den Fingern. Die kurze Zeitſpanne, die wir noch deutlich genug überſehen (es ſind nicht allzuviele Jahrtauſende), um auf Menſchen und Zuſtände ſicher ſchließen zu können, läßt es mein Empfinden dennoch nicht wagen zu ſagen: es waren niedriger ſtehende Menſchen. Im Gegenteil: ich vermute unter allen den uralten Völkerſchaften entwickeltſte Menſchennaturen, — vermute die Natur des Menſchen entwickelter in jenen alten Menſchheitskulturen. Die Menſchen Homer's, die gewiß vor Homer gelebt haben (ein großer Epiker iſt immer ein Abſchließendes für ſeine Zeit) und die weit genug zurückliegen für jene kurze Zeitſpanne, die noch deutlich wahrnehmbar iſt, empfinde ich eher als zur Gegenwart ſtehend in Überlebensgröße. Ähnlich ſchaue ich die Menſchen bei den Völkern der Anfangszeiten des alten Teſtamentes. Ähnlich die Urtypen der Germanen, die aus dem myſtiſchen Wälderdunkel faſt plötzlich groß und leuchtend hervortreten, Naturen wie Waldbrände, ſo kraftvoll lohend in Haß und Liebe und Lebenskraft mit den weiten Räumlichkeiten ihrer ſchweren weißen Leiber und den nordſturmrauhen Seelen.

Das Gemengſel der Anhängſel von Dampf, Druckerſchwärze, Fabriksqualm, Motorgeſchnaube und allen den anderen mannigfaltigſt ſchillernden, beweglichen und eilfertigen Erfindungen, die gleich ausgedehntem Flitterwerk den Menſchen der Gegenwart umrahmen und einzäunen, machen ſeine Erſcheinung den ruhigen Kraftgeſtalten früherer Völkerſchaften gegenüber nur noch belaſteter, verfallener, unſicherer und innerlich hilfloſer. — Hier tue ich die Verſicherung von

der beſtändigen Hinaufentwicklung der Menſchenart als ein Tollſtes des Gegenwartdünkels endgiltig von mir ab, zugleich der Wiſſenſchaft doch noch ſoviel Zutrauen entgegenbringend, um beſtimmt zu wiſſen, daß auch ſie alle Vertretung eines ſolchen verſichernden Gedankens endgiltig von ſich tun wird.

*

Ich bin an verſonnter Berglehne angekommen. Der Tag hält ruhig um mich, kein Flügelſchlag der Luft trägt mir winterlichen Hauch zu. Die Sonne iſt ſchon vorgerückt im Himmelsraum und rinnt ſo warm um mich, daß es mich den Wintertag vergeſſen macht. Ringsum wieder der flimmernde Ring der Berge, und vor mir auf den Weiden eine dünne, vielfach geborſtene Schneedecke, dazwiſchen ſchon Saaten hervoräugen.

Als ich meinen Gedankentrab wieder aufnehme, fühle ich mich ſchon vertrauter mit allen den Unſicherheiten der Dinge, die das Daſein aufwirft. Immer mehr verdichtet ſich in mir das Gefühl, das eine Art Freude zeigt ob des Unvermögens der Menſchen, irgend ein Geſchehen reſtlos aufzudecken — irgend ein Woher oder Wohin von Welt und Dingen beſtimmt darzutun. Immer mehr ſchaue ich alle Beſtimmtheiten als Seichtheiten — als Grenzen und Gründe, die eine Unzulänglichkeit ſich ſelber errichtet. Zugleich begreife ich immer mehr die Notwendigkeit einer grund- und uferloſen Umgebung für die Menſchennatur, die in ſich ſelber ein Grund- und Uferloſes darſtellt im Sinne der großen Natur um ſich. Denn ich begreife, daß der Menſch als Ganzes, als Maßgebendes nicht ein intellektiſches, ſondern ein Naturweſen iſt, ein myſtiſches Weſen, wie alle Natur in ihrem Grundweſen myſtiſch iſt, — alle Realität der Natur. — — — —

Ich begreife auch, daß dieſe Beſchaffenheit alles Entſcheidende — alles Machtentfaltende in die Sphäre des Gefühls verlegt und nicht in die Sphäre der Einſicht, daß viel mehr eine völlige Klärung der Dinge oder irgend eines Geſchehens im Sinne einer Einſicht ein größtes Verhängnis für dieſe Gefühlsſphäre bedeuten würde — einen größten Abbruch für die Machtſphäre des Menſchen.

Mein Empfinden, das solchem Verstehen eifrigst gefolgt ist, beginnt allmählich die Unwissenheit selber als eine Macht anzusehen, die seiner eigenen Machtsphäre Vorschub leistet. In keiner Weise zu wissen, wie es mit einem bestellt ist: es macht vielleicht bei einem jeden Leben im Dasein das Maßgebende, das Machtvollste seines Wachstums, seiner Entfaltung aus. Und etwas löst sich in mir los, das nun die Wesensverwandtschaft der Dinge in diese Richtung setzt und zu Tier und Baum und Gestein und allen Elementen sich hingezogen fühlt als zu Wesensverwandtschaften, in denen ein Nichtwissen um den Sinn des Daseins das Führende und Zusammenhaltende ist. Zugleich macht sich diese Wesensverwandtschaft als ein neues Dunkel geltend, das der Gefühlsentfaltung neue Tiefen eröffnet und neue Unsicherheiten überall hineinläßt. Und alles, was den Menschen von dieser Wesensverwandtschaft loslöst und ferne hält, schaue ich als ein Enges an, das schließlich zur Folge haben mag, daß ihm alle Wesensverwandtschaft der Dinge in der anwachsenden Enge unsinnigster Überhebung verloren geht.

Mein abwägendes Gefühl geht weiter: es tut erregt wie ein windbewegter See. Es findet heraus, daß etwas „klären" eigentlich heiße: diesem Etwas „allzu menschliche" Form geben. Und allem Natur-Geschehen einen Sinn geben wollen, bedeute nur: diesem Geschehen das „Allzu-Menschliche" aufdrängen.

So ist alles in mir unruhig und voller Einfälle geworden im Gewühl der Unsicherheiten, das über alles ausgegossen ist. Zuletzt hat sich mir in nahezu triumphierender Stimmung der Satz aufgedrängt: die größte Sicherheit ist die, die auf die Unsicherheit der Dinge gebaut ist. — Mein nachhorchendes Empfinden versteht ihn immer mehr dahin: daß das Unsichere an sich, das Unsichere als notwendiges Vorhandensein, erst unsre Sicherheit ausmacht. In diesem Sinne findet der Satz immer mehr Anklang in mir und wächst sich zu einem förmlichen Triumph der Unsicherheiten aus und wird immer inniger und frohlockender von mir empfunden. Und nicht nur in der Weise, daß die Unsicherheiten triumphieren, sondern auch in dem

Sinne, daß das Triumphieren der Unſicherheiten *Triumph* für meine Seele — für die Menſchenſeele iſt.

Viel ſpäter, da ich ſchon wieder ruhiger geworden bin, fühle ich noch immer alle Unſicherheiten in mir aufleben, ſodaß ich nicht weiß, ob ich wirklich einen Triumph errungen habe — oder nur aus der Not eine Tugend gemacht. Aber ſchließlich wäre auch dies ein Triumph.

*

Wieder wandernd in mittaglicher Strahlenflut einer letzten Januarſonne, verweilt mein Sinnen noch immer bei der Unſicherheit aller Dinge als der *einzigen Sicherheit*. Sie zeigt ſich mir als Quell, der weiterfließend Mannigfaltigſtes auslöst. Vor allem trägt er lauter Unſicherheiten hinein in die Wertung der Dinge.

Ich erkenne, daß alle Feſtlegung von Werten ein Wiſſen um die Dinge als Urſprung hat. Es bedeutet mir: eine *Täuſchung oder Fälſchung* als Urſprung hat, die den Dingen erſt Grenzen und Sinn ausheckt. Und mit einemmal ſteht vor mir das Wirken aller Großen, aller ſchöpferiſchen Menſchen als eine Werteveränderung — als ein *Quell von Sicherheit*, der lauter Unſicherheiten in die beſtehenden Werte bringt. Schon der Begriff *ſchöpferiſch ſein* drückt mir aus: irgendwo wandelnd — umſchaffend eingreifen. Im tieferen Sinne iſt das nicht denkbar ohne Werteveränderung. Die „Umwertung der Werte" iſt demnach ein bei allen ſchöpferiſchen Menſchen auftretendes Tun. Es hat zur Vorausſetzung *die Gewißheit*, daß das *allgemein Beſtehende* immer bereits ein Verdorbenes, ein Herunter-Gebrachtes, ein Herunter-Gekommenes iſt.

Ich ſchaue, es verhält ſich ſo von Sokrates angefangen bis auf Nietzſche. Aber keiner hat wie Letzterer dies Tun ſo betont und in Begriffe gekleidet. Ein neues Erkennen geht mir auf, das dieſe *Betonung* der „Umwertung der Werte" als ein Bedeutſamſtes und Bleibendſtes in ſich aufnimmt und *feſthält*. Es will gar nicht mehr weiter. Es möchte die Umwertung der Werte als *ein Ewiges* feſthalten. Es meint: *nicht das Feſtlegen* neuer Werte, ſondern ein *Ewig-Umzuwertendes*, — ein ewig Schwankendes der Werte. So verlangt es auch das Triumphieren der Unſicherheiten,

das zugleich der höchste Triumph für die Menschenseele ist: es sichert ihr erst eine grenzenlose Bewegungsfreiheit. So verlangt es auch die Natur der Dinge. So will es die Natur selber — ihre Mannigfaltigkeit. Sie schließt in die Umwandlungsfähigkeit, in die Entwicklung der Dinge auch die Umwertung der Werte hinein. Es erlaubt den Rückschluß: daß alle schöpferischen, Werte umwertenden Menschen ihrem Wesenskern nach Natur sind und sein müssen.

Denn aller Wandel im Dasein, der in irgend einem Sinne auch alle Entwicklung und Entfaltung, jedes Wachstum in sich begreift, wird durch die Natur hervorgebracht und sei es oft auch noch so verhüllt. Es lehrt mich, am schöpferischen Menschen das Erneuern, das Umschaffen als ein Änderungbringen, als ein Schwächen und Lösen vom Bestehenden, als ein Lockern von festgelegten Werten, als als ein Hineintragen von Unsicherheiten in alle Dinge und Begriffe als das Bedeutsamste auffassen: als neue Möglichkeiten, die tausend neue, glänzende, sieghafte Sicherheiten zur Folge haben können. Denn nicht das neue Festlegen von Werten, das immer eine Begrenzung für die Seele wird, (die in der Unsicherheit der Dinge als einzige Sicherheit ihre höchste Machtentfaltung findet: eine grenzenlose Machtentfaltung, wenn sie nur wach und stark genug dafür ist), sondern das Aufräumen mit den festen Werten, das Freimachen und Freigeben der Dinge, das Aufzeigen der leichten Hebbarkeit und Verwehbarkeit aller festgelegten Werte und Dinge, ergeben erst jenes weite Raumschaffen, das nötig ist für ein Großes, Kommendes, das vielleicht immer schon da ist und nur nicht heraus kann, weil alles bereits festgelegt und besetzt gehalten ist. — Hier dämmert mir von fern etwas wie ein großer Lebensmorgen der Seele auf. — —

Aber ich fühle mich schon zu ermüdet, um in die Dämmerung die Tageshelle hineinzutragen. Das Dämmernde erlischt wieder. Eine große Scheu doch bleibt in mir zurück, die ein allzu bestimmtes Festlegen von Werten wie ein Unheil ansieht. Ich verspüre das Schwankende der Werte von Fall zu Fall als das Natürliche und mit ihm zusammenhängend zugleich das Schwankende der Rechte. Eine müde Empörung kommt in mich gegen alle zu festen und aus-

gedehnten Bestimmungen von Werten und Dingen. Ich vermute da überall die Enge des Intellekts und ein Beschauen auf Nutzbarkeit im Werke, wo sich ein solches allzu bestimmtes Festlegen eingestellt hat. Es scheint mir ein Unding, Werte auf Zwecke und Ziele hin festlegen wollen, wo die Unsicherheiten im Erkennen der Dinge keine Zwecke und Ziele zulassen. Und da es dennoch geschieht und vielleicht mancherorts geschehen muß, lege ich das Entscheidende bei einem solchen Tun in die Wahl der Mittel. — Die Wahl der Mittel: Die Gewissenhaftigkeit bis hinauf zur höchsten Großmut in der Wahl der Mittel machen mir das Entscheidende an der Bewertung eines jeden zwecklichen Tuns aus. Und den Satz von der Heiligung der Mittel durch den Zweck noch einmal aus ganzer Seele verfluchend und mit meiner ganzen Erkenntnis, stelle ich dagegen die Satzung auf: Die Mittel heiligen Zweck und Ziel. Damit sei alle Betonung auf den Begriff „die Mittel" gelegt: sie machen das Maßgebende aus, das einzig Abzuwertende, dem alles Zweckliche und Zielhafte als ein Fragliches, ja als ein Fragwürdiges unterzuordnen ist. — —

Ich bin nahezu erschöpft vom langen Gedankenlauf. Ich sehe mit jenem vibrierenden und verschleierten Schauen um mich, das nahezu Erschöpften eigen ist. Aber indem ich alles Denken von mir tue und mich der Landschaft und der Sonne überlasse, wie sich ein williges Kind einer fürsorglichen Umgebung hinterläßt, fang ich langsam wieder an, die Gegend um mich erfreut aufzunehmen. Ich sehe mich um, wo mich meine Schritte hingetragen haben, und erkenne das sonnenreiche Berggelände von Nomesino: felsige Höhen und Wald in der Nähe und verschneite Hügel. Das Örtchen am Berghang: ein trübfarbiges Hüttengewirr um ein blendend weißes Kirchlein geschart. Von unten herauf äugt das Etschland mit dem weitgewundenen goldnen Strom, der schimmernd in die Veroneser Klause vordringt.

Ich habe meine Schritte ganz stille zum Dörfchen zurückgelenkt, das ich gern „Namenlos" nenne, seines Namens wegen und weil es voller Wunderlichkeiten ist. Unweit von ihm, nahe der Kamm-

höhe des Berghanges, ragt eine Zypresse dunkel und schlank aus schneegesprenkeltem Grunde und starrem Gesträuch wie ein verflogener Südlandsgruß. Nun lächelt die Handvoll Häuser versonnt vor mir: so lächelt vielleicht der Traum eines alten Menschen.

Des Weges kommen zwei Maultiere: auf dem einen sitzt ein Mädchen, dunkel und jung. Schon erkenne ich es als eine Schöne des Dorfes: fast liedhaft ist Gestalt und Antlitz, wie ein Erklingen der Seelen ist unser Gruß. Am Dorfeingang empfängt mich monotones Geheul: ich weiß, es ist der Sang eines Blödsinnigen. Bald gewahr ich auch den noch jungen Menschen, blaß und hager mit rötlichen Bartstoppeln, mit täppisch springenden Schritten und schlenkernden Armen den Dorfplatz durchqueren, beständig dieselbe Strecke, und das Hin- und Herrennen begleitend mit dem eintönigen Schreien. Der Arme ist sonst harmlos. Und der Dorfplatz ist klein mit holprigem Pflaster, regellos umstanden von unförmlichen Häuserhütten. Aber mitten im kalten schattigen Raum steht ein verwitterter steinerner Brunnen mit weit vorgehender schwärzlicher Eisenröhre, daraus spärlich das Wasser fließt. Ein blinkender kupferner Eimer hängt schwankend an der eisernen Röhre. Und auf dem Rande des schwankenden Eimers schaukelt sich, gerade als ich vorbeigehe, eine kupfergesprenkelte Taube, die zierlich nippt vom tropfenden Quell.

Eine Weile schaue ich das liebliche Bild in der Umgebung des Blöden, dann schreite ich weiter, müde und wie taumelnd von den Eindrücken, die von innen und außen her mich tagsüber schon besetzt hielten. . . .

*

Als der Nachmittag in den Abend mündet, liege ich auf fahlem Rasengrund unter einem Baum ausgestreckt in der Nähe meines Herbergdorfes Valle San Felice. An der kahlen Baumkrone über mir klebt der letzte Sonnenschimmer wie güldenes Getropf. Die verschatteten Ästeteile zeichnen scharf und schwarz die wunderlichsten Ornamente in das verbleichende Blau des Himmels hinein. Erst als die Sonne über den Höhenzügen des Gardasees bereits unter-

gegangen ist, gehe ich leise frierend und schwer und müde meinem Hause zu. — —

Wieder ein Tag dahin. Ein Rätsel mehr — ein Rätsel weniger: — ich weiß es nicht!

Langsam und immer glänzender tritt die junge Mondsichel aus dem Abendhimmel hervor und sät eine unsichere Helle in die bleiche Dämmerung, die meine Schritte einhüllt. Bei aller Müdigkeit wie gesichert im Geleite der Unsicherheiten bringt meine Seele dem Mondesschimmer verwandtschaftlichen Gruß.

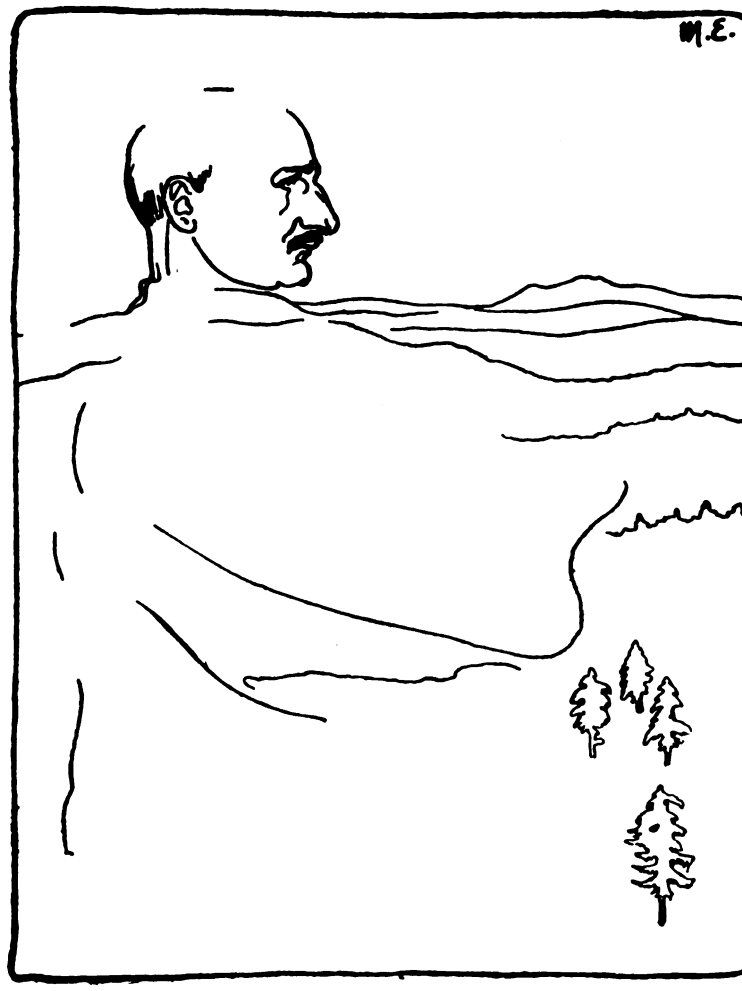
Winterliches Selbstbildnis / von Carl Dallago.

Ein Baumstamm trägt mich.
Und die Halde träumt im Ölbaumfrieden
von Glanz und Blumen, die schon lange schieden.
Weithin Stille. Nichts bewegt mich.

Draußen spreizt der Bergaltar
die Schroffenflügel mit verschneitem Saum,
hart und silbern tut der weiße Streifen.
Sonnenfelder huschen durch den Raum,
und ein Gipfel gräbt sich klar.

Staunend trinkt mein Blick den Glanz.
In das bleiche Lied der Landschaft greifen
Bilder, winden um mich Kranz um Kranz.
In die Stille meiner Seele legt
mir das Schaun ein heimlich hämmernd Reifen,
das mich wunderlich erregt.

(geſ. von Max v. Eſterle.)



Carl Dallago.

Zwei offene Episteln.

Vom Journalismus, der auszog, die tirolische Geisteskraft zu sammeln.

Werter Herr Polifka! Sie haben die erlösende Entdeckung gemacht. Sie haben die Abhängigkeit meiner polemischen Satire von Karl Kraus entdeckt. Bescheidenerweise nur die dialektische. Das muß zwar einem Leserkreis, der bisher höchstens auf meine Abhängigkeit vom „Tiroler Wastl" Ihnen einen Meineid nachzuschwören willens und befähigt war, wie eine Offenbarung erschienen sein. Leider aber muß ich protestieren. Nicht etwa gegen eine Tatsache, die unbestreitbar ist. Nein, um mir die Priorität zu wahren. Ich habe Ihnen nämlich diese Entdeckung längst vorweg genommen. Und jener einzige treue Leser, den Sie dem „Brenner" lassen und der sich, scheint es, mit dem Segen einer bodenständigen Kultur, der Sie als Sprachrohr dienen, nun einmal nicht begnügen will, hoffentlich auch. Denn ich habe mich selbst von allem Anfang an mit so leichtfertiger Gründlichkeit entlarvt, daß die gewissenhafte Oberflächlichkeit, mit der Sie sich im Schweiße Ihres Angesichts die Maske des Entdeckers vorbinden, verlorene Hassesmühe ist. Sie müssen nämlich wissen: Es war kein Zufall, sondern Absicht, daß ich — nicht „auch einmal", sondern gleich zu Beginn — in diesen Blättern einen Essay über Karl Kraus veröffentlichte. Gewiß zunächst aus jenem „inferioren" Gefühl einer Tributpflichtigkeit heraus, über das Sie sich getrost erhaben dünken mögen; denn was bliebe Ihnen, wenn Sie und Ihresgleichen aus einer Not der geistigen Distanz nicht eine Tugend machen dürften! Dann aber selbstverständlich, um auch dem schöngeistigsten Flachkopf, der sich durch mich betroffen fühlen würde, den Nachweis meiner „Quelle" und damit die Möglichkeit einer Revanche zu erleichtern. Und nun denken Sie sich meine Enttäuschung: Nun kommen Sie — ein Wiener von Geburt, ein Czeche von Geblüt und derzeit Kerntiroler von Beruf — auf gut Französisch und meinen mit jenem unnachahmlichen Charme, der Sie befähigt, in besonders hingerissenen Momenten auch „die Charm" zu schreiben: „La recherche de la paternité est interdite." — Ja, warum denn, Herr Polifka? Wenn die Enthüllung einer Tatsache, die ich selbst gehörig bloßgestellt, Ihrem Forschungsdrang genügt, warum sollte ich Ihnen das harmlose Vergnügen, Ihr Entdeckerglück in einem Blindekuh-Spiel zu versuchen, nicht von Herzen gönnen! Daß Sie

ſich dabei einfältiger ſtellen müſſen, als Sie ſind, um von Ihrem eigenen Publikum nicht mißverſtanden zu werden, kann ich nicht ändern; es liegt in der Natur der Sache. Denn ſelbſt wenn Sie einmal imſtande wären, ſtatt einer ſchöngeiſtigen Verbohrtheit, die Anſpruch auf Originalität erhebt, weil ihre Vaterſchaft unſicher und ihr der Mutterwitz verſagt iſt, einer bloß geiſtigen, wenn auch minder dekorativen Erkenntnis die Ehre zu geben, Sie liefen Gefahr, daß keiner Ihrer Leſer Sie mehr ernſt nimmt. Sie ſelbſt ſich auch nicht. Das iſt die Tragikomik Ihres Falles, dem — im Gegenſatz zu meinem — das „verſöhnende Moment" abgeht. Und ſo beſcheiden Sie ſich und zeigen ſich auch diesmal als ein Meiſter der Beſchränktheit, der ſich die Sache, koſte es, was es wolle, ſchwerer macht als ſie iſt. Oder leichter, wie man's nimmt. Denn während ich ſelbſt das Tor, das zur Erkenntnis meiner tiefſten „Schwäche" führt, ſperrangelweit aufgeſtoßen habe, nehmen Sie ahnungsloſer Engel und Märtyrer Ihrer Ueberzeugung von ſolchem Entgegenkommen keine Notiz, drücken ſich blindlings die Vorderfront entlang, um Ihre „literariſche Satyre" durch jene Hintertüren einzuſchmuggeln, die der Gemeinheit immer offen ſtehen. Was Sie nicht hindert, ſo zu tun, als hätten Sie weiß Gott wie viele Dietriche dazu benötigt.

Und trotzdem, ſehen Sie, beſchleicht mich eine Sorge. So tief ich nämlich in Fleiſch und Blut den Stachel einer Weltanſchauung fühle, die — Gott ſei Dank — noch ebenſo unabgeklärt wie gegen Mückenſtiche unempfindlich iſt, genau ſo tief bin ich mir bewußt, daß Kraus' Dialektik — im Gegenſatz zu den ſaloppen Wortebändigern, denen Ihr Stil pariert — nicht „aufzuleſen" iſt. Man erlebt ſie wie den ganzen Mann. Oder man erlebt ſie nicht und hat die Mühe des „Nachſehens", wenn man ihr nahe treten will. Ich weiß daher nicht einmal, ob jene phraſeologiſchen Fetzen, die Ihr beſcheidenes Revanchebedürfnis aufgeſtöbert und aus dem urſächlichen Zuſammenhange riß, als wörtliche „Enthüllungen" zu gelten haben oder „nur" als „Umwertung fremder Werte". Und aus demſelben Grund muß ich befürchten, daß es nicht einmal die charakteriſtiſchſten Belege ſind, die meinem „Perſönlichkeitswert" den Garaus machen ſollen. Ich traue Ihnen nämlich die höhere Findigkeit nicht zu. Wie dem auch ſei — Sie haben wohl die Güte, mich diesbezüglich noch des Näheren „aufzuklären" — auf jeden Fall konſtatiere ich mit Befriedigung den Fortſchritt eines kompilatoriſchen Ehrgeizes, der ſich im vorigen Jahre noch damit begnügte, im Pſeudonymenlexikon zu blättern und die vermutlich unleugbare, aber

sicherlich nicht sehr belangvolle Tatsache, daß die „Dichter" Leo Stein und Viktor Leon richtig Rosenstein und Hirschfeld heißen, im Tone jener Genugtuung festzustellen, die Ihnen heute den Mut verleiht, mir, dem Kraus-Anhänger, die „Fackel" unter die Nase zu reiben. Vorsichtigerweise nur fünf Jahrgänge. Die letzten fünf. Das hat mich stutzig gemacht, Herr Polikka. Weil Sie nämlich keinen Grund haben zu bezweifeln, daß ich alle elf Jahrgänge besitze. Oder doch? Sollten am Ende Sie ein Interesse haben, die Kenntnis der älteren Fackel-Jahrgänge zu verleugnen?! — Ach so! Wie wird mir denn? Natürlich. Waren das nicht Sie — Lokalkorrespondent der „Neuen Freien Presse" und Herold der „Tiroler Heimatkunst" am hiesigen Platze — natürlich, Sie waren es, der im Vorjahr von der „großen" Presse schrieb, „die ihre Günstlinge mit allen journalistischen Hilfsmitteln der Menge vor Augen führt und sie zwingt, immer und immer wieder diesen oder jenen Namen als u. a. anwesend zu finden"! Ich verstehe. Entging ihm dieser Passus, dachten Sie, so lach ich mir ins Fäustchen. Wenn nicht, so berufe ich mich eben auf meinen Hinweis, nur das letzte Quinquennium der „Fackel" erforscht zu haben, und lasse lieber den Verdacht aufkommen, dieser gottvermaledeite Karl Kraus, dem nicht einmal ich „fähigster Journalist" entrinnen kann, habe mir diesen gewiß sehr originell stilisierten Passus in einer seiner sattsam bekannten Glossen aus der Frühzeit in seiner Art vorausempfunden. — Wahrhaftig, wertester Herr Polikka, die „Duplizität der Ereignisse", die in meinem Falle niemanden zu verblüffen braucht, wirkt hier besonders eindrucksvoll, gerade weil der geistige Konnex fehlt, das Pathos einer Weltanschauung, das auch dem „fähigsten" Journalisten nicht gestattet, Journalist und Antijournalist in einem Atemzug zu sein. Ich habe also keineswegs übersehen, daß Sie zu den empfänglichsten Lesern der „Fackel" zählen, auch wenn Sie ihrem kulturellen Horizonte ferne stehen und sich darauf etwas zugute tun. Denn diese Tatsache war mir, wie Sie sehen, bekannt, noch ehe ich Gelegenheit hatte, meine Abhängigkeit von Kraus — nicht zu vertuschen, sondern öffentlich an den Pranger zu stellen. Die Ueberraschung ist also nicht heute auf meiner Seite, sie war damals auf Ihrer Seite. Denn die Gründung dieser Zeitschrift, die zum Unterschied von der Ihren nicht dem Lokalbedarf an Kultur nachfrägt, bewies Ihnen, daß ein unverhohlener Kraus-Bekenner sich vor einem verstohlenen Fackel-Leser nicht zu verstecken gedenkt. Ich vermute also, daß es Ihnen schon damals „vor den Augen schummerte", und darf wohl hoffen,

daß Ihnen heute endgiltig ein Licht aufgeht. Damit ist aber auch zugleich der Anteil, den Sie sich trotz prinzipieller Gegenwehr an der Genesis unserer kulturellen Bestrebungen noch sichern wollen, auf sein richtiges Maß, auf das der Unbeträchtlichkeit, zurückgeführt. Denn daß die mögliche, jedoch belanglose Voraussicht, Sie würden irgend wann einmal von einem Mißvergnügten handgreiflich attackiert werden, für das Entstehen unserer Zeitschrift maßgebend gewesen sein soll, diese Prätension ist derart übernaiv, daß sie selbst Ihren gläubigsten Lesern nicht mehr einleuchten dürfte. Und da Sie überdies glauben machen wollen, in unserer Zeitschrift stünden „Essays über die Privatangelegenheiten etlicher Nebenmenschen", so muß ich zwar Ihren Willen zur Impertinenz aufs wärmste anerkennen, doch Ihre Fähigkeit dazu bezweifeln, denn so viel Analphabeten, die das nicht nachprüfen könnten, gibt's hier nicht, auch unter Ihren Kulturabnehmern nicht.

Das Amüsanteste an der Sache aber ist, daß Sie meinen offenkundigen Mangel an Originalität selber in jenem Kraus-Jargon verkünden, der um so viel abgeklärter ist, als er zu seinem Vorbild geistige Distanz zu halten genötigt ist. (Und wie er längst zum Gemeingut einer gewissen Sorte Kraus'scher Widersacher wurde, weniger jener, die ihn angreift, als jener, die einst den Werdenden vernehmlich totschwieg und den Gewordenen heute stumm verleugnet.) Und so, Herr Polikta, brauchten Sie nicht zweimal zu beteuern: „Mit einem Wortwitz kam die literarische Satyre auf die Welt." Man hätte Ihnen schon nach einem Mal geglaubt und über die Marke Ihrer Originalität Bescheid gewußt. Aber so gewiß Sie diesen Wortwitz mit keinem „Buchhändlerwitz" aus der Welt schaffen, so gewiß ist es, daß an dem Humor gewisser Tatsachen auch der originellste Wortwitz zu schanden werden kann. So sind Sie z. B. in der beneidenswerten Lage, mir gleich ein ganzes „Viertelduzend" Pseudonyme anzukreiden, während ich Ihnen „nur" mit einem Dritteldutzend aufzuwarten vermag. Den Nachteil aber haben Sie, daß Sie zur Lüftung meiner Pseudonyme auf meine Mithilfe angewiesen sind, während ich Sie — das spricht wieder für Ihre „Originalität", Sie Glücklicher — in jeder Namenstracht gleich auf den ersten Blick erkenne. Ob Sie als das bekannte Fragezeichen zwischen zwei Gedankenstrichen (beachten Sie, bitte, hier den Einfluß Röck's, der aber das Analogon leider von mir hatte!), ob Sie als „—?—", sage ich, einem störrischen Theaterdirektor jene drakonischen Gesetze eines erlesenen Kunstgeschmacks diktieren, die Sie als anonymer Schöpfer

des „Romans des Oberleutnants Adolf Hofrichter" dann mit schmiegsamer Feder in die Herzen einer leider ebenso unwillfährigen Menge schrieben, oder ob Sie neuestens als „Robert Böhm" den Dichter Carl Dallago mit einer zur Pseudonymität verurteilten Bewunderung verfolgen, immer erkenne ich den Böhm in Tirol — immer sind Sie's, Herr Polifka! Auch wenn Sie das Bedürfnis hätten, es in Abrede zu stellen!

Und nun erübrigt mir noch eines. Da Sie so übertrieben gewissenhaft sind, auch noch die Herkunft eines meiner längst schon abgelegten Pseudonyme zu ergründen, so will ich Ihre Mühe auch belohnen. Sie schrieben: „Einer, der als kluger Mann vorbaut und schon heute literaturhistorische Studien für die Zukunft betreibt, um den kommenden Forschern die Arbeit nach Möglichkeit zu erleichtern, las das Pseudonym „Fortunat", und er suchte zu ergründen, was diese Wahl veranlaßt haben konnte. Und da er früher einmal Germanistik studiert hatte, fiel ihm der Titel eines Büchleins ein, das vor genau vierhundert Jahren in Augsburg zum erstenmal gedruckt worden war: Darin ist zu lesen die Geschichte von Fortunatus, der einen Glücksäckel und ein Wunschhütlein sein Eigen nennen konnte; der erste wurde niemals leer, und das zweite lieh seinem Besitzer die angenehme Kraft, sich jeden Augenblick an einen beliebigen Ort versetzen zu können. Womit ja das Pseudonym genugsam erklärt erscheint". — Nicht ganz, Herr Polifka. Denn so gewiß die Germanistik, die Ihrem Französisch da zu Hilfe eilte, nicht auf Ihrem Beet gewachsen ist — sie spricht nämlich, ich wette, sonst die Inster Mundart: ein Ihnen ungeläufiges Idiom — so gewiß fehlt dieser Geschichte die Moral. Denn dieser Fortunatus war im übrigen ein tumber Teufel. Kam eines Tags zu ihm ein böhmisches Schreiberlein, das ausgezogen war, nichts anderes als die tirolische Geisteskraft zu sammeln. Und da es mit dieser seiner kulturellen Mission gerade auf den Hund zu kommen drohte, so klopfte es dem Fortunatus auf den Busch und auf den Säckel. Und Fortunatus öffnete das Säcklein just so viel, daß der andere sich so weit gestärkt fand, jener Kultur, die er meinte, weiter an den Leib zu rücken. Fortunatus aber, der Zurückgebliebene, hatte dieser Episode längst vergessen. Da vernahm er eines Tages ein gewaltiges Brausen über sich. Und er sah auf, verwunderte sich baß und rief entzückt: Siehe, der Föhn weht über den Brenner! — „Umblasen soll er ihn!", rief eine Donnerstimme aus den Wolken. Und wie ein Riese stand plötzlich jenes Schreiberlein

vor Fortunat. „Nun ist es mir gelungen", rief es triumphierend, „nun hab ich sie gesammelt!" — „Was meinst du?", entgegnete erschrocken Fortunat. — „Oho, zu mir muß man schon Sie sagen: Die tirolische Geisteskraft natürlich!" Da lüftete Fortunatus respektvoll sein Wunderhütlein und stand entblößten Hauptes. Plötzlich fühlte er sich angeblasen. Und ehe er noch daraus recht klug werden konnte, sah er sich im Geist dem Geist des warmen Windes preisgegeben, der es sich in den Kopf gesetzt hatte, ihm die Lappalie von damals in — geistiger Münze heimzuzahlen.

Es war nämlich ein Neckgeist.

Da aber raffte sich Herr Fortunatus auf, warf beherzt sein Hütlein in die Luft und rief: „Abfahren, Herr — Polifka! Und sind Sie in Verlegenheit, wohin, so fangen Sie mein Wunschhütlein auf! Denn ich — wo sind Sie, he? — ich nämlich, müssen Sie wissen, benötige es nicht mehr!"

Lachte und lauschte eine Weile. Da klang noch einmal eine Stimme — spitz, dünn, von oben herab: „Unser Schlagwort heiße . . ." „Kultur, ich weiß, Kultur", winkte Fortunatus dankend ab. Schritt barhaupt seines Wegs fürbaß und sah nicht mehr, wie in den höchsten Regionen der Föhn noch immer ein paar ahnungslosen Engeln Sand in die Augen streute. Ludwig von Ficker.

Appell an Kranewitter.

Sehr geehrter Herr! Wenn eine Persönlichkeit wie Sie, die neben Schönherr das Verdienst hat, nicht nur ein Repräsentant, sondern der Schöpfer einer spezifischen Tiroler Dramatik großen Stils zu sein, zur Innsbrucker Theaterfrage — sei's auch nur nebenhin — das Wort ergreift, so verdient diese Stimme mit Achtung gehört zu werden, auch wenn sie zum Widerspruch herausfordert. Denn gerade das, was Sie veranlaßt zu glauben, man könnte Ihnen „gekränkte Eitelkeit" vorwerfen, zwingt uns zu Respekt: Die Gewißheit, hier spricht einer, der ins Herz getroffen ist, hier spricht der, der zunächst ein Recht hat, sich über die Ungunst der Verhältnisse zu beklagen. Aber so gewiß Sie auf die Bühne der Landeshauptstadt Ihrer Heimat gehören, so unrecht ist es, einen Einzelnen zum verantwortlichen Sündenbock zu machen. Denn von ihm ist das, was Sie ihm mit Entrüstung vorwerfen, zunächst einmal gelassen im Tone einer sachlichen Konstatierung zu sagen: daß nämlich der Leiter des Innsbrucker Stadttheaters — heiße er, wie er wolle — ein privater Geschäftsunternehmer ist, der, mit einer geringen Subvention bedacht, ein Risiko eingeht, an dem Stadt und Land und alle jene, die den Traum eines

„Nationaltheaters" von ihm allein verwirklicht sehen wollen, gänzlich unbeteiligt sind. Als solcher wird er mit anderen Worten für die bloße Ehre, die Bühne der tirolischen Landeshauptstadt leiten zu dürfen, ohne entsprechenden finanziellen Rückhalt zur Erfüllung idealer Forderungen verhalten, die man dem ungleich reicher dotierten und in städtischer Regie geführten Meraner Stadttheater meines Wissens noch nie präsentiert hat. Natürlich beabsichtige ich mit diesem Hinweis nicht, die Berechtigung Ihrer Forderungen anzuzweifeln. Im Gegenteil. Nur, meine ich: So, wie die Verhältnisse hier sind, kann die Pflicht, eine besondere kulturelle Mission zu erfüllen, einem Theaterleiter nur insoweit obliegen, als die berufenen Faktoren nicht nur willens, sondern auch befähigt sind, ihm die Erfüllung dieser Pflicht auf eine kulturvolle Art zu ermöglichen. Dieser Befähigungsnachweis wurde nicht erbracht. Das geben Sie selbst zu, wenn auch für mein Empfinden etwas zu kleinlaut. Publikum und Kritik sind nämlich das Fundament, ohne das ein Theaterdirektor nichts auf- und nichts ausrichten kann. Trotzdem scheint mir die verächtliche Gebärde dem Publikum gegenüber nicht recht am Platz — aus dem einfachen Grunde, weil ich nicht zur Ueberzeugung kommen kann, daß dieses Publikum hier schlechter sei als anderswo, wo Operette und Kinematograph ebenfalls auf ihre Kosten kommen. Hingegen stimme ich Ihnen in der Ablehnung der Kritik nicht nur bei, hier gehe ich weiter als Sie. Denn ich verurteile auch jene Kritik, deren Sie sich bis jetzt als Sprachrohr Ihrer idealen Forderungen bedient haben. Verurteile sie vor allem. Denn diese Kritik war es, die den neuen Bühnenleiter mit einem Hosiannah der Begeisterung begrüßte, das den Kulissenplauderer bereits so sehr verriet, daß es schließlich niemanden Wunder nehmen konnte, daß diese Stimme nach ein paar Monaten der Enttäuschung ins Falsett umschlug und nun der Stadt eine Geschichte erzählte, wie man Theaterdirektor wird. Sie haben recht, Herr Kranewitter: Wir haben keine Kritik. Aber die, die mit der Wahrung Ihrer Interessen betraut ist, ist die bedenklichste. Sie vermissen zwar allenthalben einen Nationalstolz, aber Sie ermächtigten einen landfremden Journalisten, das Banner der heimischen Kunst scheinbar unentwegt hoch, in Wahrheit jedoch so niedrig zu halten, daß es einem wirklichen Landsmann wie Herrn Thurner bequem um die Ohren zu schlagen war. Das kann unmöglich ein Beispiel jenes Nationalsinnes sein, der uns not tut. Mag sein, daß sich Herr Thurner in Versprechungen übernommen hat — das Mittel einer würdigen Interpellation hätte Ihnen für den ersten Anlaß genügen müssen, einen Mann zurechtzuweisen, der als Schauspieler in Berlin durch Veranstaltung eigener Vortragsabende das Ansehen der tirolischen Literatur gefördert hat, dem heimischen Schaffen also keinesfalls ganz teilnahmslos gegenüberstand. Ich bin also nicht gegen Ihre und ernster Künstler Interessen, nur gegen die leichtfertige Art, wie sie bisher verfochten wurden. Denn ich behaupte: Eine

Kritik, die Ihren Standpunkt wahrzunehmen hat, ist zu Niveau verpflichtet. Sonst unterscheidet sie sich von der der Tagespresse nur durch die schöngeistige Frisur, zu der den einfachen Theaterreportern oft weniger das Geschick als die Zeit fehlt.

Da ich aber hier nicht das betonen möchte, was uns trennt, sondern was uns eint oder doch über vermeintliche Gegnerschaft hinweg einen sollte, so möchte ich Ihnen einen Vorschlag oder, wenn Ihnen das geziemender klingt, eine — Bitte unterbreiten. Sie vermissen im Publikum die „Willigkeit des Herzens". Wie wär's, wenn wir ihm ein Beispiel geben wollten? Eines, das ausschlaggebend sein könnte für die Möglichkeit einer Verständigung zwischen allen jenen Faktoren, denen das Theater heute ein Zankapfel ist. Wie Sie wissen, hat Karl Schönherr seine Tragödie „Glaube und Heimat" für das Theater der Landeshauptstadt seiner Heimat gesperrt, während dieses Meisterstück der tirolischen Dramatik im Triumph über alle Bühnen geht. Ist dies nicht eine Tatsache, die jedem von uns so nahe gehen muß, daß alles andere, was uns im Augenblick berühren könnte, müßig ist, nur dies nicht: Den Dichter von „Glaube und Heimat" um Freigabe seiner Tragödie zu bitten! Ich weiß, daß eine Aufführung dieses Werkes die Kraft hat, Herzen zu erschließen. Was aber täte uns allen im Augenblick mehr not? — Sie sehen, Herr Kranewitter, Sie haben nicht zu tauben Ohren geredet. Ihre Worte sind, wenn auch nach Ihrer Meinung vielleicht auf feindlichen Acker, so doch in empfängliches Erdreich gefallen. Denn Sie haben das schöne Wort von der „Willigkeit des Herzens" gesprochen. Hier ist eine Gelegenheit, dieses Wort in eine Tat umzusetzen. In eine Tat, die bahnbrechend wirken könnte für das Verständnis tirolischen Kunstschaffens auch in der engeren Heimat. Gehen Sie — kleinlichen Bedenken zum Trotz — als ein Berufener mit diesem schönen Beispiel voran! Stellen Sie sich an die Spitze einer Aktion, deren Ziel es sein soll, Karl Schönherr zur Zurückziehung seines Verbotes zu bewegen. Nicht dem Dichter, noch weniger dem Leiter unserer Bühne noch sonst einem Einzelnen — nein, dem Vaterlande zu Gefallen! Tirolischer Kunst zur Ehr, ränkesüchtigem Hader zur Wehr! Denn hier ist für ein Temperament wie Sie nicht nur Anlaß zu einem patriotischen Herzenserguß, hier haben Sie, wie gesagt, den Schlüssel zu einer patriotischen Tat, die Ihnen, die uns allen zum Segen gereichen kann. Hier könnten Sie Ihren Landsleuten ein Beispiel geben, das, wie ich annehmen möchte, stark genug wäre, um auch in ihre befangenen Seelen jene Willigkeit des Herzens zu säen, die Sie, die wir alle an ihnen vermissen. Denn ich weiß nicht, aber ich fühle: es ist ein Publikum da, und es harrt nur der Auferstehung. Es müßte nur einer kommen, der stark genug ist, es zu wecken.

Ludwig von Ficker.

WERKE VON CARL DALLAGO.

Gedichte. E. Piersons Verlag in Dresden. Broschiert Mk. 2·50, gebunden Mk. 2·—.

Ein Sommer. Liederreigen. Verlag von E. Ebering, Berlin. Gebd. Mk. 2·—.

Strömungen. Neue Gedichte. Tiroler Verlag, Innsbruck. Brosch. Mk. 2·—, gebd. Mk. 3·—.

Wintertage und Anderes. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·25, geb. Mk. 3·—.

Spiegelungen. Ein lyrisches Album. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 3·—, gebd. Mk. 4·—.

Der Süden. Kulturliche Streifzüge eines Einsamen. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—, gebd. Mk. 3·—.

Erich Tagusen oder Kinder des Lichts. Ein lyrisches Drama in drei Aufzügen. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—.

Neuer Frühling. Ein Gedichtbuch. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—.

Geläute der Landschaft. Kulturliche Streifzüge eines Einsamen. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 3·—, gebd. Mk. 4·—.

Die Musik der Berge. Künstlerdrama in drei Aufzügen. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Broschiert Mk. 2·—.

Ein Mensch. Ein Roman in Bildern. Axel Junker, Verlag, Berlin. Brosch. Mk. 2·50, gebd. Mk. 3·50.

In Vorbereitung: Das Buch der Unsicherheiten.

WERKE VON KARL BERGER.

Wilhelm Bienner, Kanzler von Tirol. Trauerspiel. — Linz, Mareis.

Die Weiberfeinde. Schauspiel. — Modernes Verlagsbureau Kurt Wigand, Berlin.

Soeben erschien:

Richard Huldschiner

Die Nachtmahr

Roman

geh. M 3.50, geb. M 5.—, in Halbfranz M 6.50

Albert Langen / Verlag / München.

„Observer"

Unternehmen für Zeitungsausschnitte
Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4
Telephon Nr. 1801

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen **(Zeitungsausschnitte)** über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Im Verlag Schuster & Loeffler in Berlin erschien:

Pacificus Kasslatterer

Streusand drauf!

Preis geh. M 3.—.

Verantwortlich für den Anzeigenteil F. Kaltschmid, Erlerstraße 3. —
Druck von R. & M. Jenny, Innsbruck.

I. Jahr. Heft 19.

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Die Orgel des Lebens / Hugo Neugebauer: Nächtlich Ersterben / Pelle Molin: Sjul / Bernhard Jülg: Fulvias Lied / Karl Berger: Aus „Wilhelm Bienner Kanzler von Tirol" / Hartmann: Brixner Chronik IV. — Karikaturenfolge XIX: Max von Esterle: Die marianische Landeshauptstadt im Reichsrat.

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1·75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Erlerstraße Nr. 3. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt. Sämtliche Rechte vorbehalten.

Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel.** Schreibmaschinen: **Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.**

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

I. Jahr. Innsbruck / 1. März 1911. Heft 19.

Die Orgel des Lebens / von Carl Dallago.

Es iſt eine Zeit der Trübſal zu mir gekommen. Ein neuer ſpäter Winter iſt angebrochen mit rauhen Winden, vielem Schnee und ſchweren Nebelmaſſen Tag für Tag. Eine große Trübe verſchlingt alle Reize der Landſchaft. Öde und Leere und Kümmernis gehen überall um, und wo vereinzelte Vogelſtimmen laut werden, iſt es wie ein Tropfen ängſtlichen Lebens. Kein Glanz, kein Schimmer mehr in weiter Runde. Der Gipfelkranz der Berge iſt getilgt von weißlich-grauer Nebelung, die alle Höhenzüge dumpf umwunden hält. Kaum daß mein Schauen noch erkennt, daß ich im Gebirge lebe.

So kommt langſam eine Schwermut in mich hineingekrochen, die mein ganzes Empfinden wie das Gebirge draußen mit Nebelungen umwindet. Alle lichten Ausblicke ſtehen dumpf verhüllt. Aller Glanz und Schimmer der Seele iſt erloſchen. Die Nachrichten von den Meinen dringen ſpärlich zu mir herauf. Die Freunde und alle Welt ſcheinen mich völlig vergeſſen zu haben. Abwechſlungslos und endlos langſam verrinnen die Stunden.

Mit eigentümlicher Kälte nimmt es mein Gefühl auf: ſo ſehr hat ſich ſchon das winterlich Trübe der Landſchaft in mich hineingebreitet, daß es das Froſtige einer völligen Vereinſamung als ein Harmoniſches empfindet. Und mit kalten Augen und ſtoßweiſe innerlichem Fröſteln mache ich meine Rundgänge in Wetter und Wind

durch die Gegend, wo ein düsteres Nebelbrauen wie ein starres Ungeheuer auf meiner lichten Bergwelt liegt.

*

Ein Unwohlsein, verbunden mit Fieber, hält mich im Bette gefangen. Meine ohnehin schlafarmen Augen sind in den Nächten der letzten Zeit völlig wach geblieben. Ja eine Regsamkeit ist oft nachtüber in mich gekommen, die trotz aller Schlummersehnsucht alle Lebenspulse in mir gleichsam aufhämmerte. Und wie dann der Morgen zum Fenster hereinkriecht, grau und trübe wie die Nebelung der letzten Tage, seh ich todmüde hinaus und fühle wie die Beine mich kaum tragen, wenn ich aufstehen will.

Eines Abends endlich aber schlaf ich doch ein: es war wie ein weites Fallen, und etwas umwickelte mich dabei immer fester und dichter und tiefer, bis ich nichts mehr empfand und wahrnahm. Als ich erwache, ist es wieder wie ein schweres, mühsames Herauswickeln aus dichter Umhüllung. Ich sehe noch tiefe Nacht um mich. Aber bald schlaf ich wieder ein: diesmal ruhiger und müheloser, und am Morgen bin ich schon so erstarkt, daß ich gut vermag aufzustehen. Das Überreizte der Nerven durch die Schlaflosigkeit hat einer fast wohltuenden Schlaffheit und Müdigkeit Platz gemacht.

Draußen steht noch immer der Tag mit völlig verhangenem Aussehen, da und dort zuweilen ein Schneegestöber auslösend. Ein wenig welk lächelnd, doch gelassen, schaue ich durch die angelaufenen Fensterscheiben hinaus in das trübe Treiben. Sogar alle Ungeduld ist aus mir gewichen. Mein Empfinden ist für alles williger und fügsamer geworden: so scheint es zugleich noch empfindlicher und aufnahmebereiter für die vielen trüben und müden Töne des Lebens . . .

*

Schon sind die ersten Märztage herangekommen. Dick und bleiern hockt noch immer die Nebelung auf Talung und Hängen. Das Auge vermag zu nichts hinaus zu dringen. Alles ist wie von einer undurchdringlichen Trübe überhangen, die nur eine zunächstliegende verschneite Weite mit einigen kahlen schneebesetzten Bäumen

freigibt und ein lautlos wirbelndes Flockentreiben, das nicht mehr aufhören will.

Ich habe den Blick vom Fenster weggewandt und sitze nun in mich gekehrt da, einem langen müden Sinnen überlassen, das immer mehr und mehr meine Seele nach sich zieht. Bunte Bilder kommen zu mir und steigen in mich ein wie in einen Kahn, und schwankend trage ich sie durch die große Flut, die das Leben ist. Und das Leben rauscht auf und verrauscht. Es ist, als bette sich Welle zu Welle in müdem Schlummer. Es klingt wie ein großes Spiel von tausend weiten Tönen, das immer wieder ermüdet verhallt. Und müde lausche ich dem weiten Getön, das bald näher, bald ferner um mich zu erklingen scheint und grüble zugleich den Bildern nach, die nun gleichsam aus der Spielweise hervorquellen. Und ich schaue mich im aufsprossenden Jugendmut, erfüllt von Glauben und Liebe, besetzt mit Hoffnungen und Plänen voll stolzer lichter Bauten für die Zukunft. Es ist alles anders gekommen: im Gebrause des Lebens fiel nach und nach alles ab, was noch so hoch aufschoß und trieb. Gott, wie kam der Kindheit Glaube in mir um: er ward ganz verschüttet von den machtvollen Tönen des Lebens, die in mich hineinrauschten wie die Orgelklänge in die Hallen eines Doms. Wie veränderten sich nicht alle die Hoffnungen, wie zerstiebten nicht auch alle die vorgefaßten Pläne! Und endlich war es noch die Liebe, die ging; aber sie war immer das Letzte. Und wie gottvoll und himmlisch sie auch anfing, sie ward immer nur zubald sehr irdisch und menschlich und fand ungesucht und ungewollt ihr Ende, wie alles Menschliche und Irdische, ob es will oder nicht, sein Ende findet; — wie wohl auch alles Göttliche und Himmlische sein Ende findet als ein Etwas, das noch immer allzu irdisch und menschlich ist.

Wie mein Sinnen so in mich hineingreift (halb Zweifel, halb Bekenntnis) wie wucherndes Gerank, das sich bleiern an meine Kräfte hängt und mich umstrickt und bedrückt und zu sich herabbeugt, fühle ich mein ganzes Sein nachgeben und sich neigen und neigen wie von einer Last erfaßt, die mich zu Boden ziehen will. Mühsam erhebe ich mich und gehe zum Fenster hin, um mich zur Wehr zu

ſetzen und einem völligen Entſchlaffen Einhalt zu tun. Das Schneien draußen hat aufgehört. Die unteren Berglehnen enttauchen da und dort der weiten dumpfen Nebelung. Müde und faſt ſchwankend trete ich hinaus und begehe ſchwerfällig und halb verloren den ausgeſtapften Pfad vorm Hauſe, der zu den anderen Bergdörfern weiter emporführt.

Die Kälte iſt nicht arg, aber überall Schnee und Nebelmaſſen und eine große, trübe Stille. Die Landſchaft trägt eine bleiche, maſſige Nebelkrone, die ihr das Ausſehen entſtellt und ſie halb verhüllt und ihr das Gepräge einer weiten Verödung gibt. Nach dem Süden hin hält noch gedrungener ein dickes, ſtumpfes Grau. Nicht ein Ton im Raume, der lächeln möchte. Kein Zuruf von Dingen, der lockt oder anreizt oder aufrichtet. Das Öde der Umgebung umſchlingt förmlich das Ausgreifen meiner Schritte und dämpft noch mehr das müde Leben meines Ganges. Bald fühle ich alles niederhangen an mir, — alles ſich gleichſam nachſchleppen: Leib und Seele, Geſinnung und Sinne.

So mach ich Raſt auf einem Wegſtein, von dem der Wind den Schnee gefegt. Die Luft iſt feucht und ſchwer und netzt mit Nebelung mein Geſicht. Unweit knallt dumpf und kurz ein Schuß auf. Eine erſchreckte Vogelſchar ſchwirrt über mich hin mit verängſtigtem Gezwitſcher und verſinkt bald ins Nebelgrau. Hinter einem Baum hervor tritt ein junger Burſche und greift in den Schnee nach der geſchoſſenen Beute. Müde, doch feindlich ſchelt ich ſein Tun eine Untat, und düſterer noch färbt das Geſchaute meine Stimmung. — Alles geht auf Verderben — auf Vernichtung aus. Und der Menſch hilft mit, wo er nur kann — hilft mit Luſt am Vernichten mit. — Seltſame Weiſen, die das Leben überall losläßt: Weiſen, durchrauſcht von Angſt und Frohſinn, von Luſt und Nöten, von Wachstum und Verfall bis zur Auflöſung. — Und Luſt und Frohheit helfen immer mit am Untergang, bereiten alles Üble erſt vor. Ja das Leben ſelber — das ganze Leben bereitet alles nur vor für den Untergang. — —

So dringen die Weiſen immer trüber und düſterer in mich hinein, dabei immer machtvoller und bezwingender wie ein Orgelſpiel,

das immer rauschender alle seine Register auftut. Und willig widerhallt alles in mir wie in gläubigen Hallen. — Das Rauschen der Klänge geht weiter. Bedeutsame Ereignisse der Zeit werden mir gleich Stimmen zugetragen, die wiederum Bilder im Gefolge haben.

Ich schaue kriegerische Rüstungen überall, — überall ein Lauern auf ein passendes Losgehen. Tausende von Menschen bereit für ein gegenseitiges Sich-Zerschmettern, nur harrend des Funkens — des Machtspruches, der alles entzündet. Und Tausende von Bajonetten bereit gegen Menschenleiber aufzurücken, die erst zu Feinden gemacht werden müssen. . . .

Ich schaue die ewig unruhige Natur der Erde mit ihrem Wachstum und Verfall, immer noch unerkannt — unerforscht — unverstanden dastehend und hineinlangend in alle menschlichen Einrichtungen und damit oft furchtbare Heimsuchungen auslösend.

Das Bild einer Stadt kommt mir angeweht, von südlicher Ferne her schimmernd, reich und blaß mit Kirchen und Palästen, erbaut auf hellem, felsigem Gelände, umspült von blauem, brandendem Meer. Gewiß war viel laute und stille Lust in ihr, noch unterstützt von der Sonne des italischen Südens. Wohl lief zuweilen in Jahrhunderten ein großes Zittern durch ihre Mauern, das große Verwüstung anrichtete; aber weil es so selten war, wird immer wieder darauf vergessen. Und so kommt wieder ein Tag heran, — eigentlich nur der Gedanke an einen Tag, denn es ist noch Winternacht und der Morgen graut noch nicht. Um die Gebäude und über den Gassen und Plätzen hängt die Luft dick und schwarz in unheimlicher, völliger Windstille, und dazwischen hinein beginnt der Regen zu fließen in wirren schweren Strähnen, gar bald von einer stoßweise wildbewegten Luft hin und her getrieben. Dann umrankt die schlafende Stadt das Klatschen der taumelnden Regengüsse und ab und zu das Heulen der Windstöße, vielleicht nur von Wenigen gehört und von noch Wenigeren beachtet. Aber auf einmal kommt ein seltsames, unheimliches Rauschen wie ein unterirdisches Rollen herangesprungen, gleich einem unsichtbaren Ungeheuer, das immer lauter und furchtbar rasch hereinbricht in wilden Sätzen und Absätzen und die felsigen Funda-

mente der ganzen Stadt aufrüttelt und zerwühlt und die Erde weithin zu beben bringt, daß sie Wogen aufwirft wie ein stürmisches Meer. Und so kurz der Wogengang der Erde auch währt, seine Wirkung schreckt fast den Schrecken zurück: so unfaßbar tritt sie auf.

Wohl alles, was bislang noch schlief von Menschen und Tieren — und nun noch nicht schläft den ewigen Schlaf — ist in Entsetzen erwacht. Es schaut sich nur stockblinde Nacht: dick und rabenschwarz wälzt sich die Luft wie in Knäueln, von sausenden Windstößen gejagt, und mit schweren Regensträhnen verhangen, die der Sturm wild umherschleudernd zerzaust. Ein Lärmen ist losgebrochen von unerhört unheimlichem und ungeheuerlichem Getön, darin das Krachen und Zusammenstürzen von Gebäuden, das wütende Branden des Meeres, das Wehegeschrei von Menschen und das Angstgeheul von Tieren wie ein lebendig gewordenes Furchtbares hervorsticht. Und in diese schrecklich gellende Finsternis hinein tappt nach Rettung wirre und fast gelähmt vor Entsetzen das wenige übriggebliebene Leben — —

Eine Weile liegt wie atemhemmend auf mir das Übersinnen des übergroßen Unheils, das die sonnige Stadt tief im Süden betroffen hat. Dann malt sich meine Seele noch weiter schauerliche Bilder aus von der großen Totenernte, die jener schwarze Dezembermorgen dort abhielt. Wie er verheerend hineingriff in die Zustände der Menschen gerade um jene Stunde, wo gewiß viele Müdigkeit von Lüsten und Kümmernissen sanft in erquickenden Schlummer hinübersank. Solchem Schlummer folgte das schreckliche Erwachen und zumeist wohl gar kein Erwachen mehr. Aber jene, die erwachten und lauschten — und hörten und aufgerissen wurden, — die zerquetscht und verstümmelt und lebendig verschüttet wurden? — Und jene, die flüchteten und umkamen? — Und ich schaue Mütter, denen das Kind in den Armen — und Kinder, denen die Eltern aus der Hand erschlagen wurden. Und Menschen werden aus jeglicher Art von Notdurft herausgerissen und zermalmt. Hier traf es vielleicht eine junge Mutter im Gebären und da eine andere im Stillen des Säuglings, dort wieder ein junges Weib im Empfangen. Und manche blutjunge Braut schlummerte vielleicht verwirrt und schwer nach

gestillter Liebesluſt und träumte noch unruhig der Umarmung des Geliebten nach. Da — nach dem Getöſe draußen noch ein kurzer, wunderlicher Augenaufſchlag, in dem das Entſetzen kaum wach wird — und der eingedrückte Leib des jungen Geſchöpfes hält die Laſten von zweien oder dreien Stockwerken als Umarmung. Und ähnliches begab ſich vielleicht fort und fort bis hinauf zur Unzahl von mehr als hunderttauſend Menſchen, die alle in jenen ſchwarzen Augenblicken der Tücke eines Wintermorgens ihr Grab finden. — — —

Ein düſteres Brüten hat in mir um ſich gegriffen, das der ungeheuren Heimſuchung noch lange nachhängt, die das unglückliche Meſſina betroffen hat. Vor wenig mehr als zwei Monaten lächelte es noch ſtolz ſchimmernd dem Meere zu als eine reiche, blaſſe Stadt. Da kam jene unſelige Morgenſtunde und machte daraus ein Bild entſetzlichſter Verwüſtung. Nun ſtarrt es wohl für lange Zeit wie gebrochen auf die Schuttmaſſen und Trümmerhaufen ſeiner Mauern und trägt nur mehr finſter trauernd zur Schau den Reichtum ſeines Unglücks und die Bläſſe des Todes.

So von innen und von außen her mit trübſten Bildern angetan und umſchloſſen, irrt meine Seele noch eine Weile trüb und müde umher und findet keinen Ausgang aus all der Trübe und horcht nur immer mehr in ſich hinein und vernimmt, daß die Klänge des Lebens immer düſterer werden. Und ſie wird umſo widerſtandsloſer, je mehr ſich das Tönen der Lebensorgel vor ihr auftut. Denn die Orgel des Lebens rauſcht ihr nun überall Vernichtung — rauſcht ihr Untergang — rauſcht Tod . . .

Ganz verhangen wie die Landſchaft um mich erhebe ich mich vom Wegſtein und ſtapfe ſchwer und langſam und tief geſenkten Sinnes in mein winterlich verſchneites Dorf zurück.

*

Es iſt Nacht um mich. Ich habe die Lampe gelöſcht und liege bereits im Bette, was meinem Müdeſein ungemein wohltut. Als ich mich erſt ans Dunkel gewöhnt habe, ſcheint durch das offene Fenſter eine bleiche, trübe Helle: es rückt wohl fern hinter dichtem Gewölk

der Mond an. Der Hauch der Nacht kommt feucht herein. Es kann nicht sehr kalt sein draußen: der Schnee schmilzt, ich höre deutlich die Dachtraufen rinnen. Es weht wohl leise der Tauwind durch die Nacht. Und der Gedanke daran läßt meine Seele erhellt aufhorchen.

Sonderbare Weisen vernimmt nun mein Ohr, obwohl es draußen eigentlich stille ist bis auf das gurgelnde Sickern der Traufen. Aber die Seele ist belebt und schöpft sich ihre Weisen aus der Stille. Das Trübe — Lähmende des Abends will sich verstohlen aus mir fortschleichen. Und aus dem Nachtglanz draußen fängt ein Etwas leise zu tönen an, das mir schmeichelnd zuredet und manches lichte Bild in mich hinein stellt. Meine Seele hört das Leben schon heller rauschen durch die Stille.

Wie eine Hülle scheint ihr nun die winterliche Fassung und die Nebelung, darin gewiß verborgen und geschützt der Frühling braut, der vielleicht umso stärker und lustvoller hereinbricht, je besser er verhangen war und ausgetragen wurde ähnlich einem Kind im Mutterleib. Und die Seele denkt sich den Tauwind, wie er der Geburt des Frühlings beispringt und alle Decken sprengen hilft mit seinen weichen lauen Händen und sicher und wuchtig die letzten Hüllen ablöst und den Frühling herausschält, jung, frisch und kraftvoll, — wie er ihn liebevoll küßt und mit seinem starken Atem umrankt, um den Kräften des Sprößlings Schutz und Stütze zu sein.

Da legt sich ein Lächeln auf meine Seele, das wie Glück aussieht. Sie hat nun wieder etwas von den lichten Klängen der immerwährend tönenden Orgel des Lebens aufgefangen und ist voller Willigkeit, sich aufzutun und mehr davon in sich aufzunehmen; und sie langt bangfreudig aufhorchend hinaus zum verhangenen Mondnachtschimmer.

Aber die Augenlider sind mir nun schon schwer geworden von Müdigkeit und herantastendem Glück, und sie senken sich und schließen sich. Nur ein müdeseliges Gefühl ist noch da und freut sich der lichtrauschenden Weisen, die sich immer mehr in die Ferne zu verziehen scheinen, bis alles in traumlosen, tiefen, auslöschenden Schlummer versinkt.

Nächtlich Erſterben /
von Hugo Neugebauer.

Unter Ätherbogenbrauen
Mutteraugen, ernſt und groß,
aller Seelen Seele ſchauen,
aller Mütter Mutterſchoß.

Und es rinnt geheimes Raunen
zwiſchen Wind- und Wellenton,
und es ſinnt geheimes Staunen
Ahnungwunder um den Thron:

um den Thron der Nacht der Nächte
tönend Blicken rinnend ſinnt,
alles Wirkenden Geflechte
eng von Stern zu Sterne ſpinnt.

Ganz von Wunderglaſt umſponnen
Seele in ſich ſelbſt verſinkt,
wo ſie an verborgner Sonnen
Mutterbrüſten Leben trinkt,

bis von urgezeugter Kräfte
Feuerwirbel ſie berauſcht
das Gefäß der Erdenſäfte
mit dem Kelch des Himmels tauſcht:

bis die jauchzende Najade
nackt ins Meer der Welten ſpringt
und im Ätherglutenbade
mit des Schwanen Ton verſinkt!

Menſchlicher ſind dann zu ſchauen
Erd und Himmel, Luft und Meer,
und der Mutter Augen tauen
Tränen weltenloſeſchwer.

Sjul / von Pelle Molin.

Nun iſt das ſo, vor Weihnacht zieht der Renntierlappe mit ſeiner Herde von den Bergen, denn im Winter ſuchen die Renntiere ihr Moos am liebſten unter dem Schnee in den Wäldern drunten im Lande, und oft kommen ſie dabei hervor bis ans Meer. Aber im Frühling wandern ſie zeitig zurück; die Renntierkühe ſind trächtig und auf den Bergen kalben ſie.

Klämmet war einer von den vermögendſten Lappen auf ſeinem Hang, wie auch ſein Vater Anders vor ihm; und dieſer war es geweſen, der durch allerhand ſchleierhafte Unternehmungen den Wohlſtand der Familie vermehrte, aber nicht ihr Anſehen. Schwer iſt Wahrheit und Märe da zu unterſcheiden, aber allgemein bekannt war, daß Anders wegen Renntierdiebſtahls zu harter Buße verurteilt wurde; er mußte ſitzen, kam zurück als ein gebrochener Mann und ſtarb kurz darauf. Klämmet beerbte ihn allein; er war das einzige Kind, und während ſeiner Zeit ſchlich ſich das Unglück ein; die Herde verminderte ſich jedes Jahr durch Wilddiebe, den Wolf und durch Prozeſſe. Er hatte einen Sohn Sjul, das iſt Sivert; er war achtzehn Jahre, als der Vater ſtarb, und nahm mit der Mutter Goli die Herde zu Erb und Eigen.

Wenige Meilen von Sjuls Zelt bei Bitoſen war Paulsmeſſe-Markt. Dorthin hatte Goli, das kleine triefäugige Würmchen, ſich begeben; eine Akja mit Renntierfleiſch — ſie ſollte unterwegs verkaufen — zog ſie hinter ſich her. Sjul war daheim, hütete die Renntiere und dachte an die Sommernacht oben auf den Bergen, da er juſt ſeine Herzliebe getroffen und beide beſchloſſen hatten, ihre Herden gemeinſam zu haben für alle Zukunft. Seine Liebſte war jetzt weit weg, aber im Frühling ſollten ſie einander begegnen und Haushalt bilden auf Gitsfjäll.

Auf der Kirmes bekam Goli dies und jenes zu hören und nimmer vergaß ſie dieſe Reiſe. Vom einen zum anderen wurde es erzählt, wurde mit Freudenlachen aufgenommen und weitergegeben. Niemand von den Lappen wußte es ſicher, aber es lag in der Luft

wie Sauerstoff; und gewiß war es geschehen — endlich! Nun konnten sie anfangen zu leben! Es sollte Sonne strahlen über sie, die in der Wildnis wanderten. Die Freude und der Branntwein gingen auf der Lappenhochzeit die Reihen der Gäste entlang. Sie saßen mit gekreuzten Beinen und steckten fettige Finger in brodelnde Töpfe, in denen halbgekochtes Fleisch und ausgedrückte Gedärme umherschwammen und mit festem Griff stibitzt wurden. Sie lachten und erzählten. Der Tand und die Perlen der Weiber glitzerten und glimmerten; die Neuigkeit hatte sie ausgelassen gemacht. Sie schlenkerten mit einem verschmitzten Gelächter die Fleischstücke ihrer gewilderten Renntiere: „Jetzt sollte es damit Schluß sein!" Das Volk stand herum und gaffte, denn wie oft auch der Nordschwede in Berührung mit dem Bergvolk kommt, wie viel die beiden Völker sich sozusagen aneinander reiben, immer gibt es bei den Lappen etwas Geheimnisvolles, etwas hinter allem, das niemand kennt.

Heijoh, wie die Freude hoch ging! Es dampfte Lebensluft aus jedem Pelz. Sie lachten und erzählten. Wußte jemand, daß der König eine Verordnung erlassen hatte? Derzufolge sollte das Gesetz Renntier und Lappe besser schützen als bisher. Der König hatte es zu hohen Herren gesagt, hohe Herren zu niedrigen, und jetzt war es von Kuppe zu Kuppe gegangen wie Maienfeuer, bis es endlich hieher gelangt war und über ihr Dasein leuchtete. Und sie jubelten. So ein König! Niemand wußte es sicher, aber alle konnten davon erzählen. Nimmermehr sollten sie ihre totgeschossenen Tiere unter Verwünschungen auflesen. Wenn nur der Teufel auch das Graubein holen wollte! Sie lachten. Der Bär, das war nichts. Ihn hatte Klämmet ausgerottet. Und nun kamen Geschichten. Hatte jemand gehört, daß Klämmet neulich Händel gehabt mit dem Bären? Renntierfett rann in den Mundwinkeln dessen, der fragte. Oh Klämmet, der Bärenheld: in ihm steckte mehr, als der Teufel wußte, dafür gab es schon keine Worte mehr. Als er das letzte Mal draußen war, hatte er einen Fehlschuß getan, und der Bär rannte auf ihn los. Klämmet stürzte in der Eile, bekam die Hand in das offene Bärenmaul, ergriff die Zunge und hielt fest. Es galt das Leben. Klämmet wurde umher-

gebeutelt wie ein Handſchuh; aber er ließ nicht los, tappte nach dem Meſſer, bekam es in die Hand und ſtach zu, daß das Blut ſtrömte. Das war ein zähllebiges Vieſt. Denkt, über dreißig Stiche, ehe es ſtürzte! Die Haut war ganz verdorben, und es gab keinen Fleck darauf, der nicht rot von Blut rann. Aber als der Bär tot da lag, lag Klämmet neben ihm und lebte; nur war ihm das nicht anzuſehen.

„Haſt du nicht Angſt gehabt?“ hatte ihn hernach der Landrichter einmal gefragt. „Ja, aber ich hab' ihn doch untergekriegt“, ſagte Klämmet. Aber es war gleichwohl das letzte Mal, daß er mit einem Bären draußen geweſen, und den hatte er nicht verwunden. Man ſagt, daß die ganze Kopfhaut mitging, als der Bär zubiß. „Ja, ja, er iſt auch nicht ganz richtig ſeither“, ſagte einer. Ja, ſein Vater, Nila, war ebenfalls ein ſonderbarer Kauz. Von ihm gab's viel dunkle Geſchichten. Hatte jemand gehört, wie er ſeinen Sohn taufen ließ, Klämmet den Bärenjäger? Sie lachten hellauf; das war in der Tat eine luſtige Geſchichte — ſo eine Geſchichte!

Aber da kam Sjul auf Skiern hereingeſchneit in den Haufen, ſchleuderte die Skier weg und fiel wie ein Fetzen neben Goli. „Puoriſt, Sjul, puoriſt!“ Er antwortete nicht, lag nur und ſtöhnte. Goli ſtarrte ihn mit einem unſicheren Blicke an — ſie war ſchon betrunken — und die Eiſenpfeife, mit Knaſter gefüllt, baumelte ihr im Mundwinkel, wollte fallen, ließ ſich indes noch aufſchnappen und blieb. „Trink jetzt, hier iſt Gaſtſchmaus!“ Sie reichte ihm einen Schöpflöffel Branntwein, aber der wurde ihr aus der Hand geſchlagen. „Du beſoffenes Schwein, wie du biſt!“ ſchrie Sjul und weinte laut. „Sohn, mein Sohn“ — ſie kam nicht weiter vor Schrecken —, ſie dachte wohl zu ſagen „ich bin deine Mutter“, aber ſie kam nicht mehr dazu, denn ſchon war Sjul mitten in einer Geſchichte, und die war ſeine eigene und die erwürgte das Lachen in den Kehlen ringsum.

Ja, daran war der Nebel ſchuld, denn niemand konnte etwas ſehen; wie wäre dies auch zu verlangen, wenn er ſo dick iſt, daß er in Streifen geſchnitten werden kann! Man hatte ja nicht einen Laut gehört noch eine Spur geſehen den ganzen Winter lang, und gerade

den Tag mußten sie kommen — kommen ein ganzes Rudel mit dem Wind, so daß es die Renntiere nicht wittern konnten. Aber daß das geschehen konnte, was jetzt kam — Herrgott im Himmel! Bergab war es gegangen wie im Saus. Die fettesten Renntiere lagen auf der Stelle tot, und der Rest, alle die mehreren Hunderte, wurde von den Wölfen gejagt — Teufel! in einem Hui gegen den Abhang und bergab. Tausendfältiges dichtes Getrappel von tausend hüpfenden Hufen hörte auf da wo der Abhang einbog, und dann nichts, bis die Körper aufplumpsten tief unten dicht wie Erdklumpen, die aus einem Schubkarren fallen.

Sjul weinte; die Versammlung fluchte und lärmte. „Fünfzehn Stück habe ich noch. Ist keiner hier, der einen armen Knecht haben will? Fünfzehn Stück, nur fünfzehn Stück!"

„Nur fünfzehn", lallte Goli nach — „jetzt haben wir nicht mehr" — und ihre Tränen rannen.

„Und der Wolf, der Wolf — ließest du ihn aus?" Wie langsam seine Geschichte ging!

„Würdest du, Nila, würdest du, Lars Abram, würdest du, Nich-Nichsen — glaubt ihr, daß ich übergeschnappt bin?"

Nein, das hatte er nicht getan. Das war jetzt zwei Tage her. Die vollen zwei Tage war er dahinter her gerannt, hatte die Spuren verloren da wo die Renntiere auf einem Moor gegangen waren, hatte sie wieder erspäht und war wieder gerannt. — „Ja, das sind hartläufige Satans", sagte einer. — Unten im Wald war es wie geölt gegangen. Sjul war mit den Skiern gelaufen, während der Schweiß um ihn dampfte. Dort ging die Mütze verloren; sie wurde ihm abgestreift im Walde — da, endlich hatte er einen Wolf — den größten vom Rudel — in einer Bergrinne gesehen. — Nun knirschte und ächzte es von allen, die zuhörten. „Nun?" Sie schrieen vor Eifer. — Ja, erst hatte es aufwärts geführt, meist im Zickzack; es war steil, und dort war der Pelz zurückgeblieben — er war zu schwer und zu warm — und so war er im Unterkittel gerannt. Auf der Höhe war der Wolf stehen geblieben. „Biß er entgegen?" Nein, er war wie ein Riemen über dem Schnee gelegen, dann ging es

wieder bergab. Sjul nach. Dort hatte man sich vorsehen müssen — hier starrten aller Augen —, der Berg war voll von Steilhängen, Wald und Windblößen. Er hatte natürlich den Wolf nie aus dem Auge gelassen, aber er mußte den Bäumen ausweichen, sich zur Seite legen, mit den Skiern tappen im Schnee, um durchzukommen — hier beugten sich die Körper der Zuhörer nach, ohne daß sie es wußten — und als der Berg sich hinzog gegen die Abgründe, hatte er während der Fahrt sich niedergekauert, die gebeugten Beine gespannt und angedrückt, er hatte den Sprung mit horizontalen Skiern gemacht — es ging eine Bewegung die ganze Reihe entlang, als ob sie bergab in eine Tiefe sausten —: „Sjul, das war ein Skiläufer!" Herr Jesus, so ein Kerl! Goli hatte in seinen Pelz gegriffen, als ob sie ihn aus einem Loch herausziehen wollte; ihr zahnloser Mund war weit geöffnet, und grüner Schimmel war auf ihrer Zunge zu sehen.

Da hatte der Wolf wieder gewendet und war wieder bergauf gegangen und so bergauf und bergab durch volle vierundzwanzig Stunden. Wäre nicht Mondschein gewesen, wäre er entkommen.

Endlich auf einem See, kaum hundert Ellen voraus, war er aus Müdigkeit gestürzt, wieder aufgestanden, nochmals gestürzt. — Ein jeder von denen, die zuhörten, griff gleichsam nach einem Messer, um die Kanalje hinzuschlachten. — Sjul war nicht minder müde und am Ende gewesen, das Herz hatte in ihm fast zu Tode geklopft. — Goli murmelte sachte ihr Vaterunser, es ergriff sie; was konnte sich auch anderes, das alte Huhn! — Aber als er ihn eingeholt, hatte sich der Wolf auf seinen zerschundenen Füßen wieder erhoben und mit offenem Maul gegrinst, doch da war Sjul stehen geblieben, um auszuschnaufen, ehe er ein Ende machte; sie hatten einander angestarrt, er und der Wolf — es gab rings um die Töpfe kein einziges Auge, das nicht Blut begehrte —: „Du hast mich zu einem Bettellappen gemacht, du, du, du Satan!" Und dann hatte er ihn totgeschlagen mit dem Stock, und hatte ihn zerhackt und zerfleischt und in ihm herumgewühlt mit seinem kurzen Messer — „du, du

Satan!" — bis er über dem zerfetzten Untier zuſammengebrochen und in einen todähnlichen Schlaf gefallen war.

Goli betete noch.

Da ſchaute Sjul umher, wie um zu ſehen, wo er zu Boden ſinken könne — ein Bettellapp! — erblickte die Mutter wie durch einen dichten rieſelnden Regen, kroch zu ihr hin, fiel nieder und heulte.

Jeder einzelne war aufgeſprungen, und alle ſchrieen und legten es ſo und ſo und ſo aus, aber Goli fühlte ſich klein, ſtrich beduſelt und zerſchmettert über Sjuls Haar wie in einem Traum und leierte ihr Vaterunſer.

Aus dem Schwediſchen übertragen von Ludwig von Ficker.

Fulvias Lied / von Bernhard Jülg.

Es iſt an dieſer warmen Märzenſonne
Das Gold in meinem braunen Haar zerfloſſen
Und hat ſich über meinen Leib ergoſſen
Zum Ruhme mir und Euch zur neuen Wonne.

Es iſt in dieſen jungen blauen Tagen
Mein trällernd Lied zum lauten Sang geſchwollen,
Und alle, die es von mir hören wollen,
Vergeſſen alte Schmerzen, alte Klagen.

Es iſt mit dieſen lieben Frühlingswinden
Mein großes armes Herz davongeflogen,
Doch Eros kommt mit ſeinem Pfeil und Bogen
Und trifft's und läßt es meinen Prinzen finden.

Aus „Wilhelm Bienner, Kanzler von Tirol“ / von Karl Berger.

Die folgenden Bruchstücke — der Anfang des zweiten und Schluß des vierten Aktes — sind einem dramatischen Erstlingswerk entnommen, das 1907 im Buchhandel erschienen so gut wie unbeachtet blieb. (Zu beziehen durch die Buchhandlung F. Gaßner in Innsbruck).

I.

(Hof auf Schloß Büchsenhausen; links große Fässer und Brauerei; Kühlhaus, im Bau begriffen; im Hintergrunde das Wohnhaus mit Tür und Fenstern; links zur Seite Mauer mit Einfahrtstor; rechts Stallungen und Stadel.)

Bienner (steht mitten im Hof): Hallo!! Das Bier schon in die Fässer gefüllt?

Stimme (von links aus der Brauerei): Nit alles!

Bienner: Vorwärts, die Rosse sind eingespannt!

Rolf (kommt durch die Einfahrt): Vater! Am Höttingerried auf unserm Kornfeld wird geschnitten; die Knecht' vom Advokaten Schwägerle sind dort!

Bienner: Hinauf mit unseren Knechten und jagt sie zum Teufel! Als Kanzler geht nichts mehr durch mein' Hand, das weiß ich längst, allein auf mein' Grund bin ich Herr!

Rolf: Zuvor will ich ihnen kund tun und Beweis erbringen, daß wir im Recht sind und so das nit tut verfangen, werd' ich grob.

Bienner: Was fallt dir ein! Wir werden uns etwan gar noch entschuldigen! — (Bitter.) Ich rate dir, Rolf, geh' nit an Hof! Du hast Juristerei studiert, ich rate dir aber, sprich nit von Gerechtigkeit, sie halten dich sonst für ein' Empörer, für ein' Schurken, so man am besten ins Gefängnis wirft! Das ist der Dank! Ich hab' Tirol den Frieden erhalten, da ganz Deutschland hungernd und verödet ist gelegen, mein Werk war's, daß der Krieg sich an den Pforten unseres Landes die Stirn hat eingestoßen; ich war's, der ein' Lichtstrahl durch die Nacht unserer Diplomatenköpfe hat geworfen, daß sie den listigen Franzosen gewahr sind worden, da er sich an Tirols Grenzen hat geschlichen! — Putz' lieber unsere Gäule, man

sieht's ihren Augen an, sie möchten danken; führ' den Pflug, die Erde lohnt dein' Arbeit; brau' gut' Bier, und so die Höflinge besoffen sind und ihres Neids vergessen, dann siehst du lustige und freundliche Gesichter! — (Sich besinnend.) Dank? Was will ich Dank?! Hab' Dank genug in jedem freundlichen „Grüß Gott", so mir ein Bauer sagt. Das aber ist Undank, schnöder Undank!

Rolf: Die Leut' sagen, der Advokat hab' vom Fürsten die Erlaubnis; das muß ein Irrtum sein; magst du nit zum Erzherzog gehn, Vater?

Bienner: Das ist kein Irrtum! Erst zahlt man mir mein' sauer verdienten Liedlohn nit, dann will man mir verbieten, für den Neubau Holz zu kaufen und itzt wieder das! Nit mehr das Recht, so der gemeine Mann besitzt, ward mir zuteil. — Nun geh'! Bewappnet euch!

Rolf: Da kommt der Regimentsrat Zeller.

Bienner: Seit der Hausdurchsuchung das erstemal. (Spöttisch.) Und bei Tag! Wie mutig!

Rolf: Er schaut sich um, bevor er eintritt. (Lachend ab nach rechts.)

Zeller (tritt mit Bücklingen durch die Einfahrt auf; übermäßig höflich.) Ich erlaub' mir, euch ein' guten Abend zu entbieten, Herr Kanzler; verzeihet, daß ich mir die Freiheit nehm', wieder einmal nachzuschauen, wie es euch und eurer Familie ergeht.

Bienner (gesellig, mit leisem Spott): Ihr entschuldigt euer Kommen, auf daß man nit soll fragen, warum ihr so lang aus'geblieben seid.

Zeller: Zu mein' Bedauern, mir ist's ohnmöglich gewesen —

Bienner (ihn unterbrechend): Gewiß, man kann vom Hasen nit verlangen, daß er ein Leu wird!

Zeller: Wie vermeinet ihr?

Bienner: Nichts, nichts! — Ihr seid dennoch der Einzige vom Rat, so mir nit Feind ist!

Zeller (rasch): Wahrlich, ich bin euer Freund und möcht' euch gern beistehn, aber was vermag ich?

Bienner (befremdet): Wie, beiſtehen? Wozu?

Zeller (erſchrocken): Nein, hab' ich was verlauten laſſen? Ich hab' nichts geſagt, ich hab' bloß vermeint, weil ihr viel Feind habt.

Bienner: Mir iſt alles ſo ſeltſam; alte Bekannte weichen mir aus, dabei ſieht man mich an, halb ſcheu, halb mitleidig, wie einen, ſo zum Galgen geht. Von mir aus! Mag's außen einſam werden und kalt, ich hab' mein' warme Stub', hab' Weib und Kind und bin nur umſo glücklicher.

Zeller: Auch mir iſt mancherlei aufgefallen; man laßt euch ſelten mehr in die Töpfe gucken, wo man die diplomatiſchen Tränke braut; euch wird wenig Arbeit mehr!

Bienner: Um ſo beſſer! Hab' ich Zeit für mein' Wirtſchaft; (ſchmerzlich losbrechend) aber das Land, das arme Land! Wo kommt alles hin, was ich hab' ſchaffen wollen? Man ſchilt mich ein' Verleumder, weil ich's von den Blutegeln will befreien, die's verderben. Der Pfaffe ſchaut nur auf ſein Vorteil, mag's Land darüber zugrunde gehn. Kein Pfennig für die Landesverteidigung, um ſo mehr für ihre Wänſte! Durch jedes offene Fenſter ſteigen die Welſchen ins Land, die Biſchöf' von Brixen und Trient halten ihnen die Leiter und unſ're Rät', auch gute Hausfreund', halten Wach' bei Wildbret und Wein! Unſere Regierer ſind ſchlaue Leut', ſchlau wie die Ochſen vor dem Heuwagen, ſo lieber freſſen als ziehen! Nirgends Entſchiedenheit! Eine Bettlerpolitik das, allezeit zufrieden mit dem, ſo andre übrig laſſen! Schon längſt haltet Frankreich ſein Großmaul offen, die Städt' im Elſaß zu verſchlingen; noch traut ſich's nit, noch liegt ihm Spanien in den Haaren; wir könnten's, mit ſelbigem verbündet, in die Mitte nehmen, daß ihm die Rippen krachten. Warum nit dräuen?! Wer ſich ſchwach fühlt, iſt ſchon ſtark, vermag er zu verbergen, was er fühlt! Eichbäume hätten's werden ſollen, die Samen, ſo ich hab' geſäet, — itzt freſſen ſie die Säue! Jeder kleine Hund wagt's, ein Stück vom deutſchen Land an ſich zu reißen; der Fürſt verſchleudert ſeine Herrſchaften, denn er und ſeine Räte brauchen Geld, die Erblande ſchrumpfen ein und innere und äußere Feinde lachen ſich ins Fäuſtchen!

Zeller (hat während Bienners Rede oft ängstlich umgeschaut, besonders als die Rede auf den Fürsten kam).

Bienner: Ihr tut so ängstlich (spöttisch, sich an Zellers Angst weidend); verspürt ihr Gefängnisluft bei mir? Kriegt ihr Zahnweh davon? Oder drückt euch was, das ihr gern los wurdet? Verbitterung plagt, wie verschloff'ne Wind'; macht ein' Witz daraus, ich wett', es wird euch leichter; nun, heraus damit, schießt los!

Zeller (ängstlich): Ich bitt' euch —

Bienner: Ihr war't ja allezeit ein trefflicher Witzbold. Wir haben uns des öftern köstlich unterhalten; eure Vers' sind gut, besonders die über des Fürsten schlechte Erziehung; habet ihr heut' nichts mitgebracht?

Zeller (angstvoll): Ich wollt' euch bitten, Herr Kanzler, so man euch einmal sollt' fragen, — man kann nit wissen, was geschieht —, seid so gütig, und nennet mein' Namen nit. Ich möcht' euch gerne Zeugschaft leisten, so ich könnt', aber, ihr wisset, ich hab' Weib und Kind daheim.

Bienner (hat aufmerksam und staunend zugehört): Was ist das wieder? (Lächelnd.) Also darum seid ihr 'kommen?

Zeller: Mir ist das alles so zuwider; nit wahr, ihr denkt nit schlecht von mir!

Bienner: Das ist zum Lachen; ihr wollet, ich soll ein' gute Meinung von euch haben und handelt, daß ich kein' gute haben kann, — der Rat hat wohl eine lange Sitzung heut? Sie hat gewiß schon angefangen; ihr müsset euch beeilen, sonst kommet ihr zu spat. (Sehr spöttisch.) Ein' bessern Vogel fangt man nit, so man Gimpel in die Steige tut zu locken! (Lacht.)

Zeller: Man hat mich diesmal nit geladen; ich fürcht', man traut mir nit.

Bienner (bitter): So gehet hin und spielt den Judas! Ihr wisset ja meine Sprüchlein über die Höfling', saget eure eignen noch dazu, man glaubt euch alles. Mein Weib hat euch sechs Kinder aus der Tauf' gehoben, das könnt' ihnen schaden bei Hof; saget ihnen, wie man's machen muß, auf daß man als treuer Diener seines

Landes gilt, lehret ſie kriechen auf allen Vieren, gebet acht, daß ſie nit werden, wie ich! Dann regnet's Honig! Dem Land zu nützen brauchen ſie nichts, im Gegenteil, ſie ſollen ihm noch ſchaden, um ſo mehr gebühret ihnen ihr Gnadenbrot! Unſereins muß verdienen, was er kriegt, da iſt nichts Gnade, — und kriegt nit einmal, was er verdient!

Zeller: Mir iſt das alles ſo zuwider . . .

Hofdiener (tritt auf): Wünſch' euch ein' guten Abend, Herr Kanzler, ich hab' was für euch. (Übergibt eine verſiegelte Schrift; ab.)

Bienner (unwillig): Was wird das wieder ſein? (Erbricht das Siegel, lieſt und erſchrickt.) Mir deucht, ich ſeh' nit recht, (fährt ſich mit der Hand über die Augen) gilt das wahrhaftig mir? (Reicht die Schrift Zeller.)

Zeller (tut überraſcht und lieſt ſtaunend): Wir ſehen uns genötigt, euch des Kanzleramtes zu entheben, was ſomit geſchieht und fordern euch auf, Schlüſſel und Schriften —

Bienner (ihn unterbrechend): Das ſteht alſo wahrlich da, — ich bin doch bei Sinnen, entlaſſen alſo, entlaſſen wie ein Diener, ſo geſtohlen hat, — da muß ich mich bedanken und das ſogleich . . .

Zeller: Verzeihet, ich hab' ſo viel zu beſorgen. (Schickt ſich an zu gehen.)

Bienner (ruft ihm nach, voll Hohn): Lebet wohl! Glücklich das Land, das ſolche Männer hat! (Zeller ab.)

Bienner: Mir wird ſo leicht und wohl, itzt bin ich nur mehr Herr in dieſen Räumen, kein Diener mehr und vieler Sorgen los! (Ironiſch.) Dem Fürſten ſag' ich Dank für ſeine Güte! (Ab ins Haus.)

Rolf (tritt durchs Hoftor ein und ruft durchs Fenſter im Hintergrund des Hofes in die Küche.) Mutter!

Eliſabeth (erſcheint am Fenſter): Du, Rolf? Wo warſt du?

Rolf: Wir haben die Knecht' vom Advokaten Schwägerle vertrieben; denk' dir, auf unſerm Felde haben ſie geerntet; der Fürſt hat's ihnen erlaubt. Sie ſind nit eher 'gangen, denn wir haben vom Leder 'zogen; ſie haben darauf gemurrt und vermeint, der Vater

hab' nichts mehr anzuſchaffen, wir werden unſer' Handlung noch bereuen. Wir aber haben gelacht.

Eliſabeth: Gott ſei uns gnädig! Mir ſchaudert, ſo ich an die Folgen denk'; es geſchieht uns bitter Unrecht, da hilft uns aber nichts; der Vater ſollt' den Fürſten nit noch mehr reizen, er iſt ihm ohnedas nit gewogen.

Rolf: Der Fürſt wird uns gewiß helfen, er weiß nit, daß wir im Recht ſind. Er iſt ſchön und ſieht ſo freundlich aus; er iſt gut, man ſieht ihm's an.

Eliſabeth: Du kennſt die Welt nit; ich wollte faſt, ſie bliebe dir verſchloſſen.

Rolf: Iſt ſie ſo bös? — Sieh, (weiſt mit ausgeſtrecktem Arm durchs Hoftor in die Ferne) wie der Inn dort nochmals ſich entzündet, wie das Waſſer blinkt und glüht; die Sonn' iſt 'gangen; mir deucht, ein' feurige Trän' hat ſie zurückgelaſſen. Die Vorberg' ruh'n weithin gelagert ins Tal, in den Wäldern birgt ſich ſchon die Nacht und der Bettelwurf iſt ganz tiefrot und traurig. — Iſt das nit ſchön?!

Eliſabeth: Du Schwärmer! Von wem haſt du Solches? Dein' Mutter iſt auch ſo, nur daß ſie's nit alſo ſagen kann. Bleib' du nur gut und halt' dich zu den Guten! Was kümmert's dich dann, wie die andern ſind?!

Bienner (kommt aus dem Hauſe): Nun? Sind ſie fort?

Rolf: Ja, wir haben ſie verjagt; unſre Leut ſind flink bei der Arbeit; noch heut' oder morgen fruh bringen wir die Ernte unter Dach.

Bienner: Das habet ihr wohl gemacht; an friſchem Trunk und Speiſe ſoll's nit fehlen! (Zur Frau.) Was iſt's mit der Halskrauſe und dem neuen Kleid, Lisbeth? Noch nichts angeſchafft?

Eliſabeth: Nein, ich vermein', das alte tut's auch noch.

Bienner: Allezeit ſparſam!

Eliſabeth: Das neue Kühlhaus koſtet viel . . .

Bienner: Aber du brauchſt darum nichts zu entbehren! Haben uns die Schuldner erſt bezahlt, wollen wir noch etliche Kühe kaufen; Weid' haben wir genug.

Eliſabeth: Der Kies für den Garten iſt auch ſchon allda und die garſtige Mauer iſt mit Hängeroſen verhüllet, wie du's haſt wollen; willſt du nit ſchauen?

Bienner: Nachher, liebe Lisbeth; ich muß dir was Neues ſagen: Wir haben die Stämm' in unſerm Anger mich Pech umzogen; das hilft gen Ungeziefer. Auch unſeres Hauſes Stamm iſt von einem Pechkreis umzogen worden; wir aber gedeihen froh in den blauen Himmel hinein. Die Gäſt', von dir einſt reich und lieb bewirtet, ſind alle aus'blieben. Heut' iſt der letzte 'gangen und die letzte Sorg' mit ihm. Rate, wer das war!

Eliſabeth: Mir iſt nit wiſſentlich . . .

Bienner: Hofkanzler Bienner war's; kennſt du den?

Eliſabeth: Was ſoll das heißen?

Bienner: Der Kanzler iſt in die Rumpelkammer 'gangen; die Hofſchranzen haben ihn hineingeworfen. Von heut' ab bin ich nur mehr Gutsherr; was ſagt ihr dazu?

Eliſabeth: Mir wird bang.

Rolf: Geſtürzt?

Bienner: Ich wär' die Müh' und Sorg' ſchon lang gern los geweſen; itzt bin ich's; wir haben Ruh'; was wollt ihr mehr?

Eliſabeth: Das iſt wahr; ich hab' nur ſo ein' Unruh', die ich nit kann los werden; es geht was vor um uns; das ſchleichet ſich heran, wie Mörder zur Nachtzeit in ein Zimmer ſchleichen. (Faßt in plötzlicher Angſt mit beiden Händen ſeine Rechte.) So du mir genommen wurdeſt, Wilhelm, ich wüßte nit, was tun!

Bienner: Aber Lisbeth, wie kommſt du auf die Gedanken? Was ſoll mir noch geſchehen? Das die Leut' haben gered't, iſt ein'troffen, — es muß ja das ſein, was ſie haben vermeint. (Setzt ſich aufs Fenſterbrett.) Der Kanzler iſt tot, der Gutsherr bittet um ſein' Sold. (Hält ſich zum Kuß bereit.) Nun, krieg' ich nichts?

Eliſabeth (küßt ihn).

Bienner: Die Münz' laß ich mir gefallen! (Zieht eine Schrift aus der Taſche.) Ein Dankſchreiben für den Fürſten hab' ich da. Der Spaß iſt mehr denn eine Kanzlerwürde wert! Höret! (Lieſt vor.) „Euer Durchlaucht haben mich vom Kanzleramt entlaſſen, ich dank' dafür; es wurde mir damit ein' große Gnad' erwieſen; ich hab' nie darnach getrachtet und die Stell' nur ungern übernommen. Briefe, Schlüſſel und Schriften, von welchen ich außer etlichen Prozeſſen keine hab' und keine verlang', werd' ich zurückgeben."

Eliſabeth: Um Himmels Willen! Das wirſt du ihm doch nit ſchicken?

Rolf (erfreut): Das wird ihn wütend machen!

Bienner: Was ich geſchrieben, iſt wahr! Natürlich ſchick' ich ihm's. Nur ſehen möcht' ich, wie er's lieſt!

Eliſabeth: Ich bitt' dich, Wilhelm, uns zulieb, tu's nit!

Bienner: Wer iſt der Beleidigte, ich oder er? Ich kann dem Jungen nit das Vergnügen gunnen, mich zu demütigen!

Rolf: Du biſt ja ſein Lehrer geweſen; er muß Achtung haben vor dir.

Eliſabeth: O Gott, wohin ſoll das kommen?!

Bienner: Um was die Angſt, Lisbeth? Euch können ſie mir nit nehmen und das alles (deutet in die Runde) iſt mein unumſtrittener Beſitz!

II.

Gefängnis zu Rattenberg.

(Die zwei Richter und ein Schreiber treten ein im Talar, welſche Geſichter; ſie tragen Akten, welche ſie auf den Tiſch legen, an dem ſie Platz nehmen.)

Bienner: So ihr nichts Klügeres zu fragen wißt denn bei den früheren Verhören, ſpart euch und mir die Müh'!

Hippolitti: Nur ein Geſtändnis kann ſie dir erſparen!

Bienner: Ich hab' euch ſchon oftmals geſagt: Ich hab' nichts zu geſtehn! Fürwahr ein ſchwach' Gedächtnis habet ihr!

Bertelli: Wir ſind im Auftrag unſeres gnädigen 'Erren und Fürſten da; du 'aſt anderſt zu reden mit uns!

Bienner: Euer gnädigſter Fürſt! Ihr ſeid ja Welſche, wie könnt' er euch da anderſt ſein, denn gnädig!? Auf den Wegen ſeiner Leidenſchaft ſeid ihr der Schmutz, ſo ſich ſchmeichelnd um ſeine Füße legt!

Hippolitti: (mit ſüßſauerem Lächeln): Wie vermeinſt du das?

Bertelli (ballt in ſtummer Wut die Fauſt).

Hippolitti: Kommen wir nun zur Sach'! Du rateſt in dieſer Schrift, (nimmt ſie in die Hand) betitelt: „Brüderliche Ermahnung", den Grafen Zenobia ab, von der tiroliſchen Kammer die Herrſchaften Salurn, Königsberg und Neumarkt zu kaufen.

Bienner: Nit abgeraten hab' ich, ich habe die Aufzeichnungen für mich gemacht, um den Fall im Rat vorzubringen und Seine Durchlaucht vor ein' ohnehrenhaften und zugleich nachteiligen Handel zu bewahren.

Bertelli: Wie kannſt du behaupten, das für dich geſchrieben zu 'aben, da du die Grafen ohn' Umweg anred'ſt.

Bienner: Die gerade Anſprach' war nur ſpaßhaft vermeint.

Hippolitti: Du 'aſt mithin die Grafen warnen gewollt ..

Bienner: Ich hab' ſchon geſagt, daß ich die Schrift nit an die Grafen hab' ſenden gewollt; ſie war für den Rat beſtimmt.

Bertelli: Nach allem, ſo wir 'aben erörtert, ſteht feſt, daß du die Zenobio 'aſt warnen gewollt, ein 'Ochverräter biſt und Seine Durchlaucht des Betrugs bezichtigſt!

Bienner: Wie oftmals ſoll ich euch noch alles begreiflich machen? Entweder ſeid ihr taub oder blödſinnig! Kurz und gut, ich hab' nur geſagt, was wahr iſt, und getan, was recht iſt!

Hippolitti: Was iſt das wieder für ein' Sprach'?!

Bienner (kräftig): Deutſch!

Bertelli (in ohnmächtiger Wut): Wart', ich will dich ..

Hippolitti (raſch und unvermittelt): Warum 'aſt du die Bündnerbrief' aus dem Archiv zu dir genommen?

Bienner (zornig): Bleibt mir mit dem aufgewärmten Kohl vom Leib! Ich hab' euch ſchon dutzendmal' geſagt: ich hab' ſie nit!

Die Plumpheit, mit der ihr mich zu fangen sucht, ist mir zuwider! Ich schäme mich für euch, so ich auf eure grauen Köpfe schau'!

Bertelli: Schweig', schweig' mir! Wir 'aben schon noch and're Ding', dich klein zu kriegen! (Liest:)

„Der Jesuiten Zucht und Hut
Tat wohl dem Fürsten, allein nit gut.
In Spielen ist ihm die Zeit verflogen,
Gebet auch — sie dachten — ist Fürstenzier;
Den schön' Frauen auch sei er gewogen,
Jedoch regieren — das können auch wir!"

Kennst du das?

Bienner: Wie sollt' ich's nit kennen, da ich's geschrieben hab'!

Hippolitti: Ist dir auch wissentlich, daß darin eine Beleidigung des Fürsten liegt?

Bienner: Mitnichten! Ich bezeug' vielmehr Achtung vor dem Fürsten, so ich ihm ein' bessere Erziehung wünsch'.

Bertelli: Indem du die Erziehung Seiner Durchlaucht schmähst, beleidigst du Claudia, des Fürsten 'ochselige Mutter.

Bienner: Da ihr das so auslegt, könntet ihr euch zum Exempel beleidigt fühlen, so ich behaupt', daß die Esel dumme Tiere sind. Meine Vers' richten sich doch augenscheinlich wider die Jesuiten! Auch hab' ich das nur für mich geschrieben und nit verbreitet. Viel größere Schuld trifft dieselbigen, so meine Vers' haben unter die Leut' 'bracht, um wider mich zu hetzen.

Hippolitti: Es war aber dein Wunsch, daß diese böswilligen Vers' nach dein' Tod sollten an die Öffentlichkeit gelangen.

Bienner: Wer beweist mir das? Ich konnte sie auch vorher vernichten!

Bertelli: Nun zur Hauptsach'! (Nimmt das Heft in die Hand und liest):

„Die Kammerdiener, das ist ein Schand! —
Den Fürsten führen am Gängelband."

Das ist eine niederträchtige Verleumdung Seiner Durchlaucht!

Bienner: Die Vers' sind nit von mir!

Bertelli: Das ist einerlei; sie sind von dir geschrieben; das beweist, daß du 'ast Gefallen daran gefunden und sie in teuflicher Bosheit der Nachwelt 'ast überliefern wollen!

Hippolitti: Das ist Majestätsbeleidigung!

Bienner: Es handelt sich auch hier bloß um private Aufzeichnungen; daher kann von Majestätsbeleidigung die Red' nit sein.

Bertelli: Du bist aber einverstanden mit dem Inhalt der Vers'.

Bienner: (höhnisch spielend): Ich hätt' mich nur freuen können darüber, so mir die mühselig und widerwillig getragene Bürde der Regierung wär' abgenommen worden!

Hippolitti: Von wem sind die Vers'?

Bienner: Nit von mir! Mehr zu sagen erlasset mir! Ich bin auch heut' schon müd'. (Man merkt, daß er sich mit Gewalt aufrecht hält.)

Hippolitti: Sagst du nit, von wem sie sind, dann fallen sie auf dein' Rechnung!

Bertelli: Das ist ein' Lug, mit der sich ein Kind ausred't!

Bienner (halb für sich): Soll ich mich opfern für ein' Feigling, so mir zu helfen das Geringst' nit opfern würd'? Nein, das tu ich nit! Auch steh' ich nit allein!

Hippolitti: Wer 'at die Vers' geschrieben.

Bienner: Regimentsrat Zeller.

Bertelli: Du 'ast zugeben, daß du mit dem Sinn der Vers' einverstanden bist . . .

Bienner: Ich bin müd' — laßt mich . . . (Sinkt ohnmächtig zu Boden.)

Bertelli: Verflucht! Er stirbt!

Hippolitti: Aufs Bett mit ihm! (Sie tragen Bienner aufs Bett.)

Bertelli (sich über Bienner beugend): Du Hund! Den ruhigen Tod vergunn ich dir nit! Wasser her! (Hippolitti hebt einen am Boden stehenden Krug auf und begießt Bienners Stirn mit Wasser.) Gottlob! Er lebt!

Bienner (erwachend): Wie ist mir? Ihr da? Fort, Aasgeier!

Neuhaus (tritt ein): Ein Bot' ist 'kommen, er hat ein' gewichtige Zeitung für den Gefangenen und soll ihm dieselbig', laut

fürſtlichem Befehl, mündlich kundtun. (An die Richter gewandt). Verzeiht, hochgelehrte Herren, es ſoll, laut Befehl, niemand zugegen ſein denn ich. (Richter und Schreiber ab; Neuhaus ſtellt ſich in den Hintergrund, nachdem er durch die Türe Joſef bedeutet, einzutreten.)

Bienner (freudig erſtaunt): Ja, iſt das wahrhaftig, — iſt das wahrhaftig der Joſef, mein Freund?

Joſef (mit Kopfnicken, gedrückt): Ja, er iſt's.

Bienner (ihn umarmend): Nach alſo langer Zeit wieder ein lieb' ehrlich' Geſicht! Und nun erzähl'! Wie ſteht's um die Meinen, du gehörſt auch dazu, nit? Und wie biſt du her'kommen? Das mutet mich ja an wie Freiheit, wie, wenn der erſte Lenzwind über ſchneeichte Gefilde ſtreichet! (Sieht Joſef, der bedrückt daſteht, forſchend ins Geſicht; befremdet.) Was iſt dir? Du biſt ganz bleich und verſtört! Was iſt geſchehn? Iſt dein' Mutter geſtorben?

Joſef (dumpf): Nein . . .

Bienner: Oder iſt ſonſten ein Unglück geſchehn? — Trifft's Lisbeth — trifft's meine Söhn'?

Joſef: (ſchüttelt ſtumm den Kopf, wendet ſich ab und bricht, die Hände vors Geſicht ſchlagend, in Schluchzen aus).

Bienner: (befremdet): Was haſt du nur? So hab' ich dich noch nie geſehn! Aber red' doch, red'! — Oder — trifft's mich ſelbſt? — (Erſchrickt und tritt einen Schritt zurück.) Ah . . . . Das iſt's! — (Kleine Stille. Bienner faßt ſich und legt Joſef von rückwärts die Hand auf die Schulter). Joſef, ich weiß itzt, was du nit kannſt ſagen; — der Tod ſchreckt mich nit! Ich bin zum Sterben alt genug!

Joſef (wendet ſich um und faßt mit beiden Händen Bienners Rechte): Verzeiht, verzeiht mir!

Bienner: Was ſoll ich dir verzeihen? Das war der ſchönſte Freundſchaftsdienſt, ſo mir haſt geleiſtet, und auch der ſchwerſte!

Joſef: Ich hab' euch noch einmal wollen ſehen; alſo hab' ich's übernommen.

Bienner: Und hätteſt du's nit getan, wär' ein anderer 'kommen, vielleicht roh und ſchadenfroh. — (Heiter erhaben.) Alſo empfang'

ich die Todeskunde aus Freundeshand, mild und freundlich, wie von herbſtlichen Blumen geziert. — So wie nun iſt mir einmal zumut' geweſen in ahnungsvoller Winternacht. Der feuchte laue Wind iſt über die Pfützen geſprungen und aus finſt'rem Sturmgewölk haben die Stern' herfürgeleuchtet, der Wind hat geraſt, verlöſcht aber hat er ſie nit!

Joſef: Ich wollt', ich wär' tot! O Herr, Herr, daß wir euch verlieren!

Bienner: Sei ruhig, Joſef! Mir iſt ſo wohl. Von Jugend auf hab' ich oftmals mit Anbetung zu den Helden aufgeſchaut, die ob dem Tod geſtanden; und die Frag': „Wie würdeſt du's ertragen?" iſt treu mir 'blieben durchs ganze Leben. Die Furcht, daß ich in meiner Todſtund' ſchwach könnt' ſein, hat mich des öfteren betrübt. Was iſt's nun anders, denn eine Erfüllung meines Wunſches, ein Hindrängen nach meines Lebens höchſter Vollendung? Was iſt's nun weiter, denn ein Verſuch, ob ich das Äußerſte ertrag'?! Und ich fühle die Kraft und ihrer freu' ich mich! (Fährt ſich, von einem Gedanken erfaßt, mit der Rechten an die Stirn, ſchmerzlich rufend:) Aber meine Lieben, wie wird mein' Liebſten geſchehn!

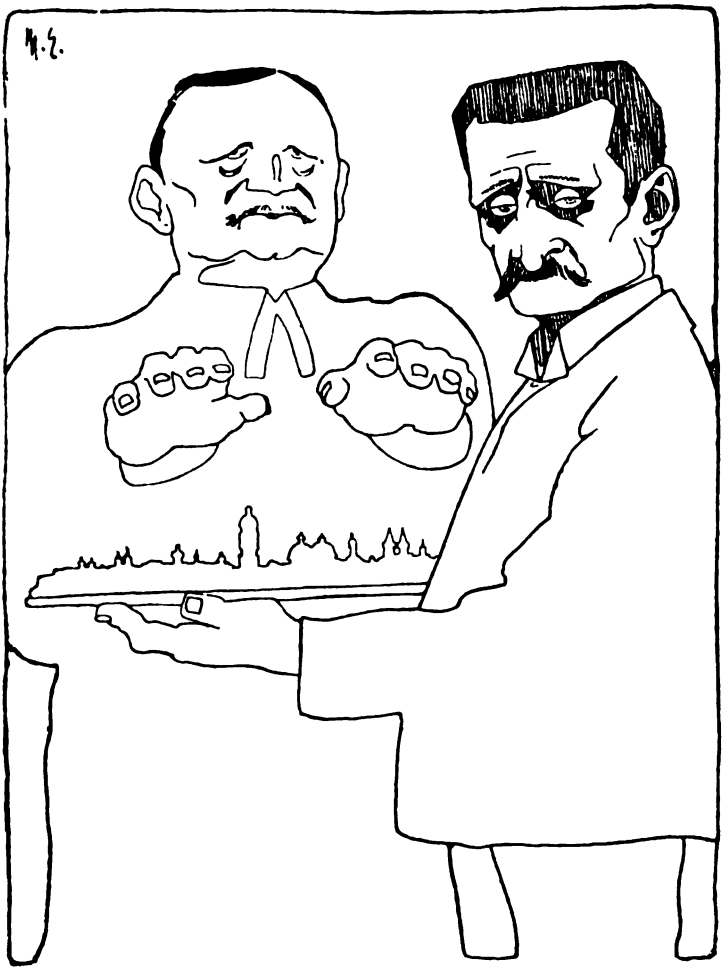
Hartmann / Brixner Chronik IV.

Brixens Gegenwart.

Das Jahr 1911 hat uns gleich eine hübſche Überraſchung gebracht: Ein Büchlein aus der Feder des hochwürdigen Herrn Reichsratsabgeordneten Dr. Aemilian Schoepfer. Dieſes Buch war früher eine Artikelſerie in der Brixner Chronik — der wirklichen, der mit dem Schäflein im Wappen — und repräſentiert ſich jetzt in gebundener Form als Neujahrsentſchuldigungskarte der Stadt Brixen pro 1911.

Ueber das „Wie" und „Warum" dieſer Veröffentlichung ſpreche ich mich nicht gerne aus, denn es könnte mir Gemütsroheit vorgeworfen werden, wenn ich die Behauptung aufſtellen wollte, es ſei eine Geſchmackloſigkeit, eine Propagandaſchrift für die Idee eines guten Freundes — als welche ſich die vorliegende ohne Zweifel darſtellt — ſo ganz öffentlich zu Nutz und Frommen der Stadtarmen von Brixen zu vertreiben.

(gez. von Max v. Eſterle.)



Genoſſe Holzhammer / Genoſſe Abram
oder
„Die marianiſche Landeshauptſtadt im Reichsrat“.

Der Verfasser erinnert in der Ueberschrift seines Werkes nochmals mit größerem Nachdruck an sein Reichsratsmandat, vermutlich um seinen nationalökonomischen Notizen den Stempel einer höheren Weihe aufzudrücken. Ob der Erfolg beim Leser auch wirklich eintritt, will ich nicht entscheiden, denn mit den Abgeordneten scheint es mir so ähnlich wie mit den Königen: sie müssen nicht immer und unbedingt die Besten und Klügsten aus ihrem Volke sein.

Die vorliegende Schrift, die mit dem althergebrachten Brixner Schlendrian und Konservativismus energisch bricht und dem „gegenwärtigen Rückstand" mutig den Rücken kehrt, um sich in eine fernere Zukunft zu verlieren, zerfällt in drei Teile. I. Teil und captatio benevolentiae: Volkswirtschaftliche Reprisen aus Wahl-, Reichstags- und frommen Reden des Herrn Verfassers. II. Teil, Höhepunkt: Plosebahn und III. in absteigender Linie eine Dolomitenstraße.

Es liegt mir nun absolut fern, mit unziemlichem Hohn über die logischen Feinheiten der inkriminierten Abhandlung herzufallen, ich möchte mich im Gegenteil in den Dienst dieser aufschwingenden Bewegung stellen und hier einige Gedanken niederschreiben, die sich vielleicht später von berufener Seite zu einer Broschüre „Brixens Gegenwart" erweitern ließen und jedem Fremden zur leichteren Orientierung in dieser Stadt kosten- und schmerzlos zur Verfügung gestellt werden könnte.

Um Mißverständnissen vorzubeugen, habe ich mich an den ortsüblichen journalistischen Stil gehalten.

I. Allgemeines, Historisches und Klima: Brixen ist ein freundliches Städtchen mit mehreren Einwohnern und Kirchen, nebst dem dazugehörigen Personal und einem Bischof, dessen Sitz schon aus dem XI. Jahrhundert stammt. Die Stadt selbst stammt aus dem Jahre 901 n. Chr. G. und wurde durch ihre Milleniumsfeier auch weiter bekannt. Seit ihrer Gründung mußte sie Mehreres mitansehen. In den Freiheitskriegen und zu anderen Zeiten tat sie sich durch ihren Bischof hervor. Ihre teilweise Rückständigkeit, die sich in manchem noch bis in die jüngste Zeit bemerkbar machte, ist nicht auf klerikale Einflüsse zurückzuführen. Brixen besitzt im Sommer und Winter ein stabiles Klima, dessen Wirkungen als allgemein gesund und nervenberuhigend geschätzt sind. Im Sommer ist es bedeutend kühler als das aufstrebende Bozen, nur manchmal tät Regen not. Die Oberleitung der Stadt bildet ein geschlossenes Ganze mit gediegenem Sinn für familiäre Zentralisation und vermehrt sich stark durch parteipolitische Inzucht.

II. Straßen, Verkehrswege, empfehlenswerte Ausflüge: Vom Bahnhofe der k. k. priv. Südbahn schlängelt sich eine breite Straße mit unmerklichem Gefälle ins Innere der Stadt. Zu beiden Seiten derselben liegt in der Tiefe von einigen Metern in gänzlich wind- und staubfreier Lage die Villenkolonie Brixen W, in äußerst stilvoller Weise gehalten, mit einer angenehmen Unterbrechung durch ein linker Hand befindliches Missionshaus. Die Straße erfährt ihre Fortsetzung in einer weiteren Straße, die die zum Anstaltsgebiete gehörige Villenkolonie Brixen NO durchschneidet. Der Eingang dieser Straße ist für Automobile gut, für Fußgänger noch besser passierbar. Rechts davon gelangt man zum Sanatorium des Herrn Landtagsabgeordneten Dr. Otto v. Guggenberg, G. m. b. H., für Lungen- und Nervenkranke, oder solche, die es werden wollen. Am Ende der Straße sind, umgeben von großzügigen Weinbauanlagen, billige Bauplätze in windgeschützter Lage ab 1918 zu verkaufen.

Die vom Brenner nach Süden führende Reichsstraße führt derzeit nicht durch Brixen, da die dazu dienliche Stadelgasse infolge notwendiger baulicher Veränderungen und einer seit Jahren in Aussicht stehenden Pflasterung nicht passierbar ist.

An Ausflügen ist Brixen reich. Ringsherum trifft man viele Spazierwege touristischer Natur, die sich jedoch für Lungenkranke oder Herzleidende weniger eignen, da die buckelige Beschaffenheit der Umgebung derzeit noch das ebene Gradausgehen erschwert. Als Stadtpromenade empfiehlt sich der durch eine neue Pflasterung höchst gangbar gemachte Altenmarkt-Boulevard. Die Inangriffnahme weiterer Promenaden erfolgt umgehend nach Rektifizierung der modern ausgestalteten städtischen Kanalisierung.

III. Gebäude und Sehenswürdigkeiten. Ein den Anforderungen der modernsten technischen wie hygienischen Errungenschaften entsprungenes Spital, ein monumentaler Prachtbau im luftigen Villenstil gehalten, gesunde Lage, in nächster Nähe des Bahnkörpers der Südbahn, vor Nordwinden geschützt. Der Bau des Spitales wurde ermöglicht durch eine hochherzige Stiftung Ihrer kaiserlichen Hoheit der Frau Erzherzogin Valerie.

Nicht weit davon der städtische Friedhof, ein dekoratives Schmuckkästchen Alt-Tiroler Grabdenkmäler mit einem Leichenhaus; anschließend ein Separée für Protestanten, Juden und Hunde, mit pietätvollen Baum- und Grasschmuck. Als Gegenstück zu dieser achristlichen Schädelstätte der städtische Viehmarkt.

Als weitere sehenswerte Baulichkeiten der Stadt repräsentieren sich eine Knabenvolksschule und ein k. k. Staatsgymnasium, zwar

noch aus einer älteren Zeit stammend, aber dennoch auch verwöhnteren Ansprüchen Rechnung tragend. Rund umher und in der nächsten Nähe befinden sich die Wohnstätten mehr oder minder bekannter Persönlichkeiten, über die man jedoch nicht sprechen soll. Die Verbindung mit dem historisch sehenswerten Kreuzgang stellt eine den Forderungen des Heimatsschutzes entsprungene kleinere Baulichkeit unaussprechbaren, jedoch den Bedürfnissen von Schülern und Professoren Rechnung tragenden Charakters her.

Einige Handbreiten nördlich davon steht die städtische Bank, deren Leitung in den bewährten Händen eines bekannten Großkaufmannes liegt, und die jederzeit gerne bereit ist, Geldbeträge bis zu einem Höchstausmaße von 30 Kr. umzuwechseln. Ein Mehr verbietet die Bescheidenheit.

IV. Parkanlagen und Aehnliches: Erstere am schönsten in der Nähe der v. Guggenbergschen Wasserheilanstalt.

An Veranstaltungen ähnlicher Natur wäre noch hervorzuheben eine groß angelegte Baumschule, die nach dem Muster der ehemaligen, heute leider aufgelassenen Baumschule des Landeskulturrates in Innsbruck eingerichtet ist und erst aus der jüngsten Zeit stammt.

V. Kulturelles und Vergnügungen: Für musikalische Darbietungen sorgt ein in Tracht befindliches Symphonieblech und ein Musikverein, früher auch ein Männergesangverein „Die Lüberallen".

Noch wäre in dieser Hinsicht zu erwähnen das melodische Klingen von Kirchenglocken, täglich von 5 bis 1 Uhr vormittags und 2 bis 7 Uhr nachmittags hörbar. An Sonn- und Feiertagen auch noch länger.

Für wissenschaftliche Veranstaltungen sorgt ein katholisch-lokalpatriotisches Kasino.

Die Gesinnung der führenden Kreise erweist sich als streng kaisertreu und wird von Zeit zu Zeit durch stimmungsvolles Absingen des Kaiserliedes in Versammlungen unpolitischer Natur, gleichgültig von wem immer veranstaltet, bekräftigt, sowie durch zweckdienliche Denunziationen.

*

Das hier Gegebene sollen natürlich nur Anregungen sein. Es würde mir jedoch nichts größere Freude bereiten können, als wenn ich wüßte, daß ich damit ein Kleines zur großen Idee von der Zukunft Brixens beigetragen hätte.

WERKE VON CARL DALLAGO.

Gedichte. E. Piersons Verlag in Dresden. Broschiert Mk. 2·50, gebunden Mk. 2·—.

Ein Sommer. Liederreigen. Verlag von E. Ebering, Berlin. Gebd. Mk. 2·—.

Strömungen. Neue Gedichte. Tiroler Verlag, Innsbruck. Brosch. Mk. 2·—, gebd. Mk. 3·—.

Wintertage und Anderes. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·25, geb. Mk. 3·—.

Spiegelungen. Ein lyrisches Album. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 3·—, gebd. Mk. 4·—.

Der Süden. Kulturliche Streifzüge eines Einsamen. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—, gebd. Mk. 3·—.

Erich Tagusen oder Kinder des Lichts. Ein lyrisches Drama in drei Aufzügen. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—.

Neuer Frühling. Ein Gedichtbuch. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—.

Geläute der Landschaft. Kulturliche Streifzüge eines Einsamen. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 3·—, gebd. Mk. 4·—.

Die Musik der Berge. Künstlerdrama in drei Aufzügen. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Broschiert Mk. 2·—.

Ein Mensch. Ein Roman in Bildern. Axel Junker, Verlag, Berlin. Brosch. Mk. 2·50, gebd. Mk. 3·50.

In Vorbereitung: Das Buch der Unsicherheiten.

WERKE VON KARL BERGER.

Wilhelm Bienner, Kanzler von Tirol. Trauerspiel. — Linz, Mareis.

Die Weiberfeinde. Schauspiel. — Modernes Verlagsbureau Kurt Wigand, Berlin.

Urteile über den „Brenner“.

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine im ersten Jahrgange laufende Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen zwölf Heften der von Ludwig v. Ficker herausgegebenen, im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. ... Im Ganzen ist „Der Brenner“, wie man aus alledem merkt, eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. ... So viel sehen nun unsere Leser, daß wir uns Tirol nicht mehr als einen dunkeln Fleck auf der literarischen Landkarte zu denken haben, ja, daß dort, abgesehen von den einzelnen Dichtern und Künstlern, die diesem kernhaften Volksstamme von Zeit zu Zeit geschenkt werden, nun auch das eingesetzt hat, was man eine literarische und kulturelle Bewegung nennt. Und ihr Organ ist die neue Halbmonatsschrift „Der Brenner“.

Pester Lloyd ..... Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt in wenigen Heften schon, daß sie ihm gewachsen ist, denn sie wird von Männern geschrieben, die sämtlich durch ein eigenartiges Können in der deutschen, besonders aber in der Tiroler Literatur dastehen. Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Heinrich Mann ... Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind. ...

Beiblatt der Zeitschrift für Bücherfreunde (Leipzig). ... ebenso (verdient Beachtung) der äußerlich recht unscheinbare, dem Gehalte nach aber überraschend gute „Brenner“, eine Tiroler Zeitschrift, die mitten in den Bergen einen mitunter recht schweren geistigen Kampf kämpft.

Der Volkserzieher (Berlin). Von den Alpen her grüßt die naturkräftige und streitbare Stimme der Halbmonatschrift „Der Brenner“. Ein Blatt von kernhafter Eigenart, mehr als irgend eine schöngeistige Zeitschrift, die bisher im deutschen Sprachgebiete erschien. Ein tüchtiges Häuflein von prächtigen Männern tritt mit allen Kräften dafür ein.

I. Jahr. Heft 20.

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Die Seele des fernen Ostens / Hugo Neugebauer: Kentaurenansturm / Richard Huldschiner: Zauberland / Bernhard Jülg: Die Brücke von Chioggia / Ludwig Seifert: Ein Brief / Richard Smekal: Hildegard Ruhs Haus / Peter Scher: Um eine kleine Hand / Arthur Moeller van den Bruck, Hugo Neugebauer: Zu Däublers „Nordlicht". — Karikaturenfolge XX: Max von Esterle: Richard Huldschiner.

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

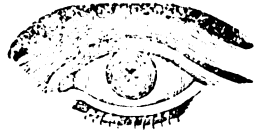
erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1·75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Erlerstraße Nr. 3. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Sämtliche Rechte vorbehalten.

Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.



Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel.** Schreibmaschinen: **Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.**

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

I. Jahr. Innsbruck / 15. März 1911. Heft 20.

Die Seele des fernen Oſtens / von Carl Dallago.

I.

Mein Fuß betrat nie fernöſtliches Land. Ich bin im Süden nicht über die Grenzen Europas hinausgekommen und im Norden, Weſten und Oſten nicht annähernd bis zu den Grenzen. Aber außer den fernöſtlichen Kriegsberichten vor Jahren kam doch Kunde zu mir von fernöſtlichem Weſen und Land. Die Kundebringer waren Bücher. Und beſonders in der letzten Zeit fügten ſich zu früherem, verſtreut Gehörten noch maßgebende Werke. So: „Kokoro", „Lotos", „Kwaidan" von Lafcadio Hearn und „Die Seele des fernen Oſtens" von Parcival Lowell, alles dies in der Berta Franzos'ſchen Übertragung, die vortrefflich klar und bündig anmutet.

Hearns ſtill ſchöne Bücher beſorgten in mir das erſte leiſe Vertrautwerden mit der Seele des japaniſchen Volkes. Sie waren es, die mich eigentlich einführten in jenes von uns in manchem ſehr abweichende Weſen fernöſtlicher Menſchen. Aber Hearn iſt zu ſehr Dichter. Und ſo ging ſeine eigene ſinnige und ſanfte Art in alle Dinge über, die er berührte, wenn er auch zugleich von der Seele dieſer Dinge, der Menſchen und der Landſchaft Japans, empfing und abgab.

So ſchuf dieſer engliſche Schriftſteller, der in Japan ſeine zweite Heimat fand — vielleicht ſogar erſt das Heimatliche, das ſeiner Seele zuſagte —, vieles Vereinzelte von großer dichteriſcher Einſicht und Tiefe. Aber das Zuſammenziehen, das Hauptmerkmale-Verbindende,

um ein Gesamtbild in seiner wesentlichen Beschaffenheit herzustellen, gelang ihm vielleicht weniger. Einer so feinen Dichterbegabung scheint es nicht zu liegen, die Zügel zu straffen, um das Einzelne einer Gesamtdarstellung vorzuspannen. Das besorgte Parcival Lowell in seinem Buche. Man fühlt in diesem Werke eine stärkere — wenn auch gröbere — Hand und größere Energie. Das mag Hearns nachgiebiges Wesen für sich erobert — und ihn verführt haben, in einem Briefe zu sagen: „Ein Buch habe ich für Sie — ein erschütterndes, ein göttliches Buch. Aber Sie müssen mir versprechen, jedes einzelne Wort davon zu lesen. Jedes Wort ist Dynamik. Es ist das schönste Buch aus dem Osten, das jemals geschrieben wurde. Obgleich es nicht sehr umfangreich ist, enthält es mehr als alle meine Bücher über den Orient zusammen. Und ein Amerikaner hat es geschrieben. Es heißt „Die Seele des fernen Ostens". Es wird Sie ebenso ergreifen wie Schopenhauer, mit dem es den Tiefsinn und die Klarheit gemein hat."

Wenn uns ein Buch, das uns Neues, Fremdartiges übermitteln soll, in solcher Weise empfohlen wird — Hearns Worte sind der Umschlagschleife des Buches aufgedruckt — von einem bedeutenden Menschen, der selber in jenem Fremdartigen heimisch geworden ist, wird es natürlich, daß man es mit Eifer und Lust zur Hand nimmt. Auch mir ging es so, und die Kunst des Vortrags hat mich gefesselt. Und das Neue und Fremde, das vor einem aufgerollt wird, geordnet und geschlossen, fast wie mathematisch angereiht, hinterläßt in einem wirklich eine festgefügte Vorstellung von fernöstlichen Menschen und fernöstlicher Landschaft, der jene Menschen wie einverleibt scheinen. Doch zuweilen geht ein Ton mit, der wie ein Mißton sich hörbar macht, und das Salz der Ironie, das den Schilderungen überall mehr oder weniger fein eingestreut ist, macht die Bestimmtheit und den Eifer jener vereinzelten Töne eher noch stärker hervortreten, bis endlich das letzte Kapitel plötzlich seine dichterische Hülle fallen läßt und in spekulativer wissenschaftlicher Nacktheit sich abmüht, beweiskräftig vorzugehen. Und die ganze dichterische Schönheit des Werkes

könnte keines Dinges so sehr leicht entbehren wie gerade dieser Beweisführung.

*

Ich las das Buch auf meinen einsamen winterlichen Waldgängen in höherer Gebirgsgegend. Wer weiß, wie sich in einem die Seele weiten kann auf solchen Gängen, beglänzt von der Sonne, umrankt von Wald und Bergen, von Farben wie eingelegt, von Formen wie verdichtete Klarheit, mit einem Himmel über einem wolkenlos Tage und Wochen hindurch, die Sonne schwer sich ausgießend auf die Winterlichkeit der Landschaft, die eigentlich nur klarere, härtere, hellere Töne aufweist, — wer weiß, wie das Herz auflebt bei solchem Schauen, wie es sich stärkt und zugleich empfänglich wird, gleichsam verfeinert im Gehör für alle Geräusche und Worte, wie sich so alles stärker hört und tiefer bis zurück auf seinen Ursprung — auf seinen Urheber, und wie diese Art Gehörtwerden nötig ist, um überhaupt in solcher Umgebung gehört zu werden, denn solche Umgebung ist wie ein Prüfstein für sprechende Dinge, an der das Belanglose wie ungesprochen abfällt; — wer das weiß, kann sich denken, daß es zumeist nicht vorteilhaft für ein Buch ist, wenn es im Freien genossen wird, anderseits aber auch, daß es seinen Wert vielleicht am besten erwiesen hat, wenn es im Freien besteht.

Ich führe dies alles an, um das Milieu aufzudecken, aus dem meine Erörterung des Buches herzuleiten ist: den Einfluß der großen Landschaft, davon die Seele erfüllt ist. Wie in solcher Lage alles Reagieren auf Gehörtes einem gleichsam diktiert wird, da man sich selber in der ganzen Sache als ein Geführtes erscheint. Man getraut sich da vielleicht mehr zu sagen als sonst, — man kümmert sich weniger, wohin das Gesagte fällt, noch wie es aufgenommen wird, — man erlebt sich selber mit jener führenden Macht in sich im Urteil: — das genügt . . .

Gewiß löst in einem Größe und Schönheit der Landschaft die Willigkeit aus, Schönem und Großem zu begegnen, — und wenn solches auch nur einigermaßen in der Diktion eines Buches zutrifft, überläßt man sich ihr bereitwilligst. Es braucht dann schon ein ziemliches Hemmnis, um sich im Lesen daran zu stoßen.

Wo ich mich das erſte Mal ernſtlich anrannte, war die Stelle im Buche, die erzählt: „Dem Manne, der den beſten ſcholaſtiſchen Eſſay über die Klaſſiker ſchreiben kann, wird ſofort das Recht und auch die Gelegenheit eingeräumt, viel Ehre und noch mehr Reichtum einzuheimſen, indem er ſeine weniger befähigten Mitbürger übers Ohr hauen darf. China iſt ein Gelehrtenparadies.“ Alſo ein Gelehrtenparadies beſteht in Reichtum und dem Vorrecht, andere zu betrügen: ich mußte über das Witzige an der Sache verwundert innehalten. Von chineſiſchen Weiſen hatte ich anderes gehört. Aber Gelehrte und Weiſe ſind vielleicht Gegenſätze.

Dann war es, wo von der japaniſchen Frau erzählt wird: „Denn ſie iſt nicht ſeine Liebe; ſie iſt nur ſeine Gattin, das, was von dem Roman übrig bleibt, wenn die Romantik fehlt.“ Das ſchien mir zu ſehr banale Geſchwätzigkeit. — Weiters, wo vom Menſchen geſagt wird: „Er iſt hinſichtlich ſeiner Phyſis weniger für den Daſeinskampf entwickelt, er gehört einem veralteten untüchtigen Typus der Säugetiere an. Wären ſeine Hirnwindungen nicht, er könnte keinen Augenblick lang in dem Daſeinskampf beſtehen, und ſelbſt der Affe würde an ſeiner ſtatt herrſchen.“ — Alſo dahin ſteuert das Buch, begriff ich hier. Meine freudvolle Willigkeit ſchwächte ſich bedenklich ab und die Diktion verlor ſogleich viel von ihrem Glanz. Mein Ohr lauſchte nun bedächtiger dem Unterton und verſpürte das Werk immer mehr ein Intellektwerk werden, das auszog, alles zu erklären, und dieſe Anmaßung des Wiſſens auf ſein Schild erhob. Noch drückte es dies klug verhüllt aus, wenn es einem rät: — „zutreffender zu ſagen, ich bin über alles unwiſſend als, ‚ich weiß gar nichts‘. An dir fehlt es, nicht am Ding“.

Aber das Intellektiſche im Buche geht weiter und wird immer offenkundiger und zuverſichtlicher und bringt alle Dinge immer mehr unter ſein Wiſſen, ſie ſo zugleich verſeichtend und abſperrend, um ſie erklärlich zu machen. So tut es im Eifer, ohne es zu merken, einen böſen Fall herab vom Podium der Wiſſenſchaftlichkeit, auf dem es ſich immer anmaßender bewegt. Es ſagt: „Für die ganze öſtliche Welt iſt die Wiſſenſchaft ein Fremdling. — Trotz der Tatſache, daß

China im Besitze des Schießpulvers, der beweglichen Typen und des Kompasses war, ehe man sich in Europa von diesen Dingen auch nur träumen ließ, verdankte man diese Schätze keiner Kenntnis der Physik, Chemie und Mechanik. Sie waren nicht Ergebnisse der Wissenschaften, sondern der Künste. Und es spricht Bände für die Zivilisation der Chinesen, daß sie ihr Pulver für Feuerwerke und nicht für Feuerwaffen verschossen." (Das Folgende gebe ich gesperrt.) „Dem Westen allein gebührt das Verdienst, diesen Artikel hergestellt zu haben, nicht um die Zeit, sondern um Menschen damit zu töten. Der Gesichtspunkt des Fernorientalen ist nicht der wissenschaftliche." — Das alles ist stolz und ernst gemeint und so bezeichnend für die Beschaffenheit des Intellekts, der nicht fühlt, wie er lobt, wie er die Fragwürdigkeit der Wissenschaft aussagt mit solchem Lob — und zugleich den inneren Verfall für dort, wo er herrscht.

Der anmaßende westliche Intellekt versteigt sich weiter zu der für das Buch mißlichen Behauptung: „In ihrer erhabenen Überlegenheit gegenüber dem Menschen ist die Wissenschaft eher unpersönlich als persönlich. Die Kunst jedoch ist allen zugänglich." Denn das Buch bringt später als „psychologische Tatsache, daß der geistige Fortschritt eine immer steigende Individualität involviert": demnach aber die „erhabene Überlegenheit" mit der Unpersönlichkeit sich nicht gut verträgt.

Nun rankt sich der westliche Intellekt betrachtend um „Natur und Kunst" des fernen Ostens und stellt folgendes fest: „Als die drei Hauptquellen der östlichen Kunst kann man Natur, Religion und Humor bezeichnen. So inkongruent diese Zusammenstellung scheint, weisen sie doch alle denselben Zug auf. Denn die erste verkörpert konkrete Unpersönlichkeit, die zweite abstrakte Unpersönlichkeit und das Bereich des dritten ist es, die Persönlichkeit im allgemeinen ins Lächerliche zu ziehen." Diese Lösung für die Zusammengehörigkeit der drei Begriffe: Natur, Religion, Humor, die doch auch bei uns ihren Sinn haben, mag witzig sein, aber wenn ich ein nahezu Verkehrtes sage, ist es ebenso richtig. Und eine etwas umständliche Enge

liegt in den, dem „Fernorientalen" geltenden, Sätzen: „Seine Muſe erſcheint ihm nicht wie den Griechen in Geſtalt eines Weibes, ja nicht einmal proſaiſcher in dem Ebenbilde eines Mannes. Sie iſt der Menſchheit nicht verwandt. Sie iſt zu unperſönlich für irgend eine Perſonifikation, denn ſie iſt die Natur. — In ſeiner Anſchauung iſt die Natur keineswegs bloß Staffage für den Menſchen." — Ja iſt der Menſch — iſt das Weib — iſt der Mann nicht Natur? — Und warum, wenn Landſchaft gemeint iſt, nicht auch ſie nennen? — Und iſt nicht auch bei den Landſchaftern und Lyrikern des Abendlandes Natur im landſchaftlichen Sinne *nicht nur* Staffage für den Menſchen? —

Und vielleicht mehr nur einer Konſtraſthebung zuliebe zwiſchen der Naturauffaſſung des Weſtens und jener des Oſtens, verallgemeinert das Buch uns Abendländer in ſchlimmer Weiſe: „Bei uns wird Liebe zur Natur leider als eine Art geiſtiger Extravaganz angeſehen. Für den gewöhnlichen Sterblichen gilt Liebe zur Mutter Erde als eine Art Wahnwitz, der vor ſeinen Mitmenſchen ſorgſam verborgen werden muß." Das Kontraſthebende unnötig unterſtreichend, ſcheint mir auch dieſes, zumeiſt an der Oberfläche der Dinge dahingleitende Kapitel — das übrigens in den Schilderungen der japaniſchen Tempel, der japaniſchen Landſchaft und Baumblüte vielleicht die dichteriſch ſchönſten Stellen des Buches aufweiſt — abzuſchließen, wenn es ſagt: „Sich beiſpielsweiſe den Kirſchbaum als ein Weib denken, wäre für den Geiſt des Japaners eine Vorſtellung, die ſelbſt die Grenze des Lächerlichen überſchreiten würde."

Ich glaube nicht, daß es ausſchließlich ſo iſt. Zuweilen muß auch in die Seele des Fernorientalen das Wunderbare und Rätſelhafte des Gegenſtandes ſeiner Betrachtung übergehen und dies um ſo mehr, je dauernder die Betrachtung iſt. So mag auch ein blühender Baum in der Seele des Beſchauers immer mehr zum Rätſel werden. Und wenn ſo ein junger Beſchauer *liebt*, was doch auch vorkommen kann, trotz der patriarchaliſchen Inſtitution — ja nicht einmal trotz, weil es immer und überall vorkommt über alle Inſtitutionen hinweg — wird ihm auch der Gegenſtand ſeiner Liebe zuweilen wie

ein Rätſel ſein, und das ermöglicht gewiß, daß ſich ſeine Seele vom blühenden Baume zur Liebſten hin ihre ſtillen Gedanken ſpinnt.

II.

Ein völlig Neues-Fremdes einigermaßen in ſeiner richtigen Weſenheit zu erfaſſen, erfordert gewiß immer einen großen Aufwand von Zeit und Kräften. Es muß ja der eigenen Natur erſt aufgepfropft werden, und dieſe ſo erſt langſam die Säfte und Kräfte des Neuen in ſich ſaugen, um zu tragfähiger Verbindung mit dem Neuen zu kommen. Ähnliches mag auch der Abendländer an ſich erfahren, der ſich das Neue und Fremdartige des fernen Oſtens aneignen will. Sicher heißt es für ihn ſeine Sinne offen halten und ſeine Weile zuwarten, bis er in ſich ein Vertrautwerden mit den neuen Dingen verſpürt. Dieſes Vertrautwerden mit dem Neuen und zugleich die Zeit- und Kräfteabgabe aber können es für ihn mit ſich bringen, daß ein früher in ihm Vorhandenes verblaßt — verflacht — abnimmt. Wenn nun ſo einer in Schilderungen des Neuen gern zu Vergleichen neigt, kann es kommen, daß er den früher ihm heimiſchen Dingen nicht mehr ganz gerecht wird.

So erkläre ich mir im Kapitel „Kunſt", das dem fernen Oſten gilt, die Auffaſſung, die daraus auch für den abendländiſchen Begriff Kunſt hervorſickert. Oder: die Luſt zu vergleichen mag ein Suchen nach Kontraſten auslöſen, und dies Geſuchte in den Kontraſten geht auf Koſten der natürlichen Färbung der Dinge. Oder: der Verfaſſer iſt überhaupt nie tief genug in das Weſen der Kunſt eingedrungen und ähnelt hier nahezu Max Nordau, der gewiß gefällig ſchreibt, dem aber trotzdem das wahre Weſen der Kunſt wie ein Buch mit ſieben Siegeln iſt.

Das Buch meint von der Malerei des Fernorientalen: „Um ſeine Bilder zu verſtehen, muß man ſie von dieſem Geſichtspunkte anſehen; nicht als ſeelenloſe Landſchaftsphotographien, ſondern als poetiſche Darſtellungen ihres Stimmungsgehaltes." — Ja, gelten denn bei uns ſeelenloſe Landſchaftsphotographien als Kunſt? — Und ſo wird weiter berichtet: „Wir pflegen ihre Bilder im Vergleich mit

unſern als Skizzen zu bezeichnen. — Iſt eine Skizze für jemanden, der ſie zu deuten verſteht, nicht im Grunde bedeutſamer als eine minutiös ausgeführte Sache, die unfruchtbar in ſich endet. — Iſt man einmal ſo weit, den fernöſtlichen Geſchmack richtig zu verſtehen, wendet man ſich von Kunſtwerken, die wir fein ausgeführt nennen, mit einer unangenehmen Empfindung der Überſättigung ab, ſo, als hätte man bei einem Feſt des Guten zu viel getan. — Wie bei uns ein überlanges Gedicht eine contradictio in adjecto iſt, ſo iſt bei ihnen ein ganz ausgeführtes Bild ein ſich ſelbſt verurteilendes Werk."

Iſt hier nicht wahrhaft des Guten zu viel getan — des Guten im Vergleichen auf Koſten des Weſens der Kunſt? — Und entſpricht dieſem Weſen etwa die Schilderung: „Denn die Seele der Kunſt liegt in dem, was ſie zu ſuggerieren vermag, und nichts wirkt annähernd ſo ſuggeſtiv wie das halb Ausgeſprochene. Sehr viel anzudeuten und ſo wenig wie möglich zu zeigen iſt für die Wirkung weſentlicher als die ausgeklügeltſte Darſtellung des Ganzen mit allen ſeinen Einzelheiten. — Wer ahnte nicht hinter einem Schleier ein ſchöneres Antlitz, als je ein Schleier barg?" — Alſo beruht die Kunſt auf beabſichtigter Täuſchung und iſt demnach Berechnung, Spekulation und ſoll, womöglich, im Beſchauer noch etwas auslöſen, das gar nie im Schaffenden ſelber umging? — Iſt damit dem Künſtleriſchen nicht eigentlich der Tod geredet? Denn wenn auch ein Kunſtwerk abhängig iſt von dem, was es zu ſuggerieren vermag, ſo iſt dieſes Suggerieren wiederum abhängig von der Seele des Künſtlers. Und je mehr Seele da — und je vollſtändiger ſie im Kunſtwerk untergebracht iſt, um ſo mehr wird dem Werke auch ſuggerierende Kraft zuteil. Wo wäre denn dieſe im Werke herzunehmen, wenn ſie nicht vorher hineingelegt werden müßte? Dieſe Kraft iſt aber nie Berechnung, nie Spekulation, nie der Intellekt.

Deshalb wird der Künſtler im weſentlichen nur zu beſorgen haben, ſich unterzubringen: das Schauen der Dinge in der Kraft und im Glühen der eigenen Seele, — und er muß dieſes ſo intenſiv — ſo klar — ſo vollſtändig als möglich darzuſtellen ſuchen. Es kann da nie ein Zuviel — ein zu Klares — ein zu Voll-

ständiges geben, weil alles in demselben Verhältnis im Kunstwerke suggerierende Kraft wird; es es sei denn, man müßte diese Kraft als Schwäche eines Kunstwerks empfinden, etwa im Sinne von zu aufdringlich. Dies Bedenken entfällt aber wieder, indem das Aufdringliche (eindringlich wäre nicht aufdringlich) nicht als künstlerisch gelten kann, oder höchstens als gröblich künstlerisch, der Schaffende jedoch um so mehr nur künstlerisch Vollwertiges abgibt, als er selbst Künstler ist.

Und Bilder nicht ganz auszuführen aus Spekulation, in der Erwägung, daß der Beschauer so mehr herausdeuten könnte, als man selber zu zeigen imstande ist, wäre für einen ganzen Künstler Wahnwitz. Denn erstens ist das Ganz-Ausführen ein Seltenstes und Höchstes und um so schwerer, je größer die Künstlerschaft ist nach dem Prinzip: je mehr da ist, um so mehr Mühe, alles ans Licht zu schaffen, denn es liegt ja in einem vergraben und eingesprengt, — und erst, wenn es Gold ist! — Zweitens ist die Sicherheit des Künstlers dem Publikum gegenüber immer eine derartige, daß er wohl Scheu haben mag, falsch oder auch nicht verstanden zu werden, nie aber davor, daß man ihn in seinem Werke ohne weiters bis zu Ende erkennt. Der ist nicht Künstler, der derlei fürchtet; jedenfalls nicht schöpferisch Schaffender: es ergäbe ja mehr Gehalt für das Publikum als für ihn, was nicht gut denkbar ist, da erst die Art des Schaffenden in das begrenzte Aussehen der Dinge jenen Abglanz bringt, der im Beschauer Unbegrenztes auslöst.

Wo ein Künstler die Skizze vorzieht, ist es immer, weil er sich in ihr besser unterbringt. Auch der große Segantini meint, daß, wer schöne Skizzen macht, nur selten noch ein Bild malt, das der Skizze gleichkommt, oder er malt das Bild überhaupt nicht mehr, weil die Kraft bereits in die Skizze hineingelegt ist.

So mag vorläufig auch in der fernöstlichen Malerei die Skizze zur Vollendung gebracht sein, während das fertige Bild in unserem Sinne überhaupt nicht gemacht wird, weil es Art und Auffassung des Fernorientalen bedingen, daß er seine Kraft und sein Können in der sogenannten Skizze ausgibt, die ihm bereits ausgeführtes Bild

bedeutet und es in ihrer Art auch ist und sich zu unserer Art verhalten mag etwa wie ein Farbholzschnitt zum fertigen Ölbilde. Die Annahme aber, daß für fernöstliche Kunstauffassung „ein ganz ausgeführtes Bild ein sich selbst verurteilendes Werk" ist, verneint schon der Umstand, daß auch dort wie bei uns Überlegenheit (und sei sie auch nur Verstärkung des Rasse-Typischen) dem Publikum gegenüber da sein muß, falls der Fernorientale Künstler ist.

Soviel über das Thema Kunst als kleine Ergänzung zur Kunstauffassung, wie sie das Buch verlautbart, das wohl nur „die Künste des Alltags" ins Auge faßt und demgemäß auch nur die „Alltagsgedanken" eines Volkes in der Kunst verkörpert sieht. Doch nun lasse ich mich willig vom dichterischen Abschluß des Kapitels zur Abhandlung „Religion" überlenken, darin die Religionen des Ostens erklärt und verglichen werden, wobei das Buch besonders für die Schilderung der Lehre Gautamas klug und klar gefügte Worte und Bilder findet, die zum Nachsinnen anreizen. Inwieweit die Schilderung den Buddhismus erschöpft, entzieht sich mir Nicht-Eingeweihten der Beurteilung.

Das Kapitelende geht zusammenfassend vor, da es zugleich das Ende des schildernden Teiles des Werkes bedeutet, und dieses nun ganz Wissenschaftlichkeit und Beweis — ganz Intellekt wird. Folgende Sätze, die in Fragen münden, die wiederum Folgerungen die Tore offen halten, sollen in die Beweissphäre hinüberleiten:

„Wir haben gesehen, wie unpersönlich die Sprache ist, dieses wichtigste Medium des Verkehrs zwischen Seele und Seele; wie unpersönlich die Zwiesprache dieser Seele mit sich selbst; wie der Mensch sich in schweigender Sympathie der Natur zuwendet, statt seinen Mitmenschen; und wie, wenn er seine Zukunftsluftschlösser baut, sein sehnlichster Wunsch dahingeht, ein ununterscheidbares Partikel der Sommerwolken zu werden und sich so unsichtbar wie sie in der gestirnten Stille des allumfassenden Raumes aufzulösen.

Was sagt uns nun diese merkwürdige Unpersönlichkeit? Warum weichen diese Völker in diesem wichtigsten Betracht — in der Be-

trachtung ihrer selbst, so völlig von uns ab? Die Antwort führt zu einigen interessanten Konklusionen."

Hier muß ich vorerst überschlagene Stellen des Buches nachholen, die alle darauf ausgehen, die Unpersönlichkeit im fernen Osten zu erweisen. (Fortsetzung folgt.)

Kentaurenansturm /
von Hugo Neugebauer.

Durch die ambrosische Nacht mit Donnergetose
stürzt sich die wilde, die lose zerstörende Macht!
Sieh sie mit Sturmeshänden, Mähnen und Schwänze
gesträubt,
die Wetterwolken greifen, horch, wie sie pfeifen!
Eh dich Getöse betäubt, eh sie mit fichtenen Bränden
fackelnd die Augen dir blenden, ehe die wankende Scholle
unter den Füßen der tolle Schwarm dir entreißt,
mit Blute dich speist aus dem eignen Gehirne,
— zerschmettert die Stirne, entwichen der Geist —
eh euch ein Leides geschieht: flieht, ruf ich, flieht! —
Bist du vom Volke der Bauern, die stemmen und hemmen
mit wuchtigen Dämmen die rasenden Wasser,
fürchte die grimmigen Hasser, fürchte den Zorn der
Kentauern! —
Von blendenden Sitzen auf Bergesspitzen,
trunken von Feuerwein: Äther mit Blitzen gewürzt,
gurgelnd hinuntergestürzt, bergab und talein
sausen und brausen des Winds mit der Wolke
Gezeugte in Schauern, die wilden Kentauern,
ungetüm, ungestüm, Feinde der Menschen Volke! —
Sieh, wie die Stute sich bäumt, wenn sie der Hengst
überschäumt
mit gischtendem Schaume!

Horch, wie er ſchnaubt und ſtampft, ſieh, wie ſie zittert
und dampft,
ſtäubenden Atem bläſt über der Bäume Geäſt,
ſieh ihre Flucht vor der Sucht der rauhen Genoſſen,
von Menſchen und Roſſen zwiebrünſtige Luſt
in der wogenden Bruſt, gott-tieriſche Brunſt
im wehenden Dunſt der verwachſenen Leiber: die Weiber,
die Weiber! —
Näher kommen ſie, näh'r: öffnet die Schleuſen am Wehr,
weichet der waltenden Macht, die durch ambroſiſche Nacht
mit Donnergetöſe anprallender Stöße
entwurzelter Stämme pocht an die Dämme! —
Hoch über Hof und Hauſe, Fels zu Felſen gedrängt,
nachtet die tiefſte, die engſte, die heimlichſte Klauſe,
die aller brünſtigen Hengſte Ahn mit den Hufen geſprengt,
trunken von Ätherwein, in das zermürbte Geſtein:
fürchtet die heimliche Stätte, ſcheuet das Hochzeitsbette
der raſenden Macht, wo in ambroſiſcher Nacht
Mann ſich am Weibe ſtaut, Leib über Leib ſich baut
zu jauchzendem Schwalle! Ahnet: dort feiern ſie alle,
was Tiere und Menſchen zu Göttern macht! — —
Trübe der Morgen glüht durch die grauende Wolke.
Auf verwüſteten Fluren allüberall Spuren
vom raſenden Volke, den Kindern der Wolke,
von der Wut der Kentauern! — Und Flüche zerknirſchende
Bauern!
Ja, Flüche den ſchlafenden Mächten des Neigens:
Die Saaten verſchüttet, die Hütten zerrüttet —
und Flüche, nur Flüche Bewandrer des — Schweigens.

Zauberland /
von Richard Huldſchiner.

Freiheit iſt Frühlingsgefühl. Solang du am Ofen ſitzeſt, ſolang jenſeits der geſchloſſenen Fenſter der Schnee herabwirbelt und der Winterſturm den Rauch der Nachbarſchornſteine unwirſch über die Dächer jagt, biſt du der Gefangene deines eigenen Mißmuts. Gehſt du hinaus über die Felder und ſiehſt, wie alles ſchläft unter brauner Erde oder unter weißem Teppich, rieſelt von kahlen Äſten leiſe der Schnee herab, ſteht am fernen Himmelsrande weiß und groß die Wolkenwand, die morgen wieder Schnee bringen wird, hört dein Ohr keinen Laut in Nähen und Fernen, dann kommt die Furcht vor Schweigen und Nacht und beugt dein Haupt. Und du vermagſt es nicht zu begreifen, daß das ſchwache Geſchlecht der Menſchen, der Eintagsfliegen, der ſurrenden Käfer am Rain, den Winter dennoch erträgt und nicht den Göttern flucht, die ihm gegeben haben, die Sonne nicht nur ſteigen, ſondern auch ſinken zu ſehen. Aber der Menſch weiß, daß er auferſtehen wird, wenn die Weiden ihre Kätzchen aushängen und der Krokus in den Wieſen ſteht. Der Frühling iſt ein erſtes Freiheitsahnen der Menſchen, ein frohes Erwachen zum Selbſtbewußtſein; ihm ſtehen Blumen in allen Wieſen, ihm ſtrahlt eine Sonne, die zur höchſten Kuppel des Himmels hinanſteigt, ihm lächelt die Nacht mit ihrem heimlichen Licht, das nur eine Vorbereitung iſt auf neuen, jubelnden Glanz.

Ich war ein Knabe und war nicht frei; ich wurde ein Jüngling, ich las Schiller und wurde nicht frei; die Schranken der Schule fielen, die Alten, die es wiſſen mußten, ſagten mir, nun ſei der Tag gekommen, da wie von einem hohen Berge der Blick auf die weite Welt ſich mir enthüllen werde — und ich wurde nicht frei; ich kam auf die Univerſität und mein Herz hämmerte ungeduldig; nun mußte es ja kommen, das Unbekannte, das ich in ekſtatiſchen Träumen geſehen hatte; aber man ſprach von Bier und Weibern, und ich wurde nicht frei. Das erſte Semeſter ging zu Ende, und ich trug wie an einer Laſt, die keiner ſehen darf, an brütender Enttäuſchung.

Ich ſetzte mich in einen Zug, fuhr durch Ebenen und Täler, die Berge tauchten am Horizont empor, blau und fern, der Wald ſtand ſtill die Hänge hinan, die Berge türmten ſich, der See erzitterte und ſpiegelte den Rauch des eilenden Zuges, die Berge wuchſen zu gigantiſchen Paläſten empor, links und rechts, eine Straße der Götterſtadt. Ein Dorf im Abendfrieden war das Ziel, ein traumloſer Schlaf in der Kühle eines heimlichen Zimmers nahm mich in ſeine Arme, der Morgen kam, auf eine Straße trat ich hinaus, die der Quelle des Bergſtroms entgegenführt, früher Morgen war es, taufriſcher Morgen, ich ſtand und holte Atem — und da wurde ich frei, da erſt wurde ich frei.

Soll man beſchreiben, wie es einem zu Mute iſt, wenn der Frühling über den Winter ſiegt? Man ſollte es wohl, aber man kann es nicht.

Hinter mir lag Landeck, das Dorf am rauſchenden Inn, das alte Schloß am Bergabhang, die ſeltſam feierlichen Gipfel der Parſeiergruppe, vor mir ein enges Tal mit begrünten Felſen, ſpärlicher Wald an den ſteilen Hängen, leicht geballte Wolken am blaſſen Morgenhimmel, und da, von wo die Wolken kamen und wo der ſchäumende Strom ſeine Waſſer mir entgegenwälzte, da mußte das Land der Freiheit liegen. Ich ging drauf los, wie ein Durſtiger, der in der Ferne ſchon die Quellen ſieht, die luſtigen, friſchen Quellen, die Staub und Müdigkeit hinwegſpülen werden. Ich ging, als hätte ich Flügel an den Schuhen, und atmete tief und breitete trunken die Arme aus. Ach, da war ich wirklich frei!

Stunden wurden zu Minuten, Kilometer zu knappen Ellen, die Dörfer ſchwanden hinter mir, kaum, daß ich ſie vor mir geſehen hatte, die Seitentäler erſchloſſen ſich mit ſchweigſamen Wäldern und grünen Almen hoch über den letzten Bäumen — vorbei! vorbei! und weiter ging's. Denn vor mir, da wo über weißem Gipfel die weißgeballte Wolke ſtand gleich dem verſchleierten Antlitz Gottes, da blühte das Glück und wartete meiner. Rauſch und Jubel und nie geahnte Weite der Seele!

Ich aß, was mein Rucksack bot, saß auf einem Stein am Wegrand und freute mich des bunten Lebens der Landstraße. Die Reichen fuhren im Wagen an mir vorbei, ihre Sonnenschirme deckten sie vor Staub und Wind, der Kärrner zog mit seinem Hund zusammen sein weißbespanntes Haus dem nächsten Dorfe zu, Bauern trieben ihr Vieh zum Markt, Handwerksburschen, die ihre Stiefel über der Schulter trugen, um sie nicht vorzeitig abzunützen, marschierten und schwangen ihre Stecken, Touristen zogen gemächlich fürbaß, und ich, ich selber sah und fühlte alles, saß am Rand des Lebens und überschaute sein buntes, herrliches Treiben. Der Tag ist lang, die Sonne steht hoch, so hoch, daß es gar nicht sicher ist, ob sie überhaupt noch einmal den Weg zu Tal finden wird, die Berge sind licht und lachen fröhlich herab, weiße Häuser schmiegen sich zutraulich in ihre Falten, der Bach springt von Stein zu Stein wie ein jubelndes Kind, und ich, ich selber bin frei wie er, und an meinen Schuhen trage ich silberne Flügel.

Am Abend wurde das Tal eng und düster, die Straße verließ den Inn, kletterte den Berg empor, wandte sich durch ein Grenzfort in ein Seitental hinein; ich kam nach Nauders. Und als ich mich wieder besann, saß ich in einem altväterischen Wirtshaus am gedeckten Tisch der Gaststube, hatte vor mir ein gebackenes Huhn und grünen Salat und Wein, und sprach mit zwei Männern, Einheimischen, die sich nach des Tages Drang noch ein bißchen im Wirtshaus umtun wollten. Sie waren nicht schnell mit dem Wort, rauchten aus großen Pfeifen ihren Knaster, ihre Finger waren breit und schwer und ihre Stiefel wuchtig, als gälte es täglich Titanenpfade glatt zu walzen. Aber wenn sie langsam mit dem Kopfe nickten und mich mit stillen Augen zufrieden ansahen, war mir, als kennte ich sie schon lange und freute mich nun, ihr Lob errungen zu haben.

Ja, sie sagten auch, es sei weit von Landeck nach Nauders, 45 Kilometer, und wer's in neun Stunden geschafft habe, müsse gut gegangen sein. Aber halt die jungen Beine! Der eine, der der Wegmeister war, kannte die Strecke genau, und der andere, der Doktor, trank still seinen Wein, qualmte aus seiner Pfeife und lächelte

behaglich. Die Wirtin ging ab und zu, blieb auch plaudernd am Tiſche ſtehen, eine Hand reſolut in die Hüfte eingeſtemmt, und ſchaute mir mütterlich beim Eſſen zu. Und ich ſelber ſprach wenig, fühlte mich geborgen wie noch nie und freute mich dieſer ruhigen, tüchtigen Menſchen, aus deren Augen ſo viel Genügen und ſo viel Wärme leuchtete.

Draußen hatte der Piz Mondin, der über die grünen Vorberge in den blaſſen Himmel ragte, ſeine rote Abendkappe aufgeſetzt. Drunten auf der Dorfſtraße wurden Kühe vorbeigetrieben, Mädchenſtimmen ſchallten fröhlich vom Brunnen herauf. Solche Stunden ſind wie Einblicke in eine ferne, über alle Leidenſchaften erhabene Welt, und man kann nur ſtaunen, daß man ſelber dabei iſt, und daß man ruhig und gütig auf dieſe Botſchaft aus glücklichen Gefilden lauſchen kann, ohne im Grunde ſeiner Seele zu fühlen, daß auch dieſes vorübergehen muß.

Wir tranken tüchtig Wein; er war ſchwer und herb und machte uns nicht luſtig, ſondern aufmerkſam und anteilnehmend. Auch der Wirt ſetzte ſich zu uns und erzählte von der Kuh, die er in Mals verkauft hatte. Der Doktor erklärte mir die Photographien an den Wänden. Da die Gruppe vom Schützenfeſt, und der da war er ſelbſt, und das die Kegelgeſellſchaft, und hier ein Bild von einer Schlittenpartie. Das Zimmer aber, in dem wir ſaßen, war das Vereinslokal. Ich nahm alles auf, als hätte ich Wichtigeres nie gehört, und lebte mit und in dieſen Dingen, und ſah nicht, daß es nichts war.

Als aber das Leuchten des Piz Mondin zu verlöſchen drohte, ging ich durchs Dorf zum Friedhof hinauf, ſaß auf ſeiner Mauer und ſah ins grüne Land. Im Süden reckte der Ortler ſein Haupt wuchtig über die näheren Bergketten empor, der Talgrund war mit Heuhütten beſät, im Weſten ſtanden ſtill und feierlich die ſpitzen Gipfel des Engadins, eine fremde Welt, die ich nicht mit Namen zu bevölkern wußte. Die Glocken läuteten im Dorf; das Dunkel kam.

Ein Zimmer nahm mich auf. Altväterhausrat, ein breites Bett, in dem ich faſt verſank! Die Nacht, die nicht dunkel wurde, nicht ſchwer und drückend, ſah freundlich zum kleinen Fenſter herein.

Und wieder ein heller Morgen, und Vogelgezwitscher von Baum zu Baum; in den Wiesen flossen, fast bedeckt vom üppigen Gras, in schmalen Rinnsalen die Bäche, die in den Inn sich ergießen. Aber ich stieg der Wasserscheide entgegen. Jenseits mochte eine andere Welt sich eröffnen, ein schöneres, größeres Land, ein hellerer Himmel, stolzere Berge, weißgeballte Wolken stiegen hinter ihren Kämmen empor, und mein Herz klopfte im leichten, gleichen Takt und trug die Freude vor mir her, wie eine flatternde Fahne. Allenthalben arbeiteten die Bauern in den Wiesen; die roten Kopftücher der Frauen brachten grelle Farbenflecke in das gleichmäßige Grün. Die Wasser wurden spärlicher, je mehr man sich ihren Quellen näherte. Es ging einen Hang hinan, und da stand ich plötzlich auf seiner höchsten Schwelle, und vor mir senkte sich das Land dem Süden zu, aus der Tiefe blitzte ein Seespiegel herauf. An seinem Ufer stand das Dorf, und aus allen Schornsteinen wehte blauer Rauch; da mochten Morgensuppen gekocht werden. An einen Baum gelehnt zu meiner Linken stand ein Mädchen, das zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen die Hand wie ein Dach vor der Stirn hielt und zu mir herübersah. Die plumpe Lodenkleidung konnte den Reiz des jugendlichen Körpers nicht bergen; zwischen den niedrigen Schuhen und den weißwollenen Wadenstutzen sahen die sonnverbrannten Knöchel hervor, der breiteingefaßte Rock war kurz und die Arme bis fast an die Schulter nackt. Über dem blütenweißen Hemd trug sie ein knappes schwarzes Mieder. Wir sahen uns vergnügt eine Weile an. Dann aber sprang sie von ihrem Stein herunter und gesellte sich lachend zu mir. Ich fragte sie nach dem Weg.

Der Weg ginge immer gradaus, da vor meiner Nase. Sie wollte mir ihn gern zeigen. Aber ich hätte wohl keine Eile.

Nein, Eile hatte ich nicht, wenn sie mir ein bißchen Gesellschaft leisten wollte. Da faßte sie mich bei der Hand und führte mich zu dem Stein, auf dem sie gestanden hatte. Wir setzten uns ins Gras und sagten nichts, hielten uns nur bei der Hand und sahen uns von Zeit zu Zeit froh an. „Mena heiße ich," sagte sie. Dann nach einer Weile: „Und du?" Ich sagte es ihr. Sie sah mich wieder an.

„Kommſt du von weit?“ — „Ja, von weit.“ Wir ſaßen eine Weile ſchweigend. Dann aber neigte ſie ſich zu mir, ſah mir warm in die Augen und küßte mich. Die Sonne ſchien auf uns herab, und weit und grün lag die Malſer Heide mit ihren Seen vor meinen Blicken, und der Ortler im Süden winkte und zog; aber was tun? Wenn man jung iſt und frei geworden iſt, wenn man die Unfreiheit abgeſchüttelt hat wie ein altes, grämliches Kleid, das man nie mehr tragen will, wenn man auf die Wanderſchaft gegangen iſt und ins Ferne, Unbekannte zieht, warum ſollte man da einen roten Mund nicht küſſen, der ſich von unverſehens beut, einen vollen Arm nicht ſtreicheln, der ſich als Wegweiſer auf grüner Wieſe ausgeſtreckt hat, auch wenn er braun iſt von Sonne und Wetter?

Ich hatte meinen Kopf an ihr Geſicht geſchmiegt. Ich ſagte nichts und hörte ihrem Plaudern zu. Ich gefiele ihr, erzählte ſie; es kämen viele Touriſten vorbei, das Haus ihres Vaters ſei an der Straße, aber wie ich ſo dageſtanden und zu ihr herübergeſchaut hätte, da hätte ſie gleich gewußt, daß ſie mich küſſen würde. Und dann ſang ſie, und ich hielt mich mäuschenſtill, um nicht den frohen Augenblick zu verſcheuchen, der ſcheu iſt, wie ein kleiner Vogel. Und als ſie geſungen hatte, beugte ſie ſich wieder zu mir und preßte ihren warmen Mund noch einmal auf meinen.

Alles, was einmal geweſen iſt, verſinkt ins Bodenloſe. Niemand iſt mehr auf der Welt als ich und du. Aus den Tiefen dringt fernes Waſſertoſen herauf bis zu unſerer weltabgeſchiedenen Höhe, auf der die Sonne liegt. Am blauen Himmel tanzen Sterne, der Himmel iſt ſo weit und hoch, daß ſelbſt die Berge nur niedrige Schemel, Stützen ſeiner Herrlichkeit, ſind. Aber ich ſehe ſeine Glorie, und du, Mädchen, das du unſchuldig biſt und kindlich wie das erſte Weib vor ſeinem Fall, du küſſeſt meinen Mund und kennſt und fürchteſt keine Sünde.

Als ich noch ein kleiner Knabe war und auf die Berge ſtieg, da glaubte ich, Gott dem Herrn recht nahe zu ſein, wenn ich auf einem Gipfel ſtand. Und je älter ich wurde, in umſo größere Fernen ſchwand er mir, und jetzt iſt er ſo fern, und ſo klein iſt er geworden,

daß ich ſchon lange angefangen habe zu zweifeln, ob er überhaupt noch lebt. Aber damals, als Mena mich küßte, glaubte ich noch an einen Gott und pries ihn und ſeine Kreatur.

Fern, fern iſt alles! Aber ich ſehe dich, Mena ... Du ſtehſt auf dem Platz, auf dem ich dich zuerſt geſehen hatte, deckſt mit der Hand wie mit einem Dach die ſtrahlenden Augen vor der Sonne, noch einmal drehe ich mich zu dir und winke dir zu. Du jodelſt und rufſt ...

Die Sonne ſteht hoch, die Wieſen duften und atmen, die Heuſchrecken ſpringen, in der Tiefe blitzt der See, und ich wandre, wandre frei wie ein Vogel und froh wie die Wolke, die gen Süden zieht.

Die Brücke von Chioggia / von Bernhard Jülg.

I.

In einem Traum von Glanz ward ſie geſchaut,
Im Rauſch nach einem unerhörten Feſte
Und ward in hellen Tagen aufgebaut
Ein Siegespfad für königliche Gäſte.

Es gleicht ihr Bogen ſchön gewölbten Füßen,
Iſt ſtolz und lieblich, auch ein wenig ſteif,
Es breiten ihre letzten Marmorflieſen
Sich reich und prächtig wie ein Pfauenſchweif.

Jetzt liegt wohl dort ein brauner Junge, ſäumt
Den langen Mittag, ſonnt die magern Glieder
Und taucht das Aug' ins tiefe Blau und träumt

Und ſchläft vielleicht, ſo ſtill iſt's um ihn her.
Ein fernes Lied, ein Ruf tönt hin und wieder,
Und der Kanal zieht langſam in das Meer.

II.

Und eines Morgens, eh die erſte Glocke klingt,
Wenn noch die Gaſſen und Kanäle ſchweigen,
Muß ſie ein nackter Jüngling niederſteigen,
Dem um den weißen Hals die rote Schnur ſich ſchlingt.

Er ſchreitet wie ein armer König, ſtolz und bleich,
Daß keiner ſich an ſeinem Schmerze weide,
Der Himmel iſt um ihn wie blaue Seide
Und einem Mantel ſeiner bloßen Schönheit gleich.

Und unten ſteht ein kleiner eiſenſtarker Mann
In einem dunkeln Traum von Blut verloren
Und trägt ein Beil und hat ein Hemd von Scharlach an

Und wartet an dem ſchwarzen Blutgerüſt
Dem wunderſchönen jungen, jungen Toren,
Der geſtern nachts des alten Dogen Braut geküßt.

III.

Eines Abends ſteigt die Courtiſane
Zierlich über dieſe Marmorflieſen,
Während in dem ſchwarzen Fiſcherkahne
Junge Stimmen ihre Reize grüßen.

Ihre weißen, feſten Brüſte ſchmiegen
Sich in einen Panzer von Rubinen,
Und es ſingen ſüß von ihren Siegen
Junge Stimmen zu den Mandolinen.

Oben horcht ſie auf die ſanften Grüße,
Plötzlich rafft ſie ihre ſchwere Schleppe
Und entblößt die goldbeſchuhten Füße,

Steigt herab und lächelt frech, die Sünderin,
Weil ſie ſieht wie an dem Fuß der Treppe
Ihrer Schönheit wartet König Harlekin.

Ein Brief / von Ludwig Seifert.

... Und hat dein altes vielgewandtes Hirn
Mir wieder nichts von dir — von dir zu ſagen,
Nur ſtets die ſelben fremden ſchalen Dinge,
An die du nie geglaubt, die du nur ſchreibſt,
Um vor dir ſelbſt dein Elend zu verkleiden?
Denn raſen müßteſt du — ſo fühlſt du wohl —
Wenn du ins unverhüllte Aug' ihm ſchauteſt ...

Sei mir nicht gram — ich glaube an die Schätze,
Die du gewiß in deinen Tiefen birgſt,
Von denen ſelten nur ein Schimmer glänzt
Durch deiner Seele leidzerriſſen Kleid.
Ich weiß, daß du wie eine Harfe biſt,
Die Sturm und Frühling, den Geſang des Meeres,
Den Rauſch, das Glück und ſieben Himmel birgt,
Und die vom Wind gezauſt ſtets Klagen ſtöhnt,
Da noch der Meiſter fehlt, der auf ihr ſpiele.

Ich weiß: es harrt in dir ein ſtilles Glück
So rein und heiter wie der blaue Himmel,
Der im April Toscanas Hügel ſchaut
— Der dunkle Grund von Pinien und Zypreſſen
Trägt feierlich der Mandelblüten Weiß,
An friſcher Furche raſten braune Männer
Und blicken ſelig in das neue Licht,
Indes vom Turm die alte Glockenſtimme
Der Erde Dank zur klaren Höhe hebt ...

Ich weiß, du trägſt in dir die ganze Hölle
Mit ungezählten Schlünden, deren Schrecken Dante
Nicht ahnte, als er über ſeine Sünder
Die kleinen Plagen ſeines Styx verhängt.

Ich ahne, daß auf heimlichem Altare
Dir wohl ein heil'ger Opferfunke glimmt,
Der, wenn ein günſt'ger Windhauch ihn entfacht,
Zu bergeshoher Lohe ſich erhübe
Und Traum und Tag beſpült mit Flammenflut.

Ich weiß, daß du mit hundert Masken ſpielend,
Mit hundert Mänteln, wohl von mancher Seele
Das innerſte Geheimnis kühn verrietſt:
Daß du zuhauſe biſt im Spiel der Jungen,
Daß dir des Weiſen Stille minder nicht vertraut,
Der ferne Welten mit der Ahnung mißt,
Als wüſter Taumel eines früh Verlornen,
Der auf des Frevels tiefſter Stufe dient ...
Ein halbgeträumtes Liedchen eines Kindes
Gilt dir wie eines trunknen Narren Fluch,
— Nicht mehr, nicht minder —. Und daß du nicht Prieſter,
Nicht Herr und König unter fremden Sternen
Und nicht der ſchlanke Fiſcherknabe biſt,
Der um ein kleines Geldſtück wagt das Leben —

So iſt es nur, weil du zugleich der Seher,
Der aller Schickſal in ſich tragen möchte,
Der ſtille Bürger, dem ſein Haus die Welt,
Sein einfach Werk mehr gilt als ferne Siege,
Weil du zugleich der Bergmann in der Tiefe,
Der Fürſt des Feſtes und der Bettler draußen,
Der Trunkne und ſein Spötter möchteſt ſein,
Der Held und jener, der ihn niederſticht ...

Genug, — da du ſo reich an buntem Schmucke,
So reich an Blumen und Gewändern biſt,
Die alle dir dein eig'nes Schickſal ſchenkte:
Verſchmäh' es, Werter, weiter zu erborgen
Der Fremden Weiſen, die du ſchwer behältſt

Und welche nie den reinen Duft erfaſſen,
Den köſtlich deines Lebens Sommer reift.

Er wird, vertraue, zu geweihter Friſt
Aus deiner Seele Tiefen ſchäumend ſtrömen,
Wie unterm Druck von jugendheißen Gliedern
Den dunklen Trauben ſüßer Trank entquillt.

Hildegard Ruhs Haus / von Richard Smekal.

Etwas über ein Dutzend Erzählungen enthält dieſer neue Band des Dichters Hans von Hoffensthal, der in Maria-Himmelfahrt am Ritten daheim iſt und gegenwärtig in Bozen lebt und ſchafft. Dies zu betonen iſt inſofern von Belang als mit einer einzigen Ausnahme (in der Schlußnovelle des Bandes „Creszendo", deren Handlung im weſentlichen in Holland ſpielt) der Schauplatz aller übrigen Novellen Südtirol iſt und zwar Bozen ſelbſt oder ſeine nähere Umgebung.

Und mit einer Liebe, wie ſie nur ein Dichter kennt, führt er uns in das ſonnige ſüdliche Gelände ein; viel blauer Himmel iſt über den Geſchehniſſen und die roten Dächer leuchten in der Mittagſtille; oder die ſchlafenden Wolken werden am Morgen wach und wandern über das Gebirge. „Die Sonne kommt, die Sonne geht auf, die Lieder von hunderten von Vögeln begrüßen ſie. Und der Kuckuck ruft, ruft im Walde." Es iſt dieſelbe Gegend, die wir alle ſchon oft und oft erblickt, nur daß noch tiefer hineingeſehen und hineingehorcht wird und noch manches Wunder zutage tritt, das wie ein Märchen lockt und klingt.

Natürlich gehen nicht alle Ereigniſſe des Buches am Tage und in der Sonne vor ſich, aber die Nacht iſt meiſt ſo ſeltſam mild und die Sterne werden mit Bienen verglichen, durch deren Schwarm der Mond emporſteigt. Einmal freilich wird auch eine nächtliche

Feuersbrunst mit zwingender Gewalt geschildert, ein andermal ein Wolkenbruch, ebenso fortreißend, jedoch diese Darstellungen füllen nur wenige Seiten und indem man den Band schließt, bleiben doch als Grundtöne des Eindruckes: der sonnige Süden, der herbe Schlernwind, die saftigen Buchen an den Rittenhängen und die Menschen, die in diesem Milieu ihr eigentümliches Leben führen.

Schon das farbige Titelbild gibt eine Anschauung von den geschilderten Charakteren: ist da nach einem Holzschnitt von Karl Moser in Bozen eine junge Südtirolerin wiedergegeben, wie deren im Buche so manche geschildert sind. Ein nicht gerade hervorragend hübsches, aber ein frisches, einladendes Gesicht mit fröhlich herausfordernden Augen, einer etwas derben Nase und einem verhältnismäßig kleinen roten Mund, der schöne weiße Zähne zeigt; über das Ohr eine feuerfarbige Nelke gesteckt, die sich vom dunklen Haar artig abhebt, das unter dem niederen grünen Lodenhut hervorsieht, so gibt die Gestalt mit ihrem weißen Brusttuch und grell roten Spenser einen erfreulichen und gesunden Eindruck.

Und gesund sind sie alle, die hier von Hoffensthal geschilderten Gestalten. Denn die einzige Verwirrung im Leben dieser Mädchen, die oft schwül lastende Sehnsucht nach dem Manne, zeugt von einer instinktmäßig gesunden Sinnlichkeit. Und im Schildern dieses Zustandes hat der Dichter eine Feinheit entfaltet, wie sie nur selten anzutreffen ist.

Im vorliegenden Novellenbande wird dieses Motiv mehrmals angeschlagen: In der Eingangserzählung „Hildegard Ruhs Haus", in den „Geschwistern Santifaller" und endlich in „Gottes Liebling". In den beiden erstgenannten Novellen kommt noch eine weitere Beobachtung hinzu, nämlich, daß die Mädchen in Ermanglung eines Gatten ihre Sorgfalt auf den Vater übertragen. Leider ist dieser immerhin aparte Zug in beiden Fällen ziemlich parallel dargestellt (zum Teil mit denselben Worten und Wendungen), so daß beim zweitenmale die künstlerische Wirkung beeinträchtigt wird, indem die scharfe Unterscheidung der Gestalten sich teilweise verwischt; auch ist

dieſer Zug in den „Geſchwiſtern Santifaller" für die dichteriſche Ökonomie nicht unbedingt erforderlich.

Ein zweiter Motivenkomplex birgt das menſchlich Wertvolle der Novellenſammlung. Es ſind dies die wunderbaren Ich-Erzählungen, Erlebniſſe aus der Knaben- und Studentenzeit des Dichters. Nur noch Hermann Heſſe, der Südſchwabe, vermag dieſe ſeltſame Übergangszeit des Knaben zum Manne, das aufkeimende Bewußtwerden der Liebesſehnſucht und Liebesfähigkeit mit gleich einfachen und doch plaſtiſch wirkenden Mitteln zu zeichnen.

Vor allem iſt da das den Leſern des „Brenner" vertraute „Orgelſpiel Unſerer Lieben Frau" zu nennen, dieſe naive und doch ſo gläubige Überredung zur Liebe, indem der Dichter dem Mädchen jene ſinnige Legende erzählt.

Dann „Der Sommerſänger". Ich will verſuchen, eine Ahnung dieſer kleinen literariſchen Koſtbarkeit zu geben: Vierzehnjährig ſchwärmen die beiden Knaben Hans und Peter von der jungen Komteſſe Helene, die ihnen beiden in gleicher Weiſe wohlwill. Nun beſteht in jener Gegend noch der Brauch des Sommerſängerfeſtes, bei dem die Jungen um die Gunſt der Mädchen ſingen und als Preis einen Kuß erhalten. Peter überredet Hans, der eine beſonders ſchöne Stimme hat, von der Beteiligung am Wettſingen abzuſtehen, und dieſer gelobt es. Als er aber am nächſten Morgen bei dem Triumph des Peter zugegen iſt, vergißt er ſein Verſprechen und inſtinktmäßig drängt es ihn zu ſingen und er ſingt wie er es vorher nie getan. Dann erhält er von der Grafentochter den Preis, einen Kranz weißer Roſen und einen Kuß auf den Mund, den er wie im Traum empfängt. Hans und Peter ſind einander feind ſeit jener Stunde.

Von gleicher Innigkeit, nur mit einem tragiſchen Ausgang, der aber durch die Schönheit und Leuchtkraft des Erlebniſſes ſelbſt gemildert wird, iſt die Novelle „Berta Engel".

Beim Engelwirt in Andrian (einem Bergdorf oberhalb Bozen) will der junge Student ſich zum Rigoroſum vorbereiten; bald aber wird der Entſchluß vereitelt, indem ſich ihm die ſchöne Wirtstochter

Berta in den Weg ſtellt. Und nun werden die Studien durch harmloſe Liebesgeſpräche erſetzt, und da ſie Wand an Wand ſchlafen, bittet der Student das Mädchen, einmal in der Nacht die Türe offen zu laſſen, damit er zu ihr hinüber könne; durch Huſten ſolle ſie ihm ein Zeichen geben; und ſo wartet er darauf eine Nacht, eine zweite, eine dritte... Und endlich hört er in der ſchwülen vierten Nacht das Zeichen. Wunderbar, wie ſeine Erregung geſchildert iſt, ſein Verzagen am Bette des Mädchens, das ſich ſchlafend ſtellt und ihm endlich, da er ſchon zurück will, den Kuß nicht verſagt. Nach Wochen zieht er fort und nimmt Abſchied von dem „ſüßen Mädchenkopf, dem Liebling Gottes". Im nächſten Herbſt liegt Berta lungenkrank darnieder und ihr breſthaftes Huſten ruft den Studenten, der wieder beim Engelwirt zu Quartier iſt, an ihr Bett. So bleibt er manche Nacht bei ihr, bis der Winter und der Schnee kommt und auch Berta ſtille wird.

Auch das „Creszendo" gehört in die Reihe dieſer Selbſtbekenntniſſe, die gerade durch das unmittelbare Erleben ſo nachhaltend wirken. Aber ich will nicht den roten Faden der puren Handlung ablöſen, da ich doch die Fülle der anhaftenden Kriſtalle, die Darſtellung, nicht vorzuführen vermag.

Neben dieſen ſeltenen Blüten treten die anderen Novellen etwas in den Hintergrund, ſind aber noch immer Blüten im Strauß; möge ſich für jede ein Liebhaber finden.

Noch ein Wort bleibt über den Stil des ganzen Bandes übrig; er iſt ſcheinbar ſelbſtverſtändlich in ſeiner hellen und doch eindringlichen Art, die ſelbſt ſehr nuancierte Empfindungen wiederzugeben vermag; nur ganz ſelten trifft man auf eine geſchmackliche Entgleiſung, ſo in der ſonſt ſo reizenden Skizze „Im Frühling", wo der Dichter die Liebkoſungen, die ſeinem Hunde zuteil werden, ſelbſt erhalten möchte.

Indem wir das Buch aus der Hand legen, ſpüren wir noch lange ſeine frohe und doch nachdenkliche Weiſe und wiſſen eines: es iſt nicht bloß ein Heimatbuch, in dem das ſonnige ſüdliche Tirol ſich ſpiegelt, es iſt ein Buch für jeden, der der deutſchen Sprache mächtig iſt und ein Herz hat — fähig, ſich dem Zauber einer ſtillen und doch ſtarken Dichtung hinzugeben.

(gez. von Max v. Eſterle.)

Richard Huldſchiner.

Um eine kleine Hand /

von Peter Scher.

Um eines Mädchens kleine Hand
Verriet ich Gott und Vaterland;
Ihr guten Leute faßt es nicht —
Nun lacht mir ins Geſicht!

Daß ihre Hand nur einen Tag
Auf meinem armen Herzen lag,
Das trieb mich in die Welt hinaus —
Ihr Leute lacht mich aus!

Ich bin ein Tropf, ich bin ein Tor,
Der lachend Haus und Heim verlor
Und der den Weg ins Leben fand
Um eine kleine Hand.

Und lachend trag ich euren Spott
Und gönn' euch Vaterland und Gott;
Ich weiß, ihr neidet noch einmal
Mir meine ſüße Qual!

Zu Däublers „Nordlicht".

Auf meine Beſprechung von Theodor Däublers „Nordlicht" im 13. Hefte unſerer Zeitſchrift lief dieſer Tage beim Herausgeber des „Brenner" von Herrn Moeller van den Bruck, zur Zeit in Florenz, eine Erwiderung ein, die ich mit Zuſtimmung des Adreſſaten im folgenden wörtlich veröffentliche. Sie lautet:

„Sehr geehrter Herr,

ich habe unlängſt in Rom mit Theodor Däubler über die Beſprechung des Herrn Dr. Neugebauer geſprochen und es gerne übernommen, Ihnen des Dichters Meinung zu ſagen, ſoweit ſie auch die meine iſt.

Ich finde vor allem, daß die Besprechung in zwei Teile zerfällt. Teil I der Dichtung nebst Intermezzo sind ausgezeichnet verstanden: das Stoffliche und Metaphysische sind völlig in einander aufgelöst und in ihre einzelnen Beziehungen und Gegenbeziehungen verfolgt. Von Teil II der Dichtung ist dagegen beinahe nur das Anekdotische wiedergegeben, während die geistige Ausdeutung so gut wie ganz unterblieb. Es wäre das weiter nicht bedenklich, wenn Teil I der Dichtung nebst Intermezzo dem Teil II der Dichtung gleichwertig wäre. In Wirklichkeit steht die Sache aber doch so, daß die beiden ersten Bände, als die früher entstandenen, noch stark im Klassizistischen befangen und daher wohl auch leichter zugänglich sind. Teil II dagegen, also der dritte Band, trägt erst die Idee Däublers voll aus. Er ist vor allem der sprachschöpferische und in jeder Beziehung neu- und umwertende Teil. Auf ihn legt daher Däubler selbst den allergrößten Nachdruck.

Ich kann mir das gewisse Mißverhältnis in der Besprechung des Herrn Dr. Neugebauer nur damit erklären, daß sie gewissermaßen zu früh geschrieben worden ist. Der Verfasser steht Däubler seelisch offenbar sehr nahe: sonst wäre es gar nicht möglich gewesen, daß er sich in dieser Weise, wie es — um darüber keinen Zweifel zu lassen — ganz sicher geschehen ist, in das Werk hineingefunden hätte. Verständnis und Nichtverständnis sind schließlich gar keine zureichenden Begriffe für die Beziehung zum Kunstwerk. Worauf es immer nur ankommt, ist: Erlebnis. Und dieses Erlebnis liegt bei Herrn Dr. Neugebauer ganz sicher vor. Seine Worte haben noch ganz die Unmittelbarkeit des Erlebnisses und bis in die eigene und ausgezeichnete Sprachbildung gehen die Wirkungen. Nur glaube ich: das Erlebnis ist — ich wiederhole es — zu früh ausgetragen worden. Mit Däublers Werk muß man vielleicht Jahre gelebt haben. Die wenigen Monate, die es in seines Besprechers Händen gewesen ist, genügten nicht. So kam es, daß die Besprechung noch nicht bis zum letzten Bande vordrang und hier summarisch wurde, ohne so tief zu bleiben, wie sie den ersten Bänden gegenüber war.

Sie haben übrigens mit Ihrer Vermutung Recht: die Besprechung des „Brenner" ist in der Tat die erste, die über das Werk erschienen ist. Ich denke, sie wird nicht das letzte Wort des Herrn Dr. Neugebauer über Däubler sein.

Darf ich Ihnen beiden allen Dank sagen. Sehr verbunden

Ihr

Moeller van den Bruck."

Um nicht den Anschein zu erwecken, als wollte ich mich der Verantwortung entziehen, möchte ich auf Herrn M.'s Worte, die ja auch des Dichters Meinung wenigstens teilweise widerspiegeln, folgendes entgegnen:

Zunächst sage ich Herrn M. Dank dafür, daß er mein redliches Bemühen anerkannt hat, den apokalyptischen Geist der Dichtung zu beschwören und zu bannen. Daß mir das nicht völlig gelungen ist, weiß ich selber am besten. Nur möchte ich einwenden, daß Herrn M.'s Ansicht, die drei Teile des Werkes könnten einzeln ausgelegt werden, nicht auch die meine ist. Ich hatte bei meiner Besprechung immer das ganze Gedicht vor Augen und die einleitenden Worte, die ich der gedrängten Inhaltsangabe vorausschickte, beziehen sich nicht etwa bloß auf das „Mittelmeer" und das „Intermezzo", sondern auch auf die „Sahara". Ich weiß, daß ich mit diesem Bekenntnisse den Wert meines Gesamturteils in Herrn M.'s Meinung herabsetze, dennoch zögere ich keinen Augenblick damit, um nur ja kein Mißverständnis aufkommen zu lassen. Aber auch der Dichter wird wohl kaum etwas dagegen haben, daß ich sein Werk als ein untrennbares Ganzes betrachtet wissen will.

Hat nun der Dichter in den zweiten Teil seines Werkes mehr hineingelegt als ich herausnehmen konnte — und er hat es ohne Zweifel, sonst hätte er nicht auf den zweiten Teil das Schwergewicht der Bedeutung des Ganzen gelegt —, wie ist es dann zu erklären, daß meine Fähigkeit, den Sinn des Gedichtes zu deuten, eine Fähigkeit, die sich nach Herrn M.'s Zeugnisse am ersten Teile so ausgezeichnet bewährt haben soll, am zweiten so ganz und gar versagte? — Man sollte meinen, daß jemand, dem es gelungen ist, „das Stoffliche und Metaphysische (des ersten Teiles) völlig in einander aufzulösen und in ihre einzelnen Beziehungen und Gegenbeziehungen zu verfolgen", auch den zweiten Teil gleichermaßen hätte bewältigen, d. h. geistig verarbeiten können, wenn dieser zweite Teil mit dem ersten so innig verbunden wäre, so natürlich aus dem ersten herauswüchse, daß ihn erklären nicht schwerer wäre als das Besondere aus dem Allgemeinen ableiten.

Das ist aber, so dünkt mich wenigstens, nicht der Fall: der zweite Teil hängt mit dem ersten nicht so innig zusammen, daß er sich aus dem ersten als notwendige Folge ergäbe; und bloßen Vermutungen nachzuhangen, zögerte ich, nachdem ich sicheren Schrittes so weit vorgedrungen war, daß ich mir, im Vertrauen auf den künstlerisch geschlossenen Aufbau des Ganzen einreden konnte: die

Umrisse der Grundvorstellung hast du erblickt und nachgezeichnet; aufzuweisen was alles und wie das der Dichter aus dieser Grundvorstellung herausentwickelt, darfst du anderen überlassen. Denn nicht um Erläuterung von Einzelheiten handelt es sich hier, sondern um einen Begriff vom Ganzen.

Dennoch hätte ich — ich räume das ein — die Absicht des Dichters nicht unerörtert lassen und dabei vor einer bloßen Vermutung nicht zurückschrecken sollen, zumal da man mit schulmeisterischem Ausdeuten allein keinem Kunstwerke gerecht wird. Nur bin ich mir bewußt, daß ich es mehr dem Glücke als meiner Einsicht zu danken habe, wenn die folgenden Worte ungeteilten Beifall finden:

Wahrscheinlich hat der Dichter zeigen wollen, wie ihm die Geschichte des menschlichen Gemütslebens, soweit sie sich auf gewissen erdichteten und erwünschten oder rein erdachten Beziehungen zur Gottheit (im weitesten Sinne dieses Wortes) aufbaut, zum persönlichen Erlebnisse geworden ist, wobei die bewußte Grundvorstellung seines Gedichtes zielbestimmend mitwirkte, ohne dadurch die schöpferische Einbildungskraft merklich zu hemmen.

Es mutet nun zwar seltsam an, ja es befremdet sogar auf den ersten Blick, daß ein Geist wie der Däublers, ein Geist, der aus der Welteinschau, aus der liebevollen Versenkung in das große Weltgeheimnis solche Schauer der Verzückung geschöpft hat, gerade in der Lehre von der Auferstehung des Fleisches, also in der am meisten verstofflichten Form der Unsterblichkeitslehre den lautersten Ausdruck seiner Sehnsucht nach ewigem Leben gefunden hat; wer aber tiefer darüber nachdenkt, der wird, vorausgesetzt, daß er weiß, was die dichterische Begabung vor der rein denkerischen auszeichnet: die Vorliebe des Dichters für das Bildliche und Anschauliche und daß der echte Dichter dem sinnlich Wahrnehmbaren immer den Vorzug vor dem rein Begrifflichen gibt, der wird, sage ich, vollauf verstehen, warum gerade der Glaube an die Auferstehung des Fleisches die Einbildungskraft Däublers so mächtig ergriffen und befeuert hat.

Dennoch wäre es meines Erachtens ein großer Irrtum, wollte man in Theodor Däubler einen Anhänger dieser Lehre in der Form erblicken, wie sie die katholische Kirche ihren Gläubigen vorschreibt. Wenigstens fällt es mir schwer daran zu glauben, daß sich dieser herrliche, ja herrische Geist blindlings dem Zwange eines fremden Denkgesetzes unterworfen, daß er nicht auch diesen Wert umgewertet haben sollte. —

Die Chândogya-Upanischad Tattwamasi führt uns in dem Gespräche des Uddâlaka Aruni mit seinem Sohne Çwetaketu eine Reihe von Gleichnissen vor, die alle das völlige Aufgehen der Gottheit in der Welt verbildlichen. Unter anderem läßt der Vater den Sohn ein Salzkorn ins Wasser werfen und heißt ihn, nachdem sich das Salz im Wasser aufgelöst hat und unsichtbar geworden ist, sich durch den Geschmack davon überzeugen, daß das Salzkorn gleichwohl noch da und nun in jedem Tropfen Wassers enthalten ist. Nicht anders durchdringe die göttliche Weltseele das Weltall.

Und nicht anders, glaube ich, als in diesem schönen Gleichnisse die Weltseele mit dem Weltleibe aufs Innigste zu einem Ganzen verbunden gezeigt wird, denkt sich unser Dichter die Einzelseele mit dem Einzelleibe nach der Auferstehung des Fleisches vereinigt: derart also, daß in dem Leibe die Seele und in der Seele der Leib des Auferstandenen zu erblicken sein wird, aber nicht mehr im Lichte der Sonne oder eines anderen Gestirns an unserem Himmel, sondern im Eigenlichte der Erde, das allerdings nichts anderes ist als die Nahrung, welche die Erde aus dem Mutterleibe der Sonne gezogen und in ihr eigenes Wesen verwandelt hat: Stoff in Geist und Geist in Stoff so lange und so oft, bis sich diese beiden Elemente der Welt zu einem dritten, uns noch unbekannten, weil eben erst nach der Auferstehung im Nordlichte erkennbaren, verbunden haben.

Ex oriente lux! — Ich weiß zwar nicht, ob es mir wirklich gelungen ist, dem Dichter bis auf den Grund der Seele zu blicken; wenn dem so ist, so hat ein Strahl von Morgen her meinen Blick erleuchtet: dem Strahle dank' ich und dem Spiegel, der ihn aufgefangen und mir zugeworfen hat.

Innsbruck, im März 1910.

Dr. Hugo Neugebauer.

WERKE VON CARL DALLAGO.

Gedichte. E. Piersons Verlag in Dresden. Broschiert Mk. 2·50, gebunden Mk. 2·—.

Ein Sommer. Liederreigen. Verlag von E. Ebering, Berlin. Gebd. Mk. 2·—.

Strömungen. Neue Gedichte. Tiroler Verlag, Innsbruck. Brosch. Mk. 2·—, gebd. Mk. 3·—.

Wintertage und Anderes. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·25, geb. Mk. 3·—.

Spiegelungen. Ein lyrisches Album. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 3·—, gebd. Mk. 4·—.

Der Süden. Kulturliche Streifzüge eines Einsamen. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—, gebd. Mk. 3·—.

Erich Tagusen oder Kinder des Lichts. Ein lyrisches Drama in drei Aufzügen. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—.

Neuer Frühling. Ein Gedichtbuch. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—.

Geläute der Landschaft. Kulturliche Streifzüge eines Einsamen. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 3·—, gebd. Mk. 4·—.

Die Musik der Berge. Künstlerdrama in drei Aufzügen. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Broschiert Mk. 2·—.

Ein Mensch. Ein Roman in Bildern. Axel Junker, Verlag, Berlin. Brosch. Mk. 2·50, gebd. Mk. 3·50.

In Vorbereitung: Das Buch der Unsicherheiten.

WERKE VON KARL BERGER.

Wilhelm Bienner, Kanzler von Tirol. Trauerspiel. — Linz, Mareis.

Die Weiberfeinde. Schauspiel. — Modernes Verlagsbureau Kurt Wigand, Berlin.

Urteile über den „Brenner“.

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine im ersten Jahrgange laufende Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen zwölf Heften der von Ludwig v. Ficker herausgegebenen, im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. ... Im Ganzen ist „Der Brenner“, wie man aus alledem merkt, eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. ... So viel sehen nun unsere Leser, daß wir uns Tirol nicht mehr als einen dunkeln Fleck auf der literarischen Landkarte zu denken haben, ja, daß dort, abgesehen von den einzelnen Dichtern und Künstlern, die diesem kernhaften Volksstamme von Zeit zu Zeit geschenkt werden, nun auch das eingesetzt hat, was man eine literarische und kulturelle Bewegung nennt. Und ihr Organ ist die neue Halbmonatsschrift „Der Brenner“.

Pester Lloyd ..... Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt in wenigen Heften schon, daß sie ihm gewachsen ist, denn sie wird von Männern geschrieben, die sämtlich durch ein eigenartiges Können in der deutschen, besonders aber in der Tiroler Literatur dastehen. Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Heinrich Mann ... Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind. ...

Beiblatt der Zeitschrift für Bücherfreunde (Leipzig). ... ebenso (verdient Beachtung) der äußerlich recht unscheinbare, dem Gehalte nach aber überraschend gute „Brenner“, eine Tiroler Zeitschrift, die mitten in den Bergen einen mitunter recht schweren geistigen Kampf kämpft.

Der Volkserzieher (Berlin). Von den Alpen her grüßt die naturkräftige und streitbare Stimme der Halbmonatschrift „Der Brenner“. Ein Blatt von kernhafter Eigenart, mehr als irgend eine schöngeistige Zeitschrift, die bisher im deutschen Sprachgebiete erschien. Ein tüchtiges Häuflein von prächtigen Männern tritt mit allen Kräften dafür ein.

I. Jahr. Heft 21.

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Die Seele des fernen Ostens (Fortsetzung) / Bernhard Jülg: Frühlingsregen / Richard Smekal: Der Spiegel der Eifersucht / Hugo Neugebauer: Der Erlöser / Hermann von Pfaundler: Die fürstlichen / Gedanken / Peter Hille (†): Westfalenart Arthur von Wallpach: Tischsegen / Hugo Neugebauer: Poeta laureatus. — Der Märtyrer zugunsten / Benedikt: Innsbrucker Kunstschau. — Karikaturenfolge XXI: Max von Esterle: Hans von Hoffensthal.

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

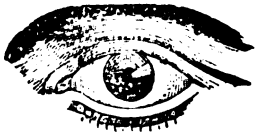
erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1·75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Erlerstraße Nr. 3. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Sämtliche Rechte vorbehalten.

Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.



Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel.** Schreibmaschinen: **Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.**

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

I. Jahr. Innsbruck / 1. April 1911. Heft 21.

Die Seele des fernen Oſtens / von Carl Dallago.

(Fortſetzung.)

Schon im erſten Kapitel „Individualität" iſt gemeint: Bei einem Volke können die drei Stadien, gleichſam Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft „in drei beſonderen Verzweigungen des Raſſecharakters beobachtet und ſtudiert werden: in der Sprache, den Alltagsgedanken und der Religion. — In allen dieſen drei Geſtalten ſtarrt uns im fernen Oſten die Unperſönlichkeit entgegen. Dieſe Eigenſchaft iſt das Fundament, auf dem der Charakter des Fernorientalen ruht."

Dann wird uns das patriarchaliſche Syſtem in der Familie vorgeführt. Es ſollen Heiraten wie Geſchäfte geſchloſſen und die Hauptbeteiligten um ihre Meinung gar nicht befragt werden. Hierauf wird die Bedeutung der Adoption erörtert, die dort zumeiſt Erwachſenen gilt und ſo allgemein ſein ſoll, daß man nie ſicher iſt, ob ein Bekannter nach einiger Zeit noch denſelben Namen trägt. Und wie derlei die Unperſönlichkeit heben müſſe. Endlich wird nach dem Unperſönlichen in der Sprache geforſcht und gefunden: „In erſter Linie iſt die japaniſche Sprache in ſympathiſcheſter Weiſe aller perſönlichen Fürwörter bar. Nicht nur macht ſich das anſpruchsvolle „ich" bloß durch ſeine Abweſenheit bemerkbar, auch das antagoniſtiſche „du" iſt vollkommen unterdrückt, während das läſtige „er" offenbar jener ſtörende Dritte iſt, den man nicht brauchen kann. — Die abſolut notwendigen perſönlichen Hinweiſe werden zumeiſt durch

Etikettwörter ausgedrückt, das heißt, durch ehrende oder demütige Floskeln. — Der „dumme Vater", der „ungeschickte Sohn", die „zugrunde gegangene Firma", sind „mein"; wären sie „dein", würden sie sich sofort in den „erhabenen" oder „ehrwürdigen Vater", den „ehrenwerten Sohn", die „hochangesehene Firma" verwandeln."

Derartiges wird in Unmenge ins Treffen geführt, dessen Ausgang immer für die Unpersönlichkeit des fernen Ostens zeugen soll. So wird das Geschlecht hereinbezogen: „Eine zweite Lücke in der japanischen Etymologie ist der Mangel der Geschlechtsbezeichnung. Denn der Mangel der Geschlechtsbezeichnung ist ein Symptom für einen weit wesentlicheren Mangel, nämlich der Geringschätzung des Geschlechtes überhaupt. Eine solche Mißachtung eines der mächtigsten Motive des menschlichen Handelns, des Geschlechtes, ist bei diesem Volk nicht auf Weiberhaß zurückzuführen, sondern auf einen weit tiefer liegenden Mangel — ihre große Unpersönlichkeit."

Trotz des Zitierten und des vielen anderen Nicht-Zitierten, das alles auf das Dartun der Unpersönlichkeit hinausläuft, wirkt das Gesagte nicht besonders überzeugend. Es ist zu viel Hereinbezogenes da, das sich nur mit Mühe und Not Äußerlichkeiten zurecht richtet. Daß der japanischen Sprache ihrem Äußeren nach Unpersönlichkeit eignet, sehen wir freilich. Aber, wenn wir nun zum früheren zurückkehren, haben wir eben nur dies gesehen; und nicht die Sprache als das „wichtigste Medium des Verkehrs zwischen Seele und Seele"; auch hörten wir nicht „die Zwiesprache dieser Seele mit sich selbst". Und das Übrige hat unser einer als Abendländer an sich selber erfahren und bereits festgehalten in seinem Schrifttum; sogar dies, daß, wenn man zuweilen wachend träumt, es einem „sehnlichster Wunsch wird", sich gleich Wolken in der Stille des allumfassenden Raumes aufzulösen.

Wir folgern daraus, daß diese fernöstlichen Menschen „in diesem wichtigsten Betracht" nicht so völlig von uns abweichen.

III.

„Die Einbildungskraft", das Schluß- und Beweiskapitel des Werkes, hat die völlige Abweichung der fernöstlichen Völker von

uns zur Voraussetzung genommen. Diese Abweichung — diese Verschiedenheit zeigt (und das will die Abhandlung beweisen): „daß nämlich der Grad der Individualisierung eines Volkes das selbst verzeichnete Maß seines Platzes in der großen Geistesbewegung ist." So beginnt der Beweis: „Alles Leben besteht, wie wir wissen," in Entwicklung — in Veränderung. „Die unmittelbare Kraft, die diese Veränderungen bewirkt," kennen wir nicht. „Noch liegt der letzte Grund der Dinge verborgen im Schoße des großen Unbekannten."

Trotzdem wird herausgebracht, daß es für die geistige Veränderung „offenbar die Phantasie ist". Das ist das Gerippe der Beweisführung, und nun wird Material von allen Seiten herbeigeschleppt, um dem Gerippe Fleisch und Blut zu geben und endlich auch Leben einzuflößen.

Alles muß vorerst herhalten, zu bezeugen, daß die Phantasie — die Einbildungskraft es ist, die alle Individualität schafft. „Denn die Einbildungskraft oder die bilderschaffende Fähigkeit kann in einem gewissen Sinn als die Schöpferin der Innenwelt bezeichnet werden, — ihr allein danken wir den Bau unsrer Schlösser — sei es nun aus den Prämissen der Tatsachen oder der Luft. Denn zwischen beiden ist keine unüberbrückbare Kluft."

Man hört hier: das reimt sich, aber es reimt sich weniger zur Beweisführung, wenn man einen früheren Satz nicht vergißt: „Die Metaphysik, eine Art Spekulation, die sich für die Menschheit besonders anziehend erwiesen hat, vielleicht, weil sie keinerlei wissenschaftliches Kapital erfordert." Daran uns erinnernd, folgen wir vielleicht eingeweihter den weiteren Beweisstücken. Es kommt nun der heute bereits geflügelte Satz: „Gullivers Reisen mögen sich noch als wahrer erweisen als wir denken." Und in der Beweisspannung wird der Satz geprägt: „Daß die Phantasie die Triebkraft der psychischen Welt war, ergibt sich klar, gleichviel welchen Zweig des menschlichen Denkens wir untersuchen mögen." Dem folgt: „Das Wesen der Einbildungskraft liegt in ihrer Fähigkeit, die Umwelt für uns zu verändern. Ohne diese Fähigkeit wäre der Mensch, wenn auch nicht gerade eine Molluske, so doch einfach ein Tier geblieben."

Ob hier wissenschaftliches Kapital aufzufinden ist, dabei aber nicht Wissenschaft gleich Einbildungskraft gesetzt, die, wie der Verfasser meint, „weit eher die Wissenschaft als die Kunst von ihren Jüngern verlangt". — Doch nun redet sich die Beweisführung der Schließung entgegen.

Die Unpersönlichkeit des fernen Ostens fest im Auge behaltend, sagt der Verfasser: „Ist nun die Individualität das natürliche Maß der Höhe der Zivilisation, — muß folgerichtig die Unpersönlichkeit auf eine relativ untergeordnete Stellung der Rasse hinweisen. — In erster Linie müßte also, wenn die Einbildungskraft der Impuls ist, der eine Steigerung der Individualität zur Folge hat, diese Eigenschaft dort nur in minimalen Ausmaß vorhanden sein. Die Fernorientalen mußten also besonders phantasielose Völker sein, und dies verhält sich wirklich so. Ihr Mangel an Phantasie ist eine allgemein anerkannte Tatsache. — Daß Kunst und Einbildungskraft notwendig miteinander verbunden sein müssen, bestätigt sich in diesem Lande keineswegs. — Daß die Chinesen und später die Japaner Erfolge erzielt haben, — verdanken sie einzig ihrem Geschmack. — Aber Geschmack hat absolut nichts mit Einbildungskraft zu tun. — Daß einzelne Sinne wunderbar fein sind, — ist außer aller Frage. — Diese Sensibilität bedingt keineswegs die weniger erdgebundenen Seiten des Intellekts."

Soviel erkennt der Verfasser, und ich wundere mich nicht mehr über das Gehörte. Ich stelle nur für mich fest: Wo der Intellekt beweisen will, vermeint er sich alles untertan. So mußte das Seelische aus der Einbildungskraft hervorgehen, und nun gar die Einbildungskraft aus dem Intellekt. Es ist derselbe Intellekt, der das Wissen anderer, das zugleich ein Können ist, geringschätzend aburteilt. Lafcadio Hearn berichtet: die Japaner hätten die geschicktesten Wundärzte. Das Buch sagt über diese Ärzte: „Der Inbegriff ihres chirurgischen Könnens ist die Akupunktur oder der Gebrauch, ohne jegliche Berücksichtigung der Anatomie, lange Nadeln in schmerzende Körperteile des Patienten zu stechen." Ich frage: Ist das anatomische Wissen oder das chirurgische Können die Hauptsache für einen

Chirurgen? Spricht man nicht auch bei uns von einer „glücklichen Hand“ in Bezug auf chirurgische Leistung? Muß ausgebildetes Tastgefühl nicht anatomisches Wissen in sich schließen? — Es kommt mir vor, als hörte ich sagen: der Mann will Künstler sein und weiß nichts von den Regeln der Kunst! Und ich antworte: Ja, mein Herr, er kann trotzdem Künstler sein — sogar größter Künstler!

Den Beweis zu Ende führend, sagt nun das Buch: „Ist die entwickelnde Kraft“ (die Einbildungskraft) „bei einer Rasse weniger intensiv wie bei einer anderen, müssen sich daraus drei Resultate ergeben. In erster Linie wird die fragliche Rasse in jedem gegebenen Moment weniger fortgeschritten sein als die andere; zweitens wird das Tempo ihres Fortschritts weniger rasch sein; und schließlich werden alle ihre individuellen Mitglieder einander näher stehen.“

„Das erste Resultat braucht uns kaum erst bewiesen zu werden. Es ist eine Tatsache. Unparteiisch betrachtet, ist ihre Zivilisation nicht so fortgeschritten wie die unsrige. — Die zweite Wirkung ist kaum weniger offensichtlich. — Der chinesische Konservatismus ist sprichwörtlich geworden. — Bei den Japanern liegt die Sache ein wenig anders. — Sich selbst überlassen sind sie konservativ genug, sowie sich Gelegenheit ergibt, kopieren sie flink eine fortgeschrittenere Zivilisation.“ Das dreht der Intellekt so der Beweisführung zu: „Je schwächer die Persönlichkeit des Menschen, desto geneigter ist er, die Ideen andrer aufzunehmen.“

„Das dritte Resultat, die auffallende Homogenität des Volkes, ist bei näherer Untersuchung ebenso ausgesprochen. Denn die Menschheit ist dort merkwürdig uniform. — Shakespeares und Newtons hat es dort nie gegeben. — Aber der Mangel an Genies wird gewissermaßen durch den des Gegenteils ausgeglichen.“ Und so schließt der Beweis: „Wir finden also, daß der ferne Osten unsere Theorie in allen drei Stücken vollkommen bestätigt.“ Sich herbeilassend, noch ein wenig über das Warum der Sache nachzudenken, kommt der Verfasser des Beweises auf den Einfall, den Mangel an Einbildungskraft dem Mangel an Reisen zuzumessen: „Diese fernöstlichen Nationen nun sind im Vergleich mit unseren Vorvätern sehr wenig gereist.“

Demnach ergäbe sich als Ganzes eine Art Werdegang, den aufsteigende Nationen durchzumachen hätten. Wie ihn sich das Buch zusammenreimt, steht er so vor uns: Zuerst Reisen; in der Folge durch Einbildungskraft zur Individualität. Der ferne Osten aber gefällt sich im unpersönlichen Verharren. Ihm gilt des Werkes prophezeiender Abschluß: „Wenn diese Völker bei ihrem alten Kurse beharren, ist ihre irdische Laufbahn abgeschlossen. — Wenn ihre neueingeführten Ideen nicht wirklich Wurzel schlagen, müssen die Japaner und Koreaner wie auch die Chinesen unvermeidlich von dieser Welt ausgeschlossen sein. — Verschwinden werden sie vom Angesicht der Erde und werden unseren Planeten den Bewohnern jener Hemisphäre überlassen, wo der Tag sich neigt. — Ihr Nirwana fängt schon an, sich zu verwirklichen. Schon hat es den fernen Osten in sein Leichentuch eingehüllt, — gleichsam in prophetischer Übereinstimmung mit dem Namen, den sie ihrer Heimat gaben: Das Land des Tagesanbruchs und das Land der Morgenruhe."

*

So wäre an mir vorbeigerauscht „die Seele des fernen Ostens", ihr Ausklang noch reichlich mit Pathos angefüllt, das alten ehrwürdigen Schriften entnommen. Je mehr ich den großtönenden Worten mit ihrer Prophezeiung nachhorche, um so mehr höre ich die Anmaßung — ja den Wahn ihres Erzeugers heraus. Es ist der westlich abendländische Intellekt, der sein Herrschertum überall auszubreiten vermeint, während er eigentlich nur den Verfall des von ihm Beherrschten ausbreitet. Er ist niemals imstande ein Seelisches darzutun, weil er, der Alleswisser, dort völlig versagt, wo das Rätselhafte der Seele erst anfängt.

So scheint mir auch mit dem Werke „Die Seele des fernen Ostens" kaum die Hülle dieser Seele geboten, und wir dringen mit ihm gewiß nicht in den Kern — in das Wesentliche der fernöstlichen Seele ein. Es ergäbe gewiß auch weniger Gelegenheit, seinen Witz und seine Überlegenheit anzubringen, dafür vielleicht eher, daß man selber zum Gewitzigten und Unterlegenen würde. Denn wir wissen ja nicht, was diese Seele des fernen Ostens uns

verbergen vermag, — was uns an seinen Völkern nicht zugänglich ist. Ihr absichtliches Sich-abschließen nach außen hin ist kein Grund, sie als lebensuntüchtig anzusehen und ihnen den Untergang zu prophezeien. Auch die Religionen, denen diese Völker zugetan sind, kennen wir nicht genügend; eine Religion erschließt sich einem erst völlig, wenn man ihr gläubig angehört. — Ist es überhaupt jemals ein Hinlängliches, was uns der Intellekt auftischt? — Wissen wir zum Beispiel das Wesentliche der Stellung der Frau im fernen Osten, wenn man uns das witzige Bild vorführt: daß „die Sitte von der Frau verlangt, bei gemeinschaftlichen Ausgängen in einem gewissen Abstande den Spuren ihres Mannes demütig zu folgen?" Ich glaube nicht; aber die Vorführung ergibt: „eine wandelnde Satire auf die Gemeinsamkeit".

Der Intellekt ist wie ein Blinder, der nur sieht, was er mit den Händen greifen kann, und demgemäß auch alles in die Hand nimmt; aber er ergreift nur die Außenseite der Dinge. Von dieser Art In-der-Handhaben jedoch mag seine Anmaßung herrühren — seine vermeintliche Überlegenheit, was ihm auch gewöhnlich Mut macht, über alles witzig zu sein. Dabei gehört derlei Witz noch zu seinen Findigkeiten. Verfänglicher wird es für ihn, wo er ernst auftritt und zugleich beweisen und prophezeien will.

Die Theorie, die ihr Verfasser „in allen drei Punkten vollkommen bestätigt" sieht, finden wir nirgends zutreffend. Erstens scheint es uns unmöglich, das Urteil eines Abendländers über die Zivilisation des fernen Ostens unparteiisch zu nennen. Zweitens ist in der letzteren Zeit das Tempo des äußerlichen Fortschritts (und es kann sich nur um solchen handeln, da der andere innere Fortschritt vom Intellekt nie genug erfaßt wird) bei einem Teile des fernen Ostens entschieden ein rascheres geworden als bei uns. Und drittens endlich werden sich gegenseitig immer und überall Menschen verschiedener und sich fern stehender Rassen homogen und uniform finden, was in körperlicher Hinsicht auch eingestanden wird, aber ebenso in geistiger Hinsicht zutreffen mag. Sicher hat auch der ferne Osten seine vereinzelten ungemein hervorragenden Menschen aufzu-

weiſen. Doch iſt der Intellekt etwas, dem wir die Fähigkeit, dies in innerlicher Hinſicht — in bezug auf Seele und Geiſt — herauszufinden, wiederum nicht zuerkennen.

Und nun gehen wir weiter.

Wir halten es als untunlich, die Einbildungskraft als primäres — urtreibendes Element anzunehmen, das Individualität bewirkt. Uns ſcheint vielmehr die Einbildungskraft immer ein Späteres — ein ſpäter Entſtandenes und Sehr-Abhängiges. Wir verlegen ihre Abhängigkeit vorerſt in die Sphäre des Geſchlechtlichen und des Seeliſchen in dem Sinn, daß Pſyche und Geſchlecht und in der Folge auch die Individualität die Einbildungskraft geſtalten und nicht umgekehrt. Wir ſehen im Eifer des Beweiſens das Wiſſenſchaftliche ſkrupellos gehandhabt. So: wenn als Erleuchtete hingeſtellt werden, „die den prophetiſchen Seherblick des Mathematikers haben". Wir denken: Gewiß hat die Mathematik ihr Seheriſches (wenn auch nicht im prophetiſchen Sinne), doch ihr Weſentlichſtes iſt, daß ſie das Seheriſche nicht gelten läßt. Wir verſpüren, als Pſychologen, zugleich im Buche etwas wie ein abſichtliches Irrlichtern mit dem Begriffe Einbildungskraft, vielleicht um ihn leichter durch das Dick und Dünn der Beweisführung durchzubringen. So: wenn wir „die Mathematik als das phantaſievollſte Produkt des menſchlichen Denkens" ausgerufen hören und nebenan das Weſen der Einbildungskraft bezeichnet finden als „die Fähigkeit, die Umwelt für uns zu verändern". Es mag beides möglich ſein, aber nicht, wenn mit Einbildungskraft und Phantaſie immer genau eins und dasſelbe gemeint iſt. Und wenn der Begriff jedesmal beliebig weit genommen werden darf, eignet er ſich nicht zum Beweiſen. Wunſch, Wille, Glaube, Liebe, Furcht, Hoffnung, Luſt, Leid: — das alles iſt am Ende Einbildungskraft und hat die Fähigkeit, die Umwelt für uns zu verändern. Alles iſt aber zugleich nicht Mathematik, dafür ein Höchſt-Erdgebundenes — ein an die Rätſelhaftigkeit Gebundenes, die unſrem Erdendaſein ewig anhaftet.

Wie wird nun auf einmal ein ſolcher Begriff veräußerlicht, wenn das Reiſen gewiſſermaßen als ſein Erwecker zu ihm in

Beziehung gebracht wird. Spürt man hier nicht die Sprünge des Intellekts heraus, der sich überall nach Hilfe und Stütze umsehen muß? Das Reisen erweitert den äußerlichen Gesichtskreis: das ist alles. Vielgereiste Menschen können die nüchternsten Menschen sein; sie können phantasielos und dabei doch von bedeutender Individualität sein.

Aber der seherische Horizont ist innerer Art, — ist Schauen in sich, — ist das Auftun der eigenen Seele, das allem Reisen eher abhold ist. Kein großer Denker, Dichter, Künstler ist viel gereist, um durch Reisen sich zu entfalten. Bei Goethe ist immer zu bedenken, daß er sich in Deutschland vielfach nicht recht heimisch fühlte. Wie enttäuscht kam Lenau vom Reisen zurück. Und Byrons und Shelleys Reisen nimmt sich wie ein großes Suchen nach Heimat aus, da ihnen die Heimat verleidet ward. Wie beschränkt auf ihrem Fleck lebten Kant und Schiller, lebte Beethoven, lebten auf ihre Weise auch Böcklin und der einsame Segantini. Auch Nietzsche, der lichtdurstige Fürst verjüngten Geistes, trieb sich nur in seiner Landschaft herum, die der Süden war.

Das alles legt uns nahe, daß Reisen nicht begünstigt das höhere Sichauftun des Menschen. Denn Menschen sind wie Bäume, die in den Himmel wachsen, wenn sie ihr richtiges Erdreich finden. Das Reisen stört das Wurzeltreiben in solches Erdreich. Der Mensch ist viel mehr Baum, als man denkt ...

Wir glauben nun die Beweisführung in allem bis auf die Unpersönlichkeit, die dem fernen Osten eigen sein soll, verneint zu haben. Vorläufig halten wir uns diesen Osten noch fern genug, um seiner Unpersönlichkeit nicht nahe treten zu müssen. Wir bringen vorher noch Lafcadio Hearns Ausspruch über das Werk zu Ende. Er lautet: „Der Mann, der dies Buch geschrieben hat, ist auch als Mathematiker und Naturforscher ein ausgezeichneter Gelehrter. Aber man darf nicht übersehen, daß seine göttliche Dichtung das berührt, was keine wissenschaftliche Erkenntnis erklären kann — in das keine Mathematik Licht bringen kann — was mysteriös bleiben muß trotz allen Fortschritts der Zeit."

Wir finden uns demnach in vielem Wesentlichen mit Hearn übereinstimmend, denn auch er verneint hier, wenn es (von ihm) auch anders gesagt ist. Daran dürfte die Verschiedenheit unserer Naturen die Schuld tragen. Hearn lernte das Höfliche von den Japanern; er ist nahezu Japaner geworden. Wir erinnern uns hier, daß bei diesem Volke ein Gegenstand „erhaben werden muß", wenn er „in Beziehung zu der angesprochenen Person gedacht wird". Davon mag etwas in die Besprechung des Buches, als eines Gegenstandes einer fremden Person, übergegangen sein. Erhaben und göttlich sind ähnliche Begriffe. Vielleicht ist auch die Nennung Schopenhauers mehr dieser Höflichkeitsrichtung anzurechnen, und für unsre abendländische Gegenwart kämen eher Haeckel und Bölsche zum Vergleich in Betracht, die aber, wo sie ihr Weltgebäude aufrichten, von der Wissenschaft nicht ernst genommen werden können.

Wo wir mit Hearn, diesem ungemein feinen Dichter und gütigen Menschen, der uns Tieferes und Sinnigeres vom fernöstlichen Wesen berichtet als Parcival Lowell und mit viel zarteren Händen, in der Anschauung nicht eins sind, liegt der Grund wohl in der Verschiedenheit unserer Wesensart, die anderem Boden entsprossen ist und der anderes Wachstum geworden.

IV.

Ich schicke hier voraus, daß ich nichts beweisen will. Mein Glaube geht dahin, daß alles Beweisbare im Dasein das Kleinere — das Nichtmaßgebende ist. Wenn ich nun Dinge anders betrachte, als sie zu betrachten man bisher gewohnt war, so ist es, weil ich der Eingebung meines Empfindens folge. Ich selber will dabei wie ein Dienstbares sein (freilich dienstbar auch einem Herrschen, falls das Gesagte dafür bestimmt ist) und nicht, daß ich alles zwinge, mir Dienste zu leisten. Mein Bezwingen soll immer ohne Zwang sein.

Gewiß werde ich manches, was zu sagen ist, zu begründen suchen, und wo ich es nicht begründe, werde ich es vielleicht nicht können, oder, es ist mir wirklich nur um das Sagen zu tun — und nicht um das Begründen.

Und nun führe ich die scheinbare Unpersönlichkeit des fernen Ostens darauf zurück, daß seine Völkerschaften mit zu abendländischem Maßstabe gemessen sind. Denn ich denke, daß das Unpersönliche an ihnen eine Täuschung ist, — ein Etwas, das sich nur der abendländischen Vorstellung vom Persönlichen wie von Persönlichkeit nicht einfügt.

Unser zivilisiertes Abendland scheint es unternommen zu haben, das Persönliche gleichsam in Graden auszudrücken und ist auf diese Weise zu einer Art Gefrierpunkt für das Persönliche gekommen wie beim Wasser: was sich oberhalb dieses Punktes einreiht, gilt als persönlich, was darunter zu stehen kommt als unpersönlich. Aber das Abendland ist kein so allgemeines Element wie das Wasser, und ich wüßte nicht, warum man seine Auffassung des Persönlichen als Norm gelten lassen soll. Mich dünkt: es gibt nur Persönliches. Ich schaue, daß jedes Leben sich lebt: Pflanze, Tier und Mensch. Das Wie und der Grad des Bewußtseins ist dabei ganz Nebensächliches. Dieses „Sichleben" ist an sich schon ein untilgbares persönliches Moment, das für alle Lebewesen den angenommenen Gefrierpunkt des Persönlichen (um das Bild beizubehalten) unserer Wahrnehmung entrückt. Denn es ist erst der „allzumenschliche", nur die Oberfläche absuchende Intellekt, der da trennt: in sozial und persönlich, in altruistisch und egoistisch, in „der Gattung leben" und „dem Individuum". Das wäre eines.

Ein zweites beträfe den Begriff Persönlichkeit. Er bedeutet mir nicht nur die Ansammlung einer Sonderheit in uns, die sich in allen unsren Ausdrucksformen bemerkbar — und uns selber uns vertraut macht; er scheint mir viel mehr. Ich denke mir Persönlichkeit: als ein fortwährendes Zufluchtfinden von allen äußeren und inneren Drangsalen in sich, als ein Vorfinden von Gesetzgebung in sich — von Satzung und Sitte, von Ehrung und Erniederung, von Segnung und Strafe, von Gebot und Verbot, — als eine letzte und höchste Instanz für alles in sich, — als eine Verbindung, Zwiesprache und Verkundigung mit allen Dingen und Rätseln des Daseins in sich — mit Natur, Gott, Welt, — als einen Halt — als eine Verankerung in sich gegen alles. Und ich mache die Stärke der Persönlichkeit abhängig von der Verankerung in sich.

Der Mensch der großen Persönlichkeit ist demnach nur seinem Inneren untertan. Er ist immer ein Geführter, ein willig Folgschaft Leistender den rätselvollsten Kräften und Mächten in sich. Es macht seine eigene Macht — seine Tragfähigkeit und jenes Rätselvolle aus, das ihn in seinem Tun kommenden Geschlechtern lebendig erhält. Es ist natürlich, daß sich diese Art Individualität schlecht eignet für Amt und öffentliche Stellung, auch nicht für Parteihäuptlingschaft und öffentlichen Rang, da alles Derartige für sie auch Ballast und Hemmnis und ihrer vollen Entfaltung im Wege ist. Die große Persönlichkeit ist auch in öffentlicher Stellung ein Seltenstes und wird sich nie in ihr heimisch finden; es sei denn: sie bedeute seltenstes Tatmenschentum, das sich selber schlägt und prägt wie eine Münze ihr Amt in der Öffentlichkeit. (Schluß folgt.)

Frühlingsregen / von Bernhard Jülg.

Es rieselt über diese kleine Stadt
Nach Wind und Schnee der erste laue Regen,
Und allen grauen Schindeldächern legen
Sich feuchte Schimmer auf und glänzen matt.

Es ist ein Sonntag in der Fastenzeit —
Es geht dem neuen Frühjahr schon entgegen,
Und zwischen Pflastersteinen in den Wegen
Macht sich schon Hahnenfuß und Grashalm breit.

Nachmittagsstille breitet sich herinnen.
Man mag nicht in den trüben Tag hinaus
Und sitzt beim Buch und müßig langem Sinnen.

Es läutet dann zu irgend einem Segen —
Es summt ein Cello irgendwo im Haus —
Und draußen fällt und fällt der laue Regen.

Der Spiegel der Eifersucht / von Richard Smekal.

Viel Gemunkel und Stadtgespräch gab es, als sich Anno 1675 Gordian der Seidenhändler in der altehrwürdigen freien Reichs- und Residenzstadt Wien niederließ; denn das Böse an der Sache war, daß man nichts Rechtes wußte; er hatte durch einen Zwischenmann ein hohes Haus in der Tuchlauben ankaufen lassen und richtete sich darin fürstlich ein, was dem Gewerbsmann übel gedeutet wurde; auch an Gordians Gewerbe ließ man keinen Faden ungerauft und irgendwo hatte das Gerücht zu gloſen begonnen, daß hinter dem Handel mit Seide ein anderer stecke, und schon zündeten die Vermutungen als Gewißheit von Haus zu Haus: der Seidenhändler sei mit dem Teufel im Bund und treibe ein gar arg Geschäft mit allerlei Zauberdingen, die er aus dem Orient mitgebracht habe. Aber dem Gordian war das Gerede nicht gerade zuwider, denn eine Zeitlang lief alles zu ihm, da er ein so wunderlicher Mensch sein sollte.

Und wirklich war ein Fünklein Wahrheit in all diesen Sagen, die da von Mund zu Mund liefen; der Seidenhändler Gordian war wahrhaftig nicht nur ein sonderlicher Negoziant, sondern auch ein ganz heimlicher Nekromant. Er hatte die schwarze Kunst aus der Türkei mitgebracht, wo ihn ein persischer Lehrmeister in diese weise Betätigung eingeführt hatte. Aber das Wunderlichste war, daß er so klug blieb, sein Leben nicht auf den vagen Grund der Destillationsdämpfe und des Zaubergoldrauches zu bauen, sondern auf die weiche und sichere Unterlage des Seidenhandels, der ihm ein gar warmes und buntes Kleid für seinen Lebensunterhalt sicherte ...

So stand Gordian tagsüber im Laden bei dem kostbaren Seidenzeug, das er lieb hatte und kosete wie ein vernünftiges Wesen; und die Frauen und Jungfrauen der Stadt fanden bald das vielbesprochene Gewölbe und blieben dort lange und feilschten und lachten und plauderten; waren auch manchmal Hübschlerinnen da, die sich gar fein zu geben wußten und nicht weiters von den ehrsamen

Bürgersfrauen abſtachen, als daß ſie meiſt von begehrenswerter Geſtalt und Schönheit waren. Aber keine gab es unter ihnen, die nicht dazwiſchen auf den Seidenhändler ſah und damit endigte, daß ſie gedachte, ihm etwas recht Liebes anzutun, ſo er es verlangen würde.

Der Händler aber muſterte nur das kupferrote und amethyſtblaue Zeug, Seidenſtoffe, die die Farbe des Rauchtopaſes hatten und ſolche, welche glühten wie purpurner Wein; der ſchwarzhaarigen Kunde wies er helle chinagelbe Seide vor und der tiefblonden ſatte beryllfarbige oder ebenholzdunkle. Dermaßen verglich er Tag für Tag, aber Gordians prüfendes Taſten ging nie anders als von der Oberfläche des Stoffes zum Äußeren der Käuferin und zurück; und wie oft ihn auch heiße Frauenhände wie zufällig berührten und ſo manche Augen ihn mit andern Blicken trafen, als den Alltagsblicken, ſein Leben glitt daran vorbei wie ein Bachwaſſer an den Uferblumen weiterſtreicht.

Auf ſolche Weiſe war Gordian ſchon an die Jahre feſtgewurzelt, man hatte über anderes zu reden, ſo über die Kriegsnachrichten, die von Ungarn bedrohlich kamen; aber die Kaufluſt blieb weiter als ein gut angelegtes Zinsgeld von Gordians erſter Zeit; ja in der reichen Kaiſerſtadt fanden ſich immer mehr Leute, die in erleſenen Kleidern gehen wollten und das Lager des Seidenhändlers wuchs bei jedem Hoftag ſchöner und prächtiger an. Dazu half wohl auch etwas die Geheimkunſt, denn Gordian hatte auch die Chemie durchſtudieret und konnte die Gewebe mit gar ſeltſamen und wunderbaren Farben durchtränken und beizen, wie man dergleichen nicht ſobald in deutſchen Ländern fand.

Im Laden ſelber war Gordian immer ſeltener, dafür mehr in den Laboratorien, und da fand er Geheimnis um Geheimnis, verſtändigte ſich darüber mit andern klugen Leuten und ſchlug heidniſch viel Geld aus ſeinen Erfindungen, ſo daß man wirklich glauben mochte, er habe den Stein der Weiſen entdeckt.

Nach und nach nahm er ſachkundige Vertreter für ſeinen Handel und zog ſich ſelber vom Geſchäft zurück; damit er aber doch nicht

so allein sei, überlegte er, ein Weib zu nehmen. Aber der Seidenhändler Gordian horchte nicht auf die tausend Flüsterungen, die noch immer, nach wie vor, ihm zukamen, er machte sich auf und ging durch die alte Stadt, um selber zu wählen.

Drei Tage und drei Abende sah er zu diesem Ende aus: schließlich fand er sie, als sie aus der Stephanskirche nach einer Totenmesse für ihren Vater getreten war: es war Barbara, die Tochter des weiland Stadtrates Simon Pfeifferer, das schönste Weib, das Wien damals in seinen Mauern einschloß.

Als Gordian endlich spät heimkehrte, war er wie nach einer langen Kneipe trunken und beduselt; er hatte aber nirgends zugesprochen, sondern war nur lange im Mondschein durch die einsamen Gassen gegangen, immer denselben Weg, den Barbara heute gegangen war: von der Stephanskirche über den Graben in die Bognergasse, wo ihr väterliches Haus stand; und er dachte nur an sie und wollte etwas ausfindig machen, so daß sie an ihn gefesselt würde. Schon manches hatte er von Liebestränken gehört und er beschloß daheim, selber einen zu brauen; er goß alle Tiegel zusamm und erhitzte alle Retorten, aber endlich stand er von dem Vorhaben ab, denn er erkannte das Fruchtlose desselben, da er diesen Zweig der Magie immer vernachlässigt hatte.

Darum überlegte er anders: am nächsten Morgen machte er sich in seinen Staat und ging in das Haus der Jungfrau Barbara Pfeifferer und trug ihr in höchsteigener Person sein Anliegen vor. Und siehe, da kam das Wunder wirklich zustande. Dieses schmale, junge Frauenbild, sie, die noch in den Trauerkleidern steckte um das Teuerste, das es bisher für sie gab, mußte ihre trüben Gedanken fahren lassen und dem Manne zulächeln, der ihr ein neues Glück bringen sollte.

Ein ungeheurer Jubel kam über Gordian, als ihm dies widerfuhr und er war so selig, daß er schon auf dem Nachhausewege dem und jenem von seinem Verlöbnis erzählte; abermals gings wie ein Lauffeuer durch die Stadt und in den Schenkstuben sprach man acht Tage lang von nichts anderem als von Gordian; man vergaß sogar zeitweilig darüber die Türkenkriege. Und da man wieder bei diesem

Gespräche war, zog man es in die Länge und irgendwo, war es beim „Süßen Löchl“ oder bei der „Großen Tabakspfeife“ oder im „Fleischmarktbeisl“, sagte einer, wenn nur die schöne Barbara auch treu wäre; und wieder nach einigen Tagen ging es schon durch die Stadt, die schöne Barbara sei untreu und habe noch manchen Verehrer neben dem einfältigen Gordian, eine Kunde, die auch dem Seidenhändler zu Ohren kam ...

Mit einemmal mußte er an die tausend Blicke und Zeichen denken, die ihm von allen schönen Frauen der Stadt dargebracht worden waren, an die Verheißungen, die lodernd dahinter brannten; und in ihm stieg eine rasende Wut empor, da er ermaß, daß auch Barbara an irgend solchen Händeln beteiligt sein könnte ...

Wieder brütete er hinter Kesseln und Schmelztöpfen eine lange Winternacht, während die Flocken durch das offene Fenster hereinwehten und in dem Dampfwirbel zergingen; am Morgen, als in den engen Gassen fern die ersten Fuhrwerke rasselten, hatte er sein Wunder vollendet: ein kleines blankes Spiegelchen, das für jeden nur eine matte queckſilberne Fläche zeigte, für Gordian selber aber ein wahrhaftiges Mirakel war: er sah darin zu jeder Frist, so oft er wollte, seine Barbara, genau mit jeder augenblicklichen Betätigung. Er sah darin ihr üppiges rotblondes Haar, das über ihren Nacken wie flüssiges Gold fiel, die eigentümlichen meergrünen Augen und die klassisch edle Nasenbildung, den kirschroten Lachemund und das weiche, zarte Kinn; er sah die Perlen an ihren Ohren aus der Haarfülle hervorleuchten, gerade so weiß wie die perlengleichen Zähne, die bei jedem Lächeln frei wurden.

Gordian weinte in kindlicher Freude über den Schatz und verschwor sich, seine weise Kunst nie wieder zu mißbrauchen; wo er stand und ging, trug er sein Spekulum mit sich.

Aber nicht bei jeder Betrachtung blieb seine innere Freude gewahrt; Gordian kannte nicht das Maß der Beschränkung; er überfiel gleichsam alle Launen der Geliebten, deren bekanntlich jedes Weib zwei Dutzend im Tage hat, die sie nur rasch in die Kommode tut, wenn es sein muß; der Seidenhändler ahnte aber davon nichts

und kam zu allen Zeiten des Tages und der Nacht und machte ungelegene Besuche, die man nicht empfangen kann ...

Dann wieder stürzte er in Wahrheit zu seiner Geliebten und fand die Kommode zu: sie war immer dieselbe, lächelnd und beschwichtigend; schließlich forschte sie nach dem Grunde seines aufgeregten Wesens und Gordian fühlte sich im Tiefsten beschämt, so daß er auf kurze Zeit mit den peinvollen Stichproben aussetzte ...

Darauf aber kam ihm um so mehr die Begierde, Barbara bei irgend einer Tat zu ertappen und er spürte aus jeder Miene, aus jedem Wimperzucken die Liebesversprechen anderen gegenüber; aber glücklicherweise hatte er immer einen gewissen Weg durch das bunte Getrubel und über die alte Steintreppe, ehe er vor ihr stand, um Rechenschaft zu fordern; damit war auch eine kleine Abkühlung verbunden und am Ende konnte er nie anders, als schon Aristoteles tat, in der Liebe die Augen zuzutun und blind zu werden.

Immer näher kam der Tag der Hochzeit und der Entscheidung; immer öfter blickte Gordian in den Spiegel, immer tiefer versenkte er sich darüber, aber im Grunde konnte er nichts entdecken; Freude und Wehmut, Qual und Heiterkeit, Rache und Zorn durchzuckten in rascher Folge sein Hirn, er las aus dem jeweiligen Bilde tausend Möglichkeiten und hundert Wirklichkeiten zugleich heraus ...

Schließlich brach auch das Fieber in den wirklichen Verkehr Gordians mit Barbara hinein; sie lächelte anfangs nur immer wie über eine kindliche Zumutung; dann ward sie eine Zeitlang sehr böse und traurig, endlich lächelte sie wieder. Sie wußte um die Bewerbungen der Frauen Wiens Gordian gegenüber; sie konnte die ganze Sache doch nicht so bedeutungslos hinnehmen, da er ja selber so viel Bedeutung in derlei Dinge hineinlegte und sie damit quälte; und schließlich meinte sie, vielleicht sei es gut, auch hierin dem Manne zu gehorchen ...

Gordian sah die Veränderung allmählich im Spiegel und war beim Wieder-Lächeln ebenso ratlos als beim ersten; aber er legte es sich zu seinem besten aus und fuhr dabei wirklich nicht schlecht. Die

Hochzeit fand bald darauf ſtatt und die Hochzeitsnacht war ſommerlau und ſternig; auch dann noch war Gordian eine Zeitlang im Glücke.

Und Frau Barbara hatte ein ſo ſüßes Lächeln bekommen, ſo daß es Gordian ſelbſt nicht begreifen konnte ...

Als dann wieder manchmal die Zeit kam, da die Eheleute getrennt waren, indem Barbara bei Verwandten Beſuche machte, erwachte in Gordian das alte Eiferſuchtsfieber und er kramte ſeinen vergeſſenen Wunderſpiegel hervor, um ſein Weib zu prüfen; aber ſiehe, ſo viele Bilder früher darin wechſelten und wie deutlich und klar jedes in ſeiner Buntheit darin geſtanden; jetzt ſah auch der ehemalige Seidenhändler und nachmalige Wunderkünſtler nicht mehr als jeglicher Sterbliche: eine matte, angelaufene, gleichmäßige Queckſilberfläche, die blind und unverſtehend ihm entgegenblickte. Die Ehe hatte auch für ihn das Wunder vernichtet.

Und Gordian lebte von Tag an glücklicher denn je.

Und das Lächeln der immer ſchöner werdenden Frau Barbara ward mit jedem Tag ſeliger und bewußter.

Der Erlöſer / von Hugo Neugebauer.

Sie war die Sklavin. Ihr Herr war der Pflanzer, aber ihr Tyrann war ein Kind, ihr Kind, das ſie unter dem Herzen trug.

Ihr Tyrann! — Wie ſie ihn liebte, wie ſie ihn ſchützte vor der Peitſche des Herrn! Denn ein greiſer, blinder Seher ihres Stammes hatte geweisſagt, daß ſie den Erlöſer unter dem Herzen trage. —

„Du Schrein aus Ebenholz“, ſprach er zu ihr, „in dir ruht verſchloſſen der Spiegel aus ſchwarzem Diamant, in dem der weiße Mann ſein wahres Angeſicht erblicken wird. Schauen wird

er's und vor dem eigenen Antlitz fliehen übers Meer in sein Land, das von Eise und Eisen starrt wie sein Herz und von Rauche getrübt ist wie sein Auge, fliehen wird er und das Land den Söhnen des Landes räumen, denen er's entrissen, den Männern aus dem Stamme des Dattelbaumes, den Männern aus Ebenholze, welches das köstlichste ist von den Hölzern der Erde. — Du aber wirst sterben müssen nach deines Sohnes Geburt. Denn so rauschen die Wipfel des Waldes."

Da lächelte die Sklavin und sagte:

„Gerne sterbe ich, wenn er nur lebt: tönend zerbricht der schlechte Krug, sobald das Volk den edlen Wein getrunken, den er enthielt."

Und sie ging hin und duldete stumm, bückte sich nur vor, so oft der Herr die Peitsche schwang, damit der Schlag ihren Nacken, ihren Rücken treffe, nur nicht ihn, den ungebornen Erlöser. Und so oft ein Schlag sie traf und ihn glücklich verschonte, blickte sie auf zu ihrem Herrn wie ein leidendes Tier, zu ihrem Gotte wie eine dankbare Mutter.

Und wenn sie in den Nächten der Regenzeit schlaflos vor Schmerz und Angst auf der Matte saß und die noch blutenden Wunden mit ihrem langen, schwarzen Haare trocknete und leise dazu sang, eintönig und leise ein Lied, das sie als Kind der Sturm gelehrt, der den Urwald durchbraust, da fühlte sie sich im Innersten unendlich glücklicher als die unfruchtbare Königin jenseits des Meeres, denn sie dachte an den Erlöser.

Einmal — um Mitternacht — hüpfte das Kind in ihrem Leibe. Da stand sie heimlich auf und schlich aus der Pflanzung, tief, tief in den Urwald — meilenweit. — Ich habe von ihr nicht wieder gehört. Aber ich glaube, die Affen nähren und tränken und die reißenden Tiere verschonen sie, denn ein greiser, blinder Seher hat geweisagt.

Die fürſtlichen Gedanken / von Hermann von Pfaundler.

Die fürſtlichen Gedanken
Haben nicht Krone und Glanz,
Sie ſind die bleichen, ſchwanken
Ruhmloſen ohne Kranz.

Im Dunkel tief geborgen,
Vor mir und euch verſteckt,
An Tagen trübſter Sorgen
Von der Einſamkeit erweckt.

Da reichen ſie mir auf Schalen
Taten, die ſoll ich beſtehn. —
Ach, viel zu ſchwer, die fallen
Aus Händen mir und vergehn. —

Dann ſuchen ſie einen Kranken
Und hoffen, daß ſeine Kraft
Aus ihren ſchlichten Ranken
Herrliche Taten ſchafft.

Weſtfalenart / von Peter Hille.

(Aus dem unveröffentlichten Nachlaß.)

Abgeſchloſſen in ſich und mit dem Seinigen legt ſich Kamp an Kamp.

„Kamp“, ſchon in dieſer Bezeichnung liegt die ganze Geſchichte dieſer Anweſen.

„Campus“, das Feld, das Lager, dieſes Römerwort ſpricht jener vorzüglichen, feinſpürigen, untrüglichen Herkunftsdeutung gemäß, welche die Sprache von den Vorgängen im Volksleben gibt, von dem tiefen Einſinken des feindlichen Weſens ins Volksempfinden. Die

Römer müssen sich darauf verstanden haben zu faszinieren, zu dominieren. Ihre Herrschaft konnte in entrüstungsvoller Stärke, nicht ohne westfälische Verschlagenheit äußerlich abgeschüttelt werden, aber innerlich redet sie noch im Kampe weiter, den der Schulze, der Bauer des nordwestfälischen Flachlandes mit Heck und Schling einfriedigt, worin er stolz sein Wesen sieht, woraus er all sein Gebahren, all seinen Anspruch nimmt.

Wie ein Häuptling herrscht er hier über sein Gesinde, sein „Volk" — „die Völker" ein stolzer Name für Jan und Trine, die früher Hörigen, nunmehr Gedungenen.

Aber immer noch, trotz des äußerlich jeden Tag lösbaren Verhältnisses bleibt das Familienhaft-Beharrliche: an Stelle des Gesetzes ist die Zähigkeit gewachsen.

Kein Mietsvertrag bestimmt hier Rang und Würde und Recht, und dennoch kann kein Zeremoniell eines Kalifenhofes verbindlicher sich behaupten, feierlich satzungsmäßiger sich darstellen, als hier auch im niedersten Dienste es geschieht. Groß- und Kleinknecht, Groß- und Kleinmagd haben ihren besonderen Teller und Platz. Unten sitzt der Schweinejunge, dem auch das Vorbeten obliegt. Aber „die Völker" teilen mit dem Bauern die Mahlzeit und werden nicht in die „Leutestube" geschickt: daher der Stolz, hieraus die Anhänglichkeit!

So im Norden und Westen. Und dieses vor Allem sind auch die Römergegenden. Wie das Kreuz durch seinen Seelensieg ruhmeshoch zu ragen begann, so ward umgekehrt das überwundene große Römertum etwas Ehrwürdiges.

Man wunderte sich, daß man dieses so selbstverständlich, unwiderstehlich auftretende, so tief und allseitig vom fernen Rom her Besitz ergreifende und haltende Volk hatte überwinden können.

Man verliebte sich in den mit germanischem Ungestüm eher erschlagenen als schlichtweg geschlagenen Feind.

Aus des Augenblickes rohergrimmtem Wildenspott — nun der ward ja auch noch im nahen Münsterland anderthalb Jahrtausende später gegenüber dem unseligen Schwarmkönig Jan Bokelson vom

Leyden und seinen Beratern geübt — blieb die Bewunderung am Ebenbürtigtüchtigen, dem Feindesgewaltigen bestehn.

Vielleicht war man auch für die von hier aus zuerst gegebenen Bildungsanregungen dankbar.

In der Regel freilich ist die Quittung über gut geratene Erziehung dauernde Erbitterung; denn je besser die Erziehung, so rauher ist sie, indeß war gerade die Unberührtheit, die tiefe schlummernde Bildungsbedürftigkeit des Deutschen und seine Dankbarkeit leichter zugängliche Treue die Veranlassung, daß dort, wo das Urdeutschtum am reinsten erhalten geblieben, auch das Römertum sich mitbewahrte, wie so eine Harztanne den Steinblock in ihre Wurzel aufnimmt, der ihrem Wachstum zuerst den größten Widerstand bot.

Wie die Art, so der Laut.

Wie jedes Gehöft, jeder Gau, jedes nur eine Welt für sich war, so bildeten sich hier auch besondere Lebensäußerungen. Jede Zunge höhlte sich zu anderer Wortschleuder für anderes Vieh.

Natürlich zwingt die unaufhörlich wachsende Verfeinerung und Bedürfnisfülle des Lebens allmählich zur Aufgabe der anfänglichen königlich stolzen Vereinzelung: leichter schlingt im Dorfe schon das Leben sich durcheinander. So traten die Äcker nach außen, und die Wohnungen floßen zusammen.

Noch mehr ordneten ins Gleichartige sich die Städte. Wehrhaftigkeit und Luxus forderten diese Form und steigerten sie.

Dann verlangte der Reichtum des Bodens an unterirdischen Schätzen, an den Wäldern der Vergangenheit, den Steinkohlen und an Metallen gewaltige Förderungswerkzeuge, die über einzelne Manneskraft hinausgingen und darum den Einzelnen wieder zum Sklaven machten, zum Industriesklaven.

Der Ackerbauer leitet seinen Pflug, handhabt den Spaten; zwischen den Fabrikarbeiter und seine Leistung aber drängt sich der Dampf, die elektrische Maschine mit ihrer furchtbaren Einförmigkeit und nimmermüden Verbrauchsbegehr der einmal aufgespeicherten und sonst nutzlos vergeudeten Kraft.

Der Bauer tritt in ein gemütliches Verhältnis zu Land und Bestellungsgerät, zu Hilfs- und Pflegetier; der Fabrikarbeiter grollt der fühllosen künstlichen Naturmacht, der er dienen muß, die ihm Brot gibt, aber dafür all seine Kräfte, Aufmerksamkeit wie Muskelstärke verlangt und ihn nur entläßt, damit er auf morgen zu gleichem Dienste sich wieder befähige.

Dieser Mensch wird selbst Maschine, sollte es werden, aber sein freies Naturell lehnt sich auf, empört sich: hier ist die Männlichkeit Unzufriedenheit. So entsteht die Sozialdemokratie.

Mit den Dörfern eigentlich erst stellte sich die erste Schlechtigkeit ein, fand sich Gelegenheit böswilligen Gewinns.

Auf den alles selbst hervorbringenden, den Handel nicht kennenden Gehöften brachte Unredlichkeit keinen Vorteil, zog nur Entlassung nach sich.

Tischsegen / von Arthur v. Wallpach.

Nun laßt Beschwernis, Sorge, Not
Und Kränkung uns verscheuchen.
Soll nähren uns des Lebens Brot,
Muß alle Unrast weichen.
Wenn du ein froh Gewissen hast,
Dann bist du Gottes liebster Gast,
Dann ist's als trügst du Rosen
Und wärst du weltverstoßen.

O Herr! in deine Vaterschaft
Sei unser Tun befohlen.
Befrei uns von der Lüge Haft,
Von trügenden Idolen.
Mach uns durchs Brot der Liebe jung,
Gib Wein uns der Begeisterung,
Laß deinen Segen quillen
Und uns die Herzen schwillen.

Poeta laureatus /

von Hugo Neugebauer.

Sie hatten ihn ſein Leben lang mißachtet.
Im ganzen Lande kräht' kein Hahn ihm nach,
als er verſtarb in grenzenloſer Not,
von Hunger und von Krankheit abgezehrt.
Und da die Hand er an ſich ſelbſt gelegt,
um ſeines Lebens Schmach und Qual zu kürzen,
verſcharrt' man ihn wie einen toten Hund
bei den Gehenkten in der Friedhofsecke.

Jahre vergingen und das Haus verfiel,
worin der Mann gewohnt. Man brach es ab
und fand in einer Niſche in der Mauer
ein Bündel Schriften auf von ſeiner Hand.
Der Herr des Hauſes nahm das Bündel, ſchnitt
die morſchen Fäden durch und las die Schrift,
entdeckte Verſe, Strophen und Gedichte,
ſchnürte das Bündel wieder zu und trug's —
zu Markte? — nicht doch! — zu den weiſen Herrn
Erforſchern unſrer ſchönen Lit'ratur.
Die brachten's emſig forſchend an den Tag,
daß unſer Hausbeſitzer Glück gehabt
mit einem Fund von hohem Geiſteswert:
ein Dichter, hieß es, ſei entdecket worden,
ein echter Dichter, ein erlauchter Geiſt
von Gottes Gnaden, dem das Vaterland
abtragen müſſe alte Ehrenſchuld.
So ſchmetterte in alle Welt hinaus
das Nachgeſchrei und weckte die Gewiſſen
und Köpf und Hände regten ſich zum Werk,
den toten Dichter und — ſich ſelbſt zu ehren.
Man ſpürte des Verſcholl'nen Namen nach
in ſeines Heimatdorfes Kirchenbüchern,
verfolgt' ihn unermüdlich vor Gericht,
im Munde alter Leute, ſucht' und fand
Geburts- und Todesjahr des großen Dichters
und ſeiner vielen kleinen Gläubiger

(gez. von Max v. Eſterle.)

Hans von Hoffensthal.

drohende Mahnungen zur harten Pflicht,
verfall'ne Schulden endlich zu bezahlen.
Der Pfändung Protokoll, des Arztes Rechnung,
der Leichenträger und des Totengräbers,
und manches noch, was ich verschweigen will,
was auch der hochgelehrte Herr verschwieg,
der sich zur Rede rüstet' an dem Fest
der späten Ehrung, zur „ergreifenden
und formvollendeten Gedächtnisrede",
wie tags nachher man in der Zeitung las.

Man grub den toten Dichter aus der Erde,
auf einen Thron erhob man sein Gerippe
im Rathaussaale, einen Baldachin
aus roter Seide spannt' man ihm zu Häupten,
mit Teppichen bedeckte man die Stufen
zum Thron empor und volle Blumenkränze
hängte man zierlich an den Wänden auf. —
Es kam der Tag, es kam der Bürgermeister,
die Herrn vom Rate kamen, Professoren
den Rektor an der Spitze in Talaren,
mit gold'nen Ehrenketten schwer behängt,
Studenten auch in feierlicher Wichs.
Von der Regierung zeigt' sich ein Vertreter
im Staatsgewand mit vielen Ordenskreuzen
und vom Kapitel ein behäbiger
Kanonikus mit wohlgepflegten Händen.
Ein General sogar mit einer schönen
geschminkten Dame tänzelt' hin und her,
als Ehrenjungfern rahmten ein das Bild
voll Festesglanz der reichsten Bürger Töchter,
und Zeitungschreiber füllten aus die Lücken. —

Nun wird es still. Es ächzt die Rednerbühne,
Professor Doktor Polyphrast erscheint
und legt das Angesicht in ernste Falten.
Zu reden hebt er an und zu berichten,
wozu man heute sich versammelt habe
und wer der Mann gewesen, dem die Ehre
der prächtigen Versammlung man erweise.

Wie er gelebt, der alſo hoch Geehrte,
fern von der Welt und ihrem eiteln Schein
und ihrem Haſten nach Gewinn, Genuß,
in Einſamkeit, der Muſe Dienſt ergeben.
Und daß er ein ſo gar beſcheidener
und in ſich ſelbſt gekehrter Mann geweſen,
der um die Gunſt der Menge nie gebuhlt. — —
Was endlich ſeinen Tod betreffe, ſei
zwar nicht zu leugnen, daß er ſich getötet,
und dieſes Faktum müſſe jedes Chriſten
gerechtes Herz mit Bitternis erfüllen.
Doch ſei bewieſen, daß er in Verwirrung
des Geiſts die grauenvolle Tat begangen
und drum zu hoffen, daß am jüngſten Tag
der Herr der Welt ihn milde richten werde.
Nachdem Profeſſor Doktor Polyphraſt
den Menſchen alſo glimpflich abgetan,
behandelt' er den Dichter und erörtert'
die Stellung, die er eingenommen habe
auf Seite ſiebenhundertfünfundſiebzig
des Werkes von Profeſſor Polyphraſt:
„Geſchichte unſrer teutſchen Lit'ratur",
wo er bewieſen (nämlich Polyphraſt),
daß unſer Dichter auf der Schwelle ſteht
des neunzehnten zum zwanzigſten Jahrhundert,
Naturaliſt mit zwanzig Jahren ſei,
mit dreißig Neuromantiker geweſen.
Dieſes bewies und manches and're noch,
was ſchon gedruckt in ſeinem Buche ſteht,
aufs neue nun Profeſſor Polyphraſt,
vergaß auch nicht aufs wärmſte zu empfehlen
beſagtes Werk, das jüngſt erſchienen ſei
bei Hopf und Henner und um dreißig Mark
zu haben ſei (auf Wunſch in Raten zahlbar).
„Und jetzo laſſet uns", ſo ſchloß der Redner,
„den toten Dichter ehren nach Gebühr.
Bekränze ihn, die du der Muſe Amt
mit Anſtand und mit Würde übernommen,
Euphemia, du aller Jungfern Zier.
Drücke den Lorbeerkranz ihm auf das Haupt!" —
„Doch nicht zu feſt, der Schädel hängt nur loſe

in dem Genick", erinnerte ihr Vater,
der Ratsherr Kaſpar Krah Euphemia. —
Sie tritt hinan, ſie hebt den Lorbeerkranz
und läßt ihn niederſinken auf das Haupt
des toten Dichters. — Feierliche Stille.
Beklemmtes Atmen nur und aller Augen
gerichtet auf dos thronende Skelett,
das unterm Lorbeerkranz den Schädel neigt:
wie höhniſch doch der tote Dichter grinſt,
wie biſſig er die weißen Zähne fletſcht,
wie ſeine ungeheuren Augenhöhlen
abgründiſch dunkeln und geſpenſterhaft! —
Gar ſchwül zumute ward den hohen Herrn
im weiten Saale, dieſer ſchlich hinaus
und jener folgte, einer drängt den andern,
obwohl das Feſt noch nicht zuende war
und manche Rede in der Rolle noch
der Auferſtehung harrte durch den Mund
berufner Sprecher mit verzierten Namen.
Die Ehrenjungfern traten ſcheu heran,
warfen die Blumen hin und drückten ſich
und atmeten erleichtert vor den Türen.

Geſchwunden war den Herren aller Mut.
Erſt bei der Tafel fanden ſie ihn wieder
im Feuerwein, der überreichlich floß
an jenem Tage zu des Dichters Ehren.
Als ſie nun trunken, hob ſich Polyphraſt
vom Seſſel ſchwer, den lange er beſeſſen
— ſein Auge glänzt', es glühte ſein Geſicht
vom flüſſ'gen Brand des brauſenden Champagners —
und alſo lallt' er zu den Zechgenoſſen:
„Der arme Teufel, unſer großer Dichter,
hol mich der Henker, war ein braver Kerl,
und leben ſoll er, ewig ſoll er leben!" —
„Hoch ſoll er leben!" brüllt die trunkne Runde,
ſie ſtoßen an und ſchütten ein und aus
und -- weiter war vom Dichter nicht die Rede.

Öd iſt der Saal, die Blumen welken ſchon,
der Dichter ſitzt noch immer auf dem Thron,

den Nacken unterm Lorbeerkranz gebückt,
grinst vor sich hin und fletscht die weißen Zähne. —
„Was wohl der tote Dichter denken mag?"
fragst du, mein Freund, und denkest das statt seiner:
„Ruchloses Pack, du ließest mich verkommen,
verhungern mich und auf dem Stroh verfaulen,
dein Ohr war taub den Schreien meines Herzens,
als meinen Geist des Wahnsinns Nacht umfing,
den hohen Geist, den ich betörter Schwärmer
vor dir entblößt, du feile Pöbelhorde,
die Schönheit dir zu zeigen, Dirne, dir,
was Engelsaugen vorbehalten war!
Und als der Erde ich mit eigner Hand
den ausgelebten Leib geopfert hatte,
den Geist entlassend aus des Fleisches Knechtschaft
ins Reich der Geister, frei von Not und Pein,
spiest du auf mich, die du dich selbst bespeien,
lästertest mich, die du dich selbst verlästern,
verwarfest mich, die du dich selbst verwerfen,
abseits von Tod und Leben werfen solltest! —
Doch nicht genug, daß du dich so versündigt
an Gottes Mann — doch nicht an deines Gottes! —
entreißest du dem Grabe mein Gebein,
der Erde Schoß entweihend mit Gewalt
und stellest deinen neugierkalten Blicken
zur frechen Schau, was Tod geheiligt hat,
mißbrauchest es zu eitlem Mummenschanz,
beleidigst mich mit deiner Ehrung Schande!" —
So, wirst du denken, hätte er gedacht,
hätt er noch denken können, der dort saß
auf hohem Thron, vom Lorbeerkranz beschattet.
Jedoch du irrst. Ganz anders hätte jener —
Mann mit dem Kranze auf dem Thron gedacht
und ausgerufen voll Verwunderung:
„Bei Henkers Hans, das hab ich nie geträumt,
als ich noch Fritze hieß und stemmt' und feilte
an mancher Türe, manchem Gitter und
auch manchen jüngferlichen Schrein erbrach
und manchen murkste, der mich hindern wollte
am schlau geplanten Werke, wahrlich nie,
daß diese Knochen, längst von Fleisch entblößt,

zu solchen hohen Ehren kommen würden!
Gebessert hat die Welt sich ohne Zweifel,
seit ich erstickt: Genie wird anerkannt
auch im Verbrecherschlage nach Gebühr,
wie das Exempel lehrt des Fritze Kurle,
dem man den Galgen mit dem Thron vertauscht
und statt der Schlinge einen Kranz gewunden.
O Morgenröte einer neuen Zeit,
ich grüße dich, von Ahnung froh bewegt,
daß bald der Galgen, der so arg geschmähte
in finstern Zeiten ohne Geistes Licht,
zum Sinnbild werden wird des todesmut'gen
Martyrertumes für das heil'ge Recht,
das eingeborne der Persönlichkeit!" —

So hätte auf dem Thron der Mann gerufen,
beschattet von dem Lorbeer und erleuchtet
von froher Ahnung einer schönern Zeit. —
Jedoch er schwieg und lacht' nur vor sich hin,
vollauf zufrieden mit der Standserhöhung,
indessen ihm zu Ehren in „Europa"
noch immer Pfropfen knallten, Gläser klirrten,
und blauer Dunst der Gäste Schwarm umnebelt'.

Der Märtyrer zugunsten.

„Man" schreibt uns — d. h. natürlich nicht uns, sondern den „Innsbrucker Nachrichten" —:

„In München fand am 20. März zugunsten armer Münchner Kinder und des Deutschtums in Oesterreich eine Vorlesung von Rudolf Greinz' fünfaktigem Drama aus dem ersten christlichen Jahrhundert „Der Märtyrer" statt. Dieselbe zeitigte einen solchen Erfolg, daß dem Vortragenden, Direktor Schrumpf des Volkstheaters, zwei Lorbeerkränze überreicht wurden und die Vorlesung wiederholt werden muß. Das Werk, das als bestes und bedeutendstes Werk des Tiroler Dichters bezeichnet wird, wirkte nach übereinstimmenden Urteilen sowohl durch seine Gedankentiefe und Sprachschönheit, als auch durch seinen ergreifenden Stoff

auf die zahlreiche Zuhörerschaft. Die Art, in der Direktor Schrumpf das Drama zum Vortrage brachte, war unbestritten meisterhaft."

Möglich. Entsprechend der Devise: Durch muß des Federkieles Erz! Nur die Regie, scheint's, war trotz eifrigsten Bemühens nicht ganz einwandfrei. Wie konnte sie es dulden, daß der Erfolg, der seine Sache sonst so gut zu machen schien, das obligate Ruhmesgrünzeug dem Dichter einfach vorenthielt und es dem Interpreten zwiefach spendete! Dieses Versehen, dünkt mich, dürfte bei der Wiederholung nicht mehr vorkommen. Der Lorbeer also merke sich für nächstes Mal: Ein Kranz (wie diesmal) vom, der andre für den Dichter! Damit die große Trommel ja kein Loch kriegt, die da singt:

Armes Münchner Kindl! Und du, ille beatus:
Deutscher in Oesterreich! Herbei! Laßt euch nicht bitten!
Ecce director et — bum, bum — poeta laureatus!
Zu euern Gunsten! Unbestritten ...
Bum!

F.

Innsbrucker Kunstschau.

Albert Plattner. Serie von Portraits: Das beste Dr. Reich, malerisch gestellt, einfach, lebendig, frisch in Farbe. Dagegen Doktor Brix untief aufgefaßt, etwas verzeichnet, nüchtern in Farbe. Mit der Alt-Innsbruckerin tritt Plattner das Erbe Schretters an, der Hintergrund ist sehr gewagt und gegen den Kopf blechig. Gostner jun. ist Zimmerfreilicht, aber durch den allgemein verbreiteten warmen Ton bestechend. Alles in allem tüchtige Arbeiten, die allen Schwierigkeiten lieber aus dem Wege gehen.

Thomas Riß. Portrait Prof. Wahrmund, technisch geistreich und sehr routiniert gemalt. Es rembrandtelt aus Absicht und vorzüglich, aber die Absicht ist nicht recht angebracht. Mystische Tiefe steht anderen vielleicht besser.

Fritz v. Ebner. Portrait Christian Plattners: sehr ähnlich, gut gezeichnet und charakterisiert, unfarbig, technisch etwas ängstlich.

Zwei Aquarell-Landschaften einfach miserabel, unbedeutend im Schauen und Wiedergeben. Wozu Derartiges ausstellen? Gehört gleich in den Ofen. Schade um ein liebenswürdiges Talent, das den „Lokal-Forderungen des Tages" nachläuft und sich selbst nicht findet.

Ludwig Girardi. Kollektiv-Ausstellung im Ferdinandeum. Keine überwältigende Persönlichkeit, aber ein herzhaftes Talent und hartnäckiger Wille. Diese geschmackvolle, nie süßlich und kitschig werdende Gründlichkeit kann allen unseren „hiesigen" zu lernen geben, allen ohne Ausnahme! Es sind entzückende Sachen darunter und kein schlechtes. Alles mit liebevoll sorgfältigem Auge gesehen, ein gedämpfter Großstadtton darüber, lieb, ungeziert, durchaus fertig. Das große Portrait eines Studenten in Wichs ist nur in den Details gut, im ganzen aber ein Mißklang. Der Mangel an Unbekümmertheit, der alle anderen Studien auszeichnet, wird hier wirklich Mangel. Das Format ist zu groß, vielleicht auch beim Damenportrait. In halber Lebensgröße wären beide gelungen. Es kommt hier selten vor, daß so durchwegs erfreuliche Kunstsachen geboten werden. Hoffentlich bleibt das meiste im Privatbesitze unserer Bürger zurück — und im Ferdinandeum.

Benedikt.

WERKE VON CARL DALLAGO.

Gedichte. E. Piersons Verlag in Dresden. Broschiert Mk. 2·50, gebunden Mk. 2·—.

Ein Sommer. Liederreigen. Verlag von E. Ebering, Berlin. Gebd. Mk. 2·—.

Strömungen. Neue Gedichte. Tiroler Verlag, Innsbruck. Brosch. Mk. 2·—, gebd. Mk. 3·—.

Wintertage und Anderes. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·25, geb. Mk. 3·—.

Spiegelungen. Ein lyrisches Album. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 3·—, gebd. Mk. 4·—.

Der Süden. Kulturliche Streifzüge eines Einsamen. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—, gebd. Mk. 3·—.

Erich Tagusen oder Kinder des Lichts. Ein lyrisches Drama in drei Aufzügen. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—.

Neuer Frühling. Ein Gedichtbuch. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—.

Geläute der Landschaft. Kulturliche Streifzüge eines Einsamen. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 3·—, gebd. Mk. 4·—.

Die Musik der Berge. Künstlerdrama in drei Aufzügen. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Broschiert Mk. 2·—.

Ein Mensch. Ein Roman in Bildern. Axel Junker, Verlag, Berlin. Brosch. Mk. 2·50, gebd. Mk. 3·50.

In Vorbereitung: Das Buch der Unsicherheiten.

WERKE VON KARL BERGER.

Wilhelm Bienner, Kanzler von Tirol. Trauerspiel. — Linz, Mareis.

Die Weiberfeinde. Schauspiel. — Modernes Verlagsbureau Kurt Wigand, Berlin.

Urteile über den „Brenner“.

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine im ersten Jahrgange laufende Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen zwölf Heften der von Ludwig v. Ficker herausgegebenen, im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. ... Im Ganzen ist „Der Brenner“, wie man aus alledem merkt, eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. ... So viel sehen nun unsere Leser, daß wir uns Tirol nicht mehr als einen dunkeln Fleck auf der literarischen Landkarte zu denken haben, ja, daß dort, abgesehen von den einzelnen Dichtern und Künstlern, die diesem kernhaften Volksstamme von Zeit zu Zeit geschenkt werden, nun auch das eingesetzt hat, was man eine literarische und kulturelle Bewegung nennt. Und ihr Organ ist die neue Halbmonatsschrift „Der Brenner“.

Pester Lloyd ..... Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt in wenigen Heften schon, daß sie ihm gewachsen ist, denn sie wird von Männern geschrieben, die sämtlich durch ein eigenartiges Können in der deutschen, besonders aber in der Tiroler Literatur dastehen. Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Heinrich Mann ... Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind. ...

Beiblatt der Zeitschrift für Bücherfreunde (Leipzig). ... ebenso (verdient Beachtung) der äußerlich recht unscheinbare, dem Gehalte nach aber überraschend gute „Brenner“, eine Tiroler Zeitschrift, die mitten in den Bergen einen mitunter recht schweren geistigen Kampf kämpft.

Der Volkserzieher (Berlin). Von den Alpen her grüßt die naturkräftige und streitbare Stimme der Halbmonatschrift „Der Brenner“. Ein Blatt von kernhafter Eigenart, mehr als irgend eine schöngeistige Zeitschrift, die bisher im deutschen Sprachgebiete erschien. Ein tüchtiges Häuflein von prächtigen Männern tritt mit allen Kräften dafür ein.

I. Jahr. Heft 22.

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Die Seele des fernen Ostens (Schluß) / Karl Schoßleitner: Auferstehung / Robert Michel: Die Hummel / Hugo Neugebauer: Kosmische Lieder / Bernhard Jülg: Die drei Nichtstuer / Carl Dallago: Frühling. — Benedikt: Innsbrucker Kunstschau II. / Ludwig von Ficker: Die lahm gelegte Kritik. — Karikaturenfolge XXII: Max von Esterle: Karl Schönherr.

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

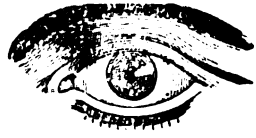
erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1·75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Erlerstraße Nr. 3. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Sämtliche Rechte vorbehalten.

Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.



Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel.** Schreibmaschinen: **Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.**

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

I. Jahr. Innsbruck / 15. April 1911. Heft 22.

Die Seele des fernen Oſtens / von Carl Dallago.

(Schluß.)

Aber nun iſt es für mich an der Zeit, den fernen Oſten nach Vorhandenſein von Individualität — von Perſönlichkeit im geſchilderten Sinne auszuforſchen. Und ſeltſam, wie es ſich oft fügt! Gleichzeitig mit dem Buche, „Die Seele des fernen Oſtens“, und ebenſo von gütiger Frauenhand geſchenkt, erhielt ich: „Reden und Gleichniſſe des Tſchuang-Tſe“ in der Übertragung von Martin Buber. Und kurz vorher kam mir ein Spruch des Lao-Tſe zu Geſicht.

Hier erlauſchte ich endlich, was Lowell's Werk nirgends gibt: Das Zwiegeſpräch der fernöſtlichen Seele mit ſich ſelbſt. Und ich konnte mich nur wundern und immer wieder verwundern über alle die Reichtümer und Tiefen, die dieſe Seele ausſtrömt. Worüber ich beſonders ſtaunen mußte, iſt das ungemein Verwandte, das ich vorfand, — ein ſo tief Verwandtes, als hätte es zuweilen ein mir vorhergegangener Brudermenſch geſchrieben, der freilich oft anderswo ſtehen blieb und ſich anderswo aufhielt als ich, und der auch weiter gekommen iſt. Das mir Vertrauteſte aber im Gehörten iſt, daß dieſes lebenstiefe und lebensſtarke Lehren der alten chineſiſchen Weiſen und ihrer Schüler, die ungefähr um die Zeit vom ſechsten bis ins dritte Jahrhundert hinein vor Chriſto lebten, förmlich überſchäumt von Perſönlichkeit. Man höre nur Lao-Tſe's Spruch, dieſes hohe Lied der Perſönlichkeit:

„Verſtand iſt Vernichtung des Lebens.
Gegenſatz im Entſchluß — wie nichtig;
Gegenſatz im Tun — wie mächtig!
Handeln wie allewelt! . . . Verſtandesgeborene Pflicht!
Nein! Sündlicher Irrſinn!
Allewelt wird leicht fortgeſchwemmt von oberflächlicher
Freude: ein Feiertag, eine Frühlingsnacht . . .
Ich hingegen, tief ankernd am Grund des Gefühlsſtroms,
Bin heiter und ſtill in der Freude gleichwie das Kind.
Ich lebe und webe fort und fort . . .
Allewelt wünſcht das Allzu;
Ich hingegen erſehne das Nichts,
Ich bin linkiſch im Leben, entrate des Zweckſinns! . . .
Allewelt weiß;
Ich hingegen hab wirre Gedanken;
Allewelt hat Gemeinſchaftstrieb;
Ich hingegen liebe Einſame Höhe;
Ich walle wie die Woge, ruhelos wankend . . .
Allewelt hat Erfahrung;
Ich hingegen bin einfältig, ein Tor! . .
Ich bin anders als allewelt:
Doch Ich bin Ich!"

Wie vertraut unſer einem das klingt! Vorausgeſetzt, daß man ſich die Feierlichkeit im Rhythmus und Sprache, die ſtrenge erhabene Einfachheit und Wortökonomie, die nicht Ökonomie iſt, ſondern Wortmacht und Zügelung — Worttrefficherheit (die das Original gewiß noch erhöht aufweiſt), zutrauen dürfte, (was ich mir ſicher nicht zutraue) — möchte man den Spruch nahezu ſeiner eigenen abendländiſchen Seele in gnadenvoller Stunde entſproſſen wähnen. Nur anſtatt: „— erſehne das Nichts" ſetzte ich: — erſehne das Wunſchloſe.

Tſchuang-Tſe's „Reden und Gleichniſſe" weiſen Ähnliches auf. Ich begegne hier freudvoll erregt denſelben zweien intimen Gedanken meines Schaffens wie bei Lao-Tſe: dem vom Unwert des Intellekts — und dem vom Unwert der Menge. Es wird ſo aus-

gedrückt: „Wissen ist seicht. Nicht wissen ist innerlich. Wissen ist äußerlich.“ Und daß das Große der Menge unzugänglich ist. — — Ohne weiter auf den wundervollen und unerschöpflichen Gehalt dieses Buches näher einzugehen, zitiere ich nur einiges Wenige von dem, was sich meinem Gefühl am besten einschmiegte und zugleich von Persönlichkeit aussagt. So die Aussprüche: „Und wer dem Äußeren Gewicht gibt, wird im Innern hilflos.“

„Hüte und erhalte dein eigenes Selbst und alles andere wird aus sich selber gedeihen.“

„Sei still, sei rein, ermüde nicht deinen Körper, verwirre nicht deine Lebenskraft, — und du wirst dauern.“ —

„Wer auf Zeiten achtet, ist nicht der Weise. Wer nicht mit Gut und Böse Verkehr hält, ist nicht der Überlegene. Wer nicht jenseits der Geltung steht, ist nicht der Vorbildliche. Wer sich nicht in unbedingter Weise aufgibt, kann kein Herrscher sein.“

Und endlich wird selbst das „Nichttun“ eingespannt, um die Überlegenheit seines Innern in Tat umzusetzen. Das Nichttun gedacht als allerhöchste Entfaltung des inneren Menschen. Es ist für dort vollendetste Umsetzung dieses Innern in Tat anzunehmen, wo das Nichttun in Aktion tritt. Ist doch die Welt überall so angefüllt und besetzt von eitlen äußerlichen Dingen, daß für die Art der Überlegenheit des inneren Menschen kein Raum mehr ist. „Darum gibt es für den überlegenen Menschen, der in unentrinnbarer Weise zum Herrschen berufen ist, nichts anderes als Nichttun. Durch Nichttun wird er fähig sein, in den natürlichen Bedingungen des Daseins zu ruhen.“ Hört man hier nicht die Begründung des Nichttuns klar genug heraus? — Es bleibt der einzige Modus, den der Weise und Überlegene noch findet, sich selber völlig anzubringen.

Das ist etwas anderes als Unpersönlichkeit. Es ist ein Persönliches zur höchsten Kraft erhoben, — es liegt ihm höchster Wille zur Macht zugrunde, indem das vertiefteste Ichgefühl sein Selbst zur Entfaltung durch Zeit und Raum — und damit zur höchsten Art von Herrschertum zu führen strebt.

So gesehen, löst sich immer mehr etwas heraus, das sich zu Jesus — und im weiteren auch zu Nietzsche in Verwandtschaft bringt, und man beginnt staunend wahrzunehmen, wie sich scheinbare Gegensätze immer wieder begegnen, wenn man ihnen nur weit genug nachgeht in die Tiefe.

Im „Nachwort" der „Reden und Gleichnisse" berührt Martin Buber Tschuang-Tse's Verhältnis zu Jesu also: „Während aber jener andere Apostel, der seinen Meister leiblich nicht kannte, die Lehre Jesu von der Einheit des wahrhaften Lebens zersetzte und in einen ewigen Gegensatz von Geist und Natur verkehrte, war Tschuang-Tse in Wahrheit ein Sendbote seiner Lehre: ihr Sendbote zu den Dingen der Welt."

Ich finde auch Anklänge zu Tschuang-Tse's Lehre in Nietzsche's „Zarathustra" und verweise gleichzeitig auf das Sichbegegnende in Jesu und Nietzsche, das ich in meinem „Buch der Unsicherheiten" ein wenig erhellt habe.

Jedenfalls ist auch der Begriff Individualität, wie ihn die Überlegenheit dieser seltensten Menschen aus den verschiedensten Zeiten und Rassen aufweist, zugleich etwas, das sie am Grunde eint. Und was mir längst aufdämmerte, zeigt sich mir nun nur noch klarer und bestimmter: daß es für alle Rassen und Nationen nur eine Menschwerdung gibt: Menschwerdung im höchsten Sinne — ein Einendes zwischen Natur und Geist. Der Art, wie sich dieses Einende begibt, — wie es sich auswächst und vollendet, mögen freilich die Merkmale der Rasse, der Nation, des Bodens und auch der Zeit eignen, aus der es hervorgeht.

*

Ich bin nun vielleicht weit über das Ziel hinausgekommen, aber als williger Hörer der Diktion in mir denke ich: es mag auch das seinen Sinn haben. Und gewiß ist dabei soviel gehört worden, daß man das Vorhandensein von Individualität dem fernen Osten zugesteht. Wollte man sagen, daß es ein Seltenstes und Vereinzeltes ist, ließe sich entgegnen, daß alles Große ein Seltenes und Vereinzeltes ist, umso seltener, je größer. Und wenn bei uns häufiger

Individualitäten konstatiert werden, mag es auch sein, daß sie demgemäß geringer sind.

So wäre ich bei dem dritten und wichtigsten Punkte angelangt: bei der Unpersönlichkeit des fernöstlichen Volkes als Rasse, was allgemein angenommen wird. Da es, wie ich dargetan, nur Persönliches gibt, forsche ich nach der Beschaffenheit dieses Persönlichen, das sich so unpersönlich ausnimmt. Und ich gewahre auch hier ein Geführtes. Doch anstatt von seinem inneren Selbst geführt zu werden, sehe ich dieses Selbst noch so unselbstständig, daß es zur Führung des Zusammenschlusses bedarf. Die Kräfte des eigenen Innern liegen noch verdämmert, sie vermögen noch nicht den Gang in sich hinein; so gehen sie zu Anderem und schließen sich an Anderes und sind untertan den Kräften, die um sie her rege sind.

So stellt sich mir, was als unpersönlich gilt, nur als intuitiv dar, das Wörtchen mehr auf seinen ursprünglichen Sinn zurückgeführt, — etwas als empfänglich für Geführtwerden, für ein Geführtwerden von außen her. Sogenannte unpersönliche Völker müßten demnach am empfänglichsten sein für ein Geführtwerden. Und wirklich ist es so, daß sich dieser Annahme alles gut einfügt.

Im gleichen Sinne wie den fernen Osten (wenn auch nicht im gleichen Maße) nennt Parcival Lowell Frankreich „die unpersönlichste Nation Europas." Sie zeigt sich auch gewiß als die intuitivste, als die empfänglichste Nation für ein Geführtwerden. Man sehe sich nur danach um in den letzten Jahrhunderten. Zuerst wird die Nation geführt von Königen, dessen einer, der vielleicht Gipfelung bedeutet, sagen durfte: „L'état c'est moi!" Dann von den freiheitlichen Ideen, durch Rousseau und Voltaire ausgestreut, die Material zusammentragen und anhäufen, das später die Flamme der Revolution schüren hilft. Dann von den verschiedenen Individualitäten der Revolution, von denen die Massen so abhängig werden, daß durch sie jedesmal derselbe Zug weht, den die jeweilig herrschende Persönlichkeit zum Ausdruck bringt. Endlich von Buonaparte, dem Italiäner und größten Tatmenschen der Neuzeit, für den es sich, wie von höherer Hand gelenkt, fügt, daß seine italiänische Heimatserde, Corsica, zu

Frankreich kommt, nur wie um seiner gewaltigen tatendurstigen Führer- und Herrscherhand das intuitivste Volk zuzugesellen und so besser zu ermöglichen, seine große kriegerische Bestimmung zu erfüllen.

Ein solches „unpersönliches" Volk, das der ferne Osten vielleicht in weit ausgesprochenerem Maße aufweist, ist demnach, vermöge der intuitiven Art, die ihm eignet, immer etwas, das große Persönlichkeiten am besten zur Geltung bringt. Fehlen ihm solche Persönlichkeiten, — fehlen ihm neue große anregende und lebensfähige Ideen, getragen vom nötigen Menschentum, mag es leichter einem Verharren verfallen, das oft wie träumende Ruhe und Schlummer aussieht. Dabei kann das natürlich Große, das in der Natur — in der Landschaft immer lebt und webt, seine Macht wie ein Schlummerdach über das ganze Volk ausspannen und es so noch mehr in Träume wiegen. Auf diese Weise mögen viele äußere Errungenschaften verträumt und versäumt werden können.

Aber wie unschwer das nachzuholen und einzubringen ist, wie wenig Mühe ein Äußeres sich anzueignen kostet, ist immer wieder an diesen Völkerschaften zu erleben, wenn sie aufgestört werden von ihrer Ruhe, — herausgenötigt aus ihrer Abgeschlossenheit und ihrem Stillstand, — entrissen ihrem träumenden Verharren. Dann werden oft Errungenschaften von Jahrzehnten in Jahren spielend sich zu eigen gemacht. Was kümmert es, daß es nur Nachahmung ist: es ist kein Menschentum, was man nachahmt, es ist nur eine Handhabung von Dingen, um mehr dienstbar werden zu können dem eignen Menschentum.

So geschaut nach dem fernen Osten, — wohin soll da des englischen Amerikaners (Amerika hat echtere Propheten) Prophezeiung fallen? — Ein Volk, das seine Zeit verträumt und verschlummert hat, ist jedenfalls unverbrauchter als ein Volk, das sich durchs Leben hastet und überhastet in Drang nach Gut und Ehr; — auch unverbrauchter als ein Volk, deren öffentliche Machthaber sich einbilden, Kunst und Wissenschaft diktieren zu können; — auch unverbrauchter als ein Volk, dessen Frauenart sich vor der Mutterschaft entsetzt und dafür von der Politik schwanger geht und wie sie das tut; — auch

unverbrauchter als ein Volk, das sich geistigen Vandalismus großzieht, der so weit geht in seinem Dünkel und seiner Anmaßung — in seiner Sucht aufzufallen, daß es ihm als ruhmreich gilt, alles Große und Hohe klein und gemein zu machen. Auch unverbrauchter als ein Volk, das in seinem Fortschrittsdünkel und Wissenswahn schon alles zu erkennen vermeint und nur die Lösung des letzten Rätsels wie aus Güte noch auf morgen verschiebt; — unverbrauchter endlich als ein Volk, in dem der Intellekt zur Herrschaft gekommen ist, und das nun die Kräfte des inneren Lebens belächelt oder bereits verloren hat.

Dies alles trifft im heutigen Europa wohl bei den Engländern am meisten und nachher bei den Deutschen zu, sodaß gerade diese Nationen, so mächtig sie auch scheinen, als verbrauchter zu denken wären als ein Volk des fernen Ostens, das in seinem niedersten Sprossen noch heute die Gläubigkeit aufbringt, die Lowell, der vielgereiste Weltmann und Intellektmensch, am Chinesen als Beleg für dessen Fortschrittsunfähigkeit nimmt und also schildert: „Nachdem er sein ganzes Leben in Kalifornien zubringen mußte, trifft er Vorsorge, daß nach seinem Tode sein Körper einbalsamiert und über fünftausend Seemeilen nach der Heimat gebracht wird, um dort beerdigt zu werden." Gerade diese Gläubigkeit am gemeinen Mann, die auch tiefverwurzeltem Heimatsgefühl entquillt, wird mir Beleg für die Unverbrauchtheit des Volkes als Rasse, deren Persönlichkeitsentfaltung in seinen Weisen zu so außerordentlicher Höhe gediehen ist.

Von hier aus nach den Völkern Europas, besonders nach den genannten Nationen und ihrer intellektischen Art gesehen, ist gewiß etwas da, das auf Verfall gedeutet werden muß und nicht glauben macht, daß derartigem Gebahren bestimmt ist, die Welt in Besitz zu nehmen.

Doch nun zur Gegenüberstellung, die vielleicht sogar mehr Gewicht verleiht dem von Nietzsche betonten Europäertum.

Was wir in letzter Zeit an Japan erlebt haben, sollte uns doch ein wenig bemerkbar machen die Unverbrauchtheit dieses fernöstlichen Volkes und seine, im Ernstfalle, schwerwiegende Art trotz der äußeren leichten Beschaffenheit. Es ist doch mehr daran als nur „feinster Ge-

ſchmack" und „Senſibilität" in Dingen der Kunſt, die man faſt in den Begriff Tand hinüberſpielt, — mehr als nur kulturliche Halbwüchſigkeit, oder dieſe Halbwüchſigkeit iſt zuweilen ſo beſchaffen, daß ſie über abendländiſche Vollwüchſigkeit Herr wird. Dabei mag Japan noch der zugänglichſte, der am leichteſten faßbare und aufreibbare Flügel der fernöſtlichen Völker ſein, und das verſchloſſene China liegt noch zuſammengerollt vor uns und gewiß auch unverbrauchter. Es mag lange dauern, bis die chineſiſche Mauer, davon die Äußere nur wie ein Symbol iſt, um die Seele dieſes Volkes ſoweit zerfällt, daß die Schwingungen der Neuzeit genügend Einlaß finden. Aber dieſe Schwingungen veranlaſſen vielleicht ein Sichauftun von Perſönlichkeiten. — Und dann? —

Wenn einem unverbrauchten Volk, das durch und durch intuitiv veranlagt iſt und zugleich uns an Zahl weit überlegen, — wenn ſolchem Volk eine Führerſchaft erwächſt, groß und ſtark, mit Eroberungs- und Erlebnis-Gelüſten ausgeſtattet, abenteuerlich der Seele nach, dabei Tatmenſchentum, eine Künſtlerſchaft der Tat, das ſeine Abenteuerſucht befriedigen will? — Und hinter ſolcher Führerſchaft ein ganzes Volk, geſchloſſen und angeſchloſſen der Seele des Führers dem Innern nach: Wenn ſo etwas rege wird und ſich langſam aus ſeiner Morgenruhe zu erheben beginnt und die letzten Traumhüllen von ſich tut; — wenn in das Gefühl des Ausgeruhtſeins plötzlich die Luft des Erwachens dringt wie ein Strom, der mit ſich fortreißt, — wenn nichts Hemmendes mehr vor der Tat ſteht, und Volk und Führer wie ein Geeintes und innerlich Angetriebenes übertritt in eines neuen Tages Anbruch — — Was dann? — —

Geſchrieben in der Umgebung von Varena (Fleimstal) im Jänner 1911.

Nachſchrift. Von befreundeter Seite erhielt ich nach Abſchluß der vorliegenden Arbeit noch Ausſprüche zugeſandt aus Lafcadio Hearn's Briefen, die Lowell und ſein Buch „Die Seele des fernen Oſtens" betreffen. Das Wichtigſte daraus lautet:

„Hätte ich Lowells Genie — —. Seine Intuition iſt ſo unendlich feiner als meine . . .

Er ist ein Mensch, der mich so weit überragt, daß ich es als Anmaßung empfinden müßte, in irgend einem Punkte von ihm abzuweichen. — — Natürlich kann kein Denker über Lowells Buch hinweg. Die Idee ist zu packend, zu wissenschaftlich, zu gut gestützt, — sie erfordert den tiefsten Respekt und das tiefste Studium. Ich habe beides daran gewendet mit dem Resultat, daß ich seine Idee *rückhaltlos* als Entdeckung *annehme*. — — Dennoch sind wir nicht ganz einig und der Grund ist, daß sein rein wissenschaftlicher Standpunkt zu hoch ist für eine Intimität in dem Sinne von Seelensympathie. Was er vom Gipfel beobachtete, mühte ich mich, von unten hinauf zu erforschen . . .

Was ich zu sagen und zu denken versuche in meiner Opposition gegen die furchtbaren Schlußfolgerungen von Lowell's „Seele des fernen Ostens", ist, ich bin mir dessen bewußt, meiner eigenen Philosophie entgegengesetzt . . .

Lowell's „Seele des fernen Ostens" scheint mir täglich wahrer. Ich vermag seine Anschauungen in meiner Seele nicht mehr so zu bekämpfen wie ich es sonst pflegte. Ich finde so viel um mich, das nur sein Buch mit einigem Erfolg zu erklären versucht, und ich bin nahe daran, bekehrt zu werden. Ich habe Tage, wo mir alles in Japan so hoffnungslos scheint, daß, wär's nicht um der Meinen willen, ich mich am liebsten auf und davon machen möchte."

Wie jeder zu hören vermag, scheinen diese Aussprüche kaum geeignet, mein Urteil über Lowell's Werk gutzuheißen. Und dennoch vermögen sie nicht im geringsten meinen Sinn zu ändern. Für *meine* Ohren reden eben in den Worten Hearn's noch andere Dinge mit, die mir sein Wesen und seine Art besser enthüllen und lesbarer machen. Ich lese daraus: Hearn ist ungemein intuitiv. In der Zeit, da ihm Lowell's Buch in die Hände kam, mag seine Art — seine physische und psychische Verfassung in sensibelster Weise auf das Buch reagiert haben, vielleicht in Folge einer allgemeinen Erschöpfung, die, sein Persönliches zu überwältigen, leicht machte. Jedenfalls muß man sich Hearn's Natur geschwächt vorstellen; er war auch viel krank und hat in Japan nicht immer die Begegnung gefunden, die seine unge-

mein zarte ſeeliſche Beſchaffenheit verdient hätte. Seine natürlich höfliche Art mag in Japan noch gewachſen und beeinflußt worden ſein von der Höflichkeitsart der Japaner, ſo daß ein Überhöfliches — ein Übertreiben der Höflichkeit in ſeine Ausdrucksweiſe hineinkam, oft ohne daß er ſich deſſen bewußt war.

So genommen unterſtützt das Gehörte in der Hauptſache nur die von mir bereits ausgeſprochene Vermutung. Hearn verſtieg ſich auch im Lobe Spencer's; er ſagte: „Ich verehre Herbert Spencer als den größten Philoſophen, der je auf Erden gelebt hat.“ Wer möchte dieſen Ausſpruch als zutreffend gelten laſſen? — Wie derlei Verhimmlichung der Anderen iſt auch ſeine Selbſtverkleinerung nicht zu wichtig zu nehmen, denn es darf nicht überſehen werden, daß ſeine Senſibilität — ſein intuitives Weſen auch hier aufnahm und ſo der japaniſchen Art, ſich auszudrücken, Tür und Tor öffnete. In Wirklichkeit iſt Lowell's Intuition lange nicht ſo fein wie die Hearn's, auch ſehe ich ſein Genie nicht, und die dichteriſche Begabung Hearn's überragt gewiß die Lowell's. Wo iſt nur eine Stelle in Lowell's „Seele des fernen Oſtens“, die ſich mit Hearn's „Kimiko“ oder „Kuſa-Hibari“ an dichteriſcher Feinheit meſſen könnte.

Des weiteren iſt aus den Worten Hearn's trotz ihres Lob-Übermaßes eine innere Uneinigkeit herauszuhören. Der Wille und die Einſicht Hearns möchten ſich vor Lowell beugen, doch die Seele will nicht mittun — ja tut nicht mit. Zweifel bleibt immer in ſeinem Empfinden, das ſich zuweilen geradezu ſträubt, Lowell's Schlüſſe und Folgerungen anzunehmen. Nur äußerlich kommt es ſo, daß Hearn dem mehr diktatoriſchen Auftreten Lowells immer wieder unterliegt. Und was Hearn zuletzt ausſpricht: ſagt das überhaupt noch gegen Japan aus, — ſagt es nicht vielmehr gegen ſich ſelber aus, indem es einen Zuſtand berührt, der einem über den Kopf wächſt und dem Stimmungsmenſchen nicht ſelten verfallen, — einen Zuſtand, in dem ein großer Überdruß ſeine ſchweren grauen Flügel um einen legt, dabei der Seele ſo trüb und lichtlos wird, daß alles um ſie her hoffnungslos erſcheint und ſie wie nach einem Ausgang aus dem Daſein ſucht? — — —

Da nun Niemand gefeit ist gegen die Schwere solcher Stimmung, soll mir die Zeit der größeren Klarheit und des Lichts im Innern benützt sein, gegen das Allzu-Anmaßende und Bestimmte im Leben und Wissen loszuschlagen. Und so betone ich nochmals, daß Lowells Idee für mich keine Entdeckung ist, daß sie auch nicht wissenschaftlich und nicht gut gestützt — viel eher ein großer Fehlgriff ist, der wohl furchtbar werden kann, falls man sich seinen Schlüssen und Folgerungen völlig anvertraut, — furchtbar aber nicht dem Osten, sondern dem Westen — uns Abendländern, die wir heute mehr als je überfüttert werden mit Wissenschafts-Wahn, der gewiß wie jeder Wahn ein Verhängnis ist.

Ich wiederhole auch: je mehr ich Lowells Idee überdenke, umsomehr muß ich sie verneinen. Die Einbildungskraft ist niemals das, was Lowell ihr zugedacht hat. Wir können es Beispiel für Beispiel beobachten, daß sie nicht das urtreibende Element ist, das die Urgründe des Lebens und der Entwicklung beherrscht. Sie ist höchstens etwas, was auf diesen Gründen wächst: — also ein Gewachsenes, nicht das Aussäende, — ein von der Art Bestimmtes, nicht das Art-Bestimmende und demnach völlig abhängig von der Beschaffenheit der Aussaat und der Gründe. Ein Beispiel: Man bildet sich eine Krankheit ein und die Krankheit kommt in einem wirklich zum Ausbruch. Es ist anzunehmen, daß hier die Einbildungskraft bereits der Krankheitskeim war; der Krankheitskeim also als Einbildungserreger und nicht umgekehrt; das volle Gesundsein schließt derartige Einbildung aus. Oder: Ich bilde mir ein, es muß noch eine große Liebe über mich kommen. Und es kommt dann wirklich diese große Liebe, so ist zu denken, daß das Rätselhaft-Seherische in mir — eine Art Ahnungsvermögen die Einbildung auslöste, daß es eigentlich nicht Einbildungskraft, sondern ein Anderes — das geheimnisvoll Seherische in einem war. Auf diesem Wege gelange ich dahin, dem ich auch huldige: daß es überhaupt keine Einbildungskraft gibt, daß es jedesmal verhangene oder halb verhangene spätere Wirklichkeiten sind, die sich uns erst zeitweilig entschleiern, bis sie endlich vor uns ganz offen liegen.

Demnach wäre es einmal schon sehr veräußerlicht, in solchen Vorgängen nur Einbildungskraft zu sehen. Doch darf man sich ob dieser Veräußerlichung nicht wundern, da der Intellekt es ist, der hier konstatiert. Und dann müßte auch diese sogenannte Einbildungskraft wenigstens ebenso dem Verfall dienen wie dem Wachstum, dem Niedergang wie dem Aufstieg, indem die Grundelemente, die diese verschiedenen Begriffe auslösen, gewiß auch ihre verschiedene Einbildungskraft im Gefolge haben. Ja wenn wir den Tatsachen des Lebens wahrhaft nachgehen wollten, würden wir der Einbildungskraft in ihrer farbigsten Gewandung, der Phantasie, an niedergehenden Menschen und Völkerschaften wahrscheinlich verführerischer begegnen als an aufsteigenden Menschen und Völkerschaften, wie ja auch Sonnenuntergänge meistens farbenreicher und verführerischer als Sonnenaufgänge sind.

Varena, im Februar 1911.

Parcival Lowell: „Die Seele des fernen Ostens".
Eugen Diederichs Verlag in Jena.

Auferstehung / von Karl Schoßleitner.

I. Chor der Klagenden.

Ihr Leute, laßt euch sagen!
Macht Platz, ihr lieben Leute.
Du Junger, tritt bei Seite: —
Wir müssen Särge tragen.

Die Särge von uns selber;
Und jeder trägt sein Teil.
Wie indische Fakire,
Wie Opfertiere, Stiere
Und buntgeschmückte Kälber,
So trägt ein jeder selber
Sein eignes Opferbeil.

Wir wollen uns geleiten
In den erſehnten Tod,
Drum ebnet unſer Schreiten;
Das Sterben tut ſo not.

Beweinet nicht die Toten,
Die Toten in dem Grab,
Die Weiſen und die Toten,
Die weiſen uns hinab.

II. Der Traurige.

In ihre ſtillen Gründe,
In ihre ſüße Ruh . . . .
O decket mir geſchwinde,
O deckt das Grab mir zu.

Mein Liedel will ich lallen
Im letzten Ruheton,
Die Schollen ſollen fallen,
Mein Leben ſpringt davon!
Ich ſchaue gerne zu
Und ſinke in die Ruh . . . .

Ertötet mir den Willen
Zum Leben und zum Sein,
Ich kann den Durſt nicht ſtillen,
So bringt er Qual und Pein.

Und immer neu getrieben
In ſtets erneutem Trotz
Wird meine Kraft zerrieben
Und ringt ſich auf zum Trotz . . . .

Beweinet nicht die Toten,
Die Toten in dem Grab:
Die Weiſen und die Toten,
Die weiſen uns hinab.

III. Lied der Jungen.

Raſtlos will es ſich erheben
Aus der tiefſten Todesgruft
Durch Verwandlung in das Leben,
Schande! wer zum Tode ruft.

Was geworden, was beſteht,
Hat ſein Leben halb verbraucht,
Denn das Sein allein verrät,
Daß es bald hinunter taucht.

Die Atome, die zerfallen
Und ſich löſen vom Verein,
Sind die mächtigſten von allen
Hoffnungen zum neuen Sein,

Bergen ungeborne Kraft,
Bilden eine neue Welt,
Weil ſie erſt die Zukunft ſchafft,
Hat kein Tod ſich zugeſellt.

Wir ſind nichts, wir ſind im Werden,
Wir ſind alles: wir ſind jung.
Übt gymnaſtiſche Gebärden
Und den turneriſchen Schwung!

Wirbelt alles durcheinander
Bildſam zum erwünſchten Brei,
Qual und Trübſal nach einander,
Stemmt die Leiden, macht euch frei!

Werft die Müdigkeit hinunter
Mit den Schollen in die Gruft:
Unſre Jugend will uns munter
Und das Leben lockt und ruft!

Die Hummel / von Robert Michel.

Major Devarda machte eine große Erbschaft und sah sich plötzlich vor der Möglichkeit, alle die mannigfachen Wünsche zu verwirklichen, denen er schon von seiner Leutnantszeit her gewohnheitsmäßig und gerne nachgesonnen hatte, in arbeitslosen Dienststunden auf den Wachen und Inspektionen, bei langen Rasten auf den Übungen und Märschen und ganz besonders während der Märsche selbst bei dem gleichmäßigen Schreiten.

Von den großen Wünschen verwirklichte Devarda zuerst jenen, der in ihm am spätesten entstanden war, erst in den letzten Jahren, seitdem er beritten war: er verließ den Dienst. Er war im Sattel nicht sicher und das hatte ihm allmählich die Freude am Dienst verdorben. Erst vor der Beförderung zum Hauptmann war er in die Equitation kommandiert worden, in einem Alter, in dem die jugendliche Geschmeidigkeit schon eingebüßt war, umsomehr da Devarda nie einen Sport betrieben hatte. Zudem war ihm in der Equitation das Unglück zugestoßen, daß er infolge eines schweren Sturzes einige Wochen lang mit dem Reiten aussetzen mußte, wodurch er in der Ausbildung völlig zurückblieb.

Einen Kanzleiposten wollte Major Devarda keinesfalls annehmen, so verließ er lieber vollständig den Dienst.

Die Erfüllung des zweiten großen Wunsches versprach ihm mehr Befriedigung und konnte zum Teile jene Bresche ausfüllen, die das Aufgeben des Berufes in seine Existenz gerissen hatte: er wollte ein Landhaus mit einem großen Garten in seinen Besitz bringen. Diesen Wunsch trug er in sich, seitdem er als junger Leutnant im Südlager von Mostar nach jahrelanger harter Mühe ein Stück des steinigen Exerzierplatzes in einen Garten umgewandelt hatte.

Devarda war aber noch im Zweifel, ob er vor der Suche nach einem Landhaus nicht einem anderen, lange gehegten Wunsch nachgeben sollte. Er hatte bald nach seiner Ausmusterung angefangen Lateinisch zu lernen, weil er die Absicht hatte, die Gymnasialmatura abzulegen. Das Studium des Lateinischen fesselte ihn aber solcher

Art, daß es ihn von seinem ursprünglichen Plane völlig ablenkte. Er kam von der Sprache der Römer auf ihre Geschichte und von den Römern kam er auf die Italiener; und Italien wurde ihm eine neue Heimat. So war er von seinem Plane abgekommen; indessen hätte ihm das beste Maturitätszeugnis kaum eine solche Freude bereitet, wie er sie empfunden hatte, als er einmal in einer Exerzierpause, ohne es vorher beabsichtigt zu haben, ein lateinisches Selbstgespräch begann, zu dem sich ihm sowohl die Gedanken als auch die Worte mit einer Schlagfertigkeit ergaben etwa wie gewohnte Kommandos. Oder wie hätte sich die Befriedigung über eine gute Maturitätsprüfung vergleichen lassen dem Glück, das ihm die Visionen italienischer Landschaften und Städte oder italienischer Kunstwerke bescherten.

Da hätte nun Devarda gerne dem Wunsche nachgegeben, dieses Land, in dem er solcher Art heimisch war, leibhaftig zu betreten und es mit offenen Augen zu durchwandern. Vielleicht war aber nun doch eine Angst in ihm, die er sich selbst nicht eingestand, die Angst, daß ihn die Wirklichkeit enttäuschen könnte; oder war es der Einfluß eines neuerwachenden Wunsches, der allmählich alle anderen Wünsche zurückdrängte — Devarda fuhr nicht nach Italien.

Dieser neueste Wunsch, der erst jetzt, während Devarda an die Erfüllung all der langgehegten Wünsche dachte, soviel Kraft gewonnen hatte, war für ihn selbst überraschend gekommen: er wollte seinen unehelichen Sohn zu sich nehmen. Freilich war sein erster Gedanke nach der Erbschaft betreff dieses Kindes anders gewesen: „Jetzt werden diese langweiligen monatlichen Zahlungen aufhören; ich werde einfach eine größere Summe erlegen und brauche mich niemehr um das Kind zu kümmern.“ Und doch wurde bald darauf die Sorge um dieses Kind bestimmend für alle seine Zukunftspläne; ja er sah schließlich in der Möglichkeit, daß er nunmehr sein Kind zu sich nehmen könne, das beste Glück seines Lebens.

Devarda rechnete immer wieder nach, in welchem Jahre er das Verhältnis mit der Kaffeehauskassierin in Cilli gehabt hatte, die dann mit einem Knaben niedergekommen war. Die Erinnerung

an die Mutter des Kindes war ihm auch jetzt völlig gleichgültig; aber er durchsuchte alle seine Briefschaften, um jenen letzten Brief von ihr zu finden, in dem sie ihm ein Bild des Kindes geschickt hatte, damals, als sie sich selbst von dem Kinde trennte, um es für immer nach Wien in fremde Pflege zu geben. Er fand das Bild und war froh, aus der Inschrift der Rückseite den Namen und das Alter genau zu erfahren: Bruno, fünf Monate alt. Sein Bruno war also jetzt schon ein Knabe von acht Jahren; das war ja kein kleines Kind mehr — kleine Kinder waren ihm seit je ein Greuel — wie einem Kameraden konnte er ihm schon begegnen. Eigentlich schämte er sich jetzt darüber, daß er sich bisher nie um das Kind bekümmert hatte; aber das sollte jetzt alles gut gemacht werden. Jetzt wollte er seinem Sohne volle Liebe und Sorge widmen und das Beste, was er nur irgend vermöchte, für ihn tun. Und Devarda erforschte in der Erinnerung seine eigene Kindheit und suchte, was ihm selbst als Knabe am meisten gefrommt hatte. Da kam er zu dem Ergebnis, daß das Beste seiner Kindheit darin lag, wie ihn seine Eltern wohlgehalten, aber in voller Freiheit aufwachsen ließen. Auch aller Nebenumstände, die für seine Selbsterziehung so günstig gewesen waren, gedachte er mit Dankbarkeit. Er war auf dem Lande aufgewachsen und die Volksschule, die er besuchte, lag in einem Dorf, das etwa eine halbe Stunde vom Elternhaus entfernt war. Unterwegs gab es einen Wald, Felder, Wiesen und einen großen Teich. Die Sicherheit in der Führung des Lebens in seinem späteren Alter dankte er besonders diesem weiten abwechslungsreichen Weg zur Schule, den er einsam oder mit Kameraden unzählige Male zu allen Jahreszeiten und bei allen Wettern zurückgelegt hatte. Diese gute Erinnerung war nun für Devardas Pläne entscheidend. Er kaufte ein Landhaus im Donautal, in der Umgebung von Krems. Beim Haus war ein großer Garten und die nächste Volksschule war über eine halbe Stunde weit entfernt; der Weg führte an einem Wald vorbei und an Wiesen und Feldern und in einem Teile an der Donau entlang. Für die Erziehung seines Bruno war also aufs beste vorgesorgt.

Als die Einrichtung des Hauses beendet war, holte Devarda

ſeinen Sohn von Wien ab. Auf der Reiſe fühlte er ſich in der Geſellſchaft dieſes Knaben, den er noch nie im Leben vorher geſehen hatte, einigermaßen befangen. Erſt zuhauſe, als er ſich mit dem Knaben an der Seite vor den Spiegel begeben und nach einigem Betrachten mit Freude feſtgeſtellt hatte, daß Bruno unverkennbar die gleichen Augen beſaß wie er, da regte ſich alsbald alle die Zärtlichkeit in ihm, für die er ſich in den letzten Tagen vorbereitet hatte. Auch Bruno wurde bald zutunlicher, und wenn er das Wort „Vater“ ausſprach, kam in ſeine blauen Augen ein Glanz von Dankbarkeit, der das blaſſe Bubengeſicht wie durch einen Zauber verſchönerte.

Am folgenden Tage führte Devarda ſeinen Sohn zur Einſchreibung in die Schule und Bruno blieb gleich dort zum Unterricht. Den Rückweg machte Bruno ſchon nach eigenem Belieben; ſomit begann die Erziehung in Devardas Sinne bereits an dieſem Tage.

Für dieſen erſten Heimweg hatte Bruno einen Weggefährten gefunden, den linken Nachbar aus der Schulbank, der ſein Heim in der gleichen Richtung hatte, aber noch weiter als Bruno ſelbſt. Es war ein zwerghafter, dabei aber ſehr kräftiger und behender Bub namens Chriſtof. Er ging mit vorgebeugtem Oberkörper und geſenktem Kopf und hatte eine Beweglichkeit im Blick, als müßte er mit den Augen immer den nächſten Bereich vor ſich ſorgfältig abſuchen.

Bruno, der bisher eigentlich nie ſo recht aus den Gaſſen der Großſtadt hinausgekommen war, konnte ſich in der ungewohnten Freiheit kaum zurechtfinden. Er ging neben Chriſtof ſo, als hätte er nur darauf zu achten, was ihm dieſer Erfahrene befehlen würde. Chriſtof merkte bald ſeine Überlegenheit; da er er aber gutmütig war, nützte er ſie nicht böswillig aus, ſondern war vielmehr beſtrebt, ſeinem neuen Kameraden etwas Angenehmes zu bereiten. Als ſie an einer blühenden Wieſe vorbeikamen, blieb er plötzlich ſtehen und ſeine Blicke folgten einer großen ſchwarzen Hummel, die mit tiefem Geſumme einige Blüten abſuchte. Als ſie ſich ſchließlich an dem Rand der blauen Blüte einer Glockenblume angeklammert hatte, um hineinzukriechen, griff Chriſtof nach ſeinem Hut und im Nu war die Hummel unter dem Hut ins Gras gedrückt. Vorſichtig begann er den

Hutrand von einer Seite zu lüften und alsbald zog er mit der freien Hand die Hummel hervor, indem er sie beim Rumpfteil so geschickt zwischen den Daumen und den Zeigefinger gefaßt hatte, daß die Hummel trotz allerlei Verdrehungen ihres dicken samtigen Hinterleibes nicht dazu kam, ihn mit dem Stachel zu treffen. Bruno schaute mit großer Erregung zu und wollte eben seine Bewunderung für Christofs Gewandtheit aussprechen, als dieser die Hummel rasch auseinander riß und aus dem Hinterleib ein feines durchsichtiges Säckchen zog, das wie ein Wassertropfen an seinem Finger haften blieb. Gleich darauf hielt er es Bruno vor den Mund und Bruno öffnete folgsam die Lippen. Christof zerdrückte ihm das Honigsäckchen an den Zähnen und Bruno schloß wieder die Lippen, angenehm erschreckt von der Süßigkeit, die durch seinen Mund ging.

Aus dem abgerissenen Hinterleib, der auf dem Wege lag, zuckte der Stachel hin und wieder ohnmächtig ins Leere. Christof erklärte noch, daß nicht alle Hummeln Stachel hätten und den stachellosen den Honig wegzunehmen wäre eben noch einfacher. Auf die Frage Brunos, warum die einen Stachel hätten und die anderen nicht, wußte er keine sichere Antwort; er wollte sich aber nicht eine Blöße geben, so erklärte er schlagfertig, daß die mit dem Stachel natürlich die Männchen wären und die anderen die Weibchen.

Als sie dann weitergingen und Bruno immer an die Hummel dachte, die ihm hatte ihren Honig hergeben müssen, übermannte ihn das Mitleid und es war ihm, als wandle sich die Süßigkeit auf seiner Zunge in Bitterkeit.

Zuhause erzählte er zutraulich seinem Vater über die Schule und den Heimweg und besonders ausführlich über die Hummel.

Der Nachmittag war schulfrei, so nahm Devarda seinen Sohn mit zu einem Spaziergang ins Freie. Unter dem Eindruck der Erzählung Brunos war er nun bemüht, mit Bruno gemeinsam die Hummeln zu beobachten. Sie sahen allerlei Arten, die schwarzen samtenen in verschiedenen Größen und auch Hummeln mit anderen Färbungen und ganz kleine gelbliche, die unter Steine krochen. Sie folgten manchen aufmerksam bei ihrer Arbeit in den Blüten; und

dann beobachteten ſie andere, die am Waldrand an einzelnen Baumſtämmen ſuchend ganz nahe der Rinde auf und nieder flogen, ſcheinbar ohne Ergebnis. Und ſchließlich hatten ſie das Glück, ein ganzes Hummelneſt auf dem Waldboden zwiſchen dem Gras und Moos zu entdecken. Da gab es zu ſchauen bis in den Abend hinein. Noch bevor ſie für diesmal von den Hummeln Abſchied nahmen, fing Devarda eine ſo, wie es Chriſtof gemacht hatte, und verſuchte, ob er ihr nicht auf ſchmerzloſe Art den Honig entlocken könnte. Er hielt zwiſchen den Fingern der einen Hand den Vorderleib feſt und mit der anderen Hand drückte er den Hinterleib an verſchiedenen Stellen, bis ſchließlich der Honig wirklich durch die Freßwerkzeuge langſam zutage kam. Er wiſchte dieſe ſüße Näſſe auf Brunos Handrücken und gab der Hummel wieder die Freiheit. Bruno leckte den Honigtropfen von ſeiner Hand und freute ſich an dem ſüßen Geſchmack, der ſich diesmal nicht in einen bitteren verwandelte.

In der Nacht träumte Bruno von unabſehbaren Schwärmen großer Hummeln, die ſoviel Honig gaben, daß er als ein heller Bach durch die Wieſe floß. Als er aufwachte, fühlte er eine ſtarke Begierde, Hummeln aufzuſuchen, ſo daß er am liebſten gleich aufgeſprungen wäre, um ſich anzukleiden und zu dem Hummelneſt hinzueilen, das er mit ſeinem Vater gefunden hatte. Es war aber noch ganz finſter, ſo blieb er ruhig liegen; ſchlafen konnte er indeſſen nicht mehr.

Als endlich der Morgen zu grauen begann, ſtand Bruno auf, kleidete ſich raſch an und verließ mit einem Sprung aus dem ebenerdigen Zimmerfenſter das Haus. Er hatte Mühe, in dem Dämmerlicht das Hummelneſt zu finden; ſchließlich wäre er beinahe hineingetreten. Im Neſte war noch alles ruhig, die Hummeln ſchliefen. Bruno ſetzte ſich nahebei auf den taufeuchten Grund und hielt ſich ganz ſtill. Nach einer Weile vernahm er ein Summen, das aber nicht aus dem Neſte, ſondern von irgendwo anderwärts herüberklang. Es wurde lauter und lauter und bald darauf ſetzte ſich eine große Hummel auf das Neſt nahe zum Eingang. Sie kroch aber nicht hinein, ſondern blieb da ſtehen und verſtärkte noch das Geſummſe mit den Flügeln und das Gebrumm. Nach einer Weile flog ſie

wieder davon. Sie hatte mit dieſem Signal ihre Kameraden geweckt, wie in der Kaſerne der Horniſt mit ſeiner Tagwache die Soldaten aus den Betten ruft.

Die erſten Hummeln krochen aus dem Neſte hervor, noch ſchläfrig und taumelig, nicht ſo wie bei Tag, als die Sonne geſchienen hatte. Bruno verſuchte, eine von ihnen zwiſchen zwei Finger zu faſſen; er war aber ſo erregt, daß es ihm nicht gelingen wollte. Da nahm er ſeinen Hut und ſtülpte ihn über das ganze Neſt und begann vor Freude rundherum zu tanzen. Als aber einige Hummeln unter dem Hut zu brummen begannen, nahm er ihn raſch wieder weg und gab ihnen den Weg frei. Eine einzelne hätte er aber nun doch gerne in ſeine Gewalt bekommen. Er verſuchte wieder — diesmal gelang es. Jubelnd ſprang er mit ſeiner Beute empor. In ſeiner Freude begann er zu der Hummel zu ſprechen: „Liebe Hummel, du weißt, ich könnte dir den Hinterleib wegreißen und dein Säckchen mit Honig herausnehmen . . . . nein, nein; ich mach es nicht. Ich könnte dich auch ſo drücken, daß du mir durch deinen Mund den Honig hergeben müßteſt; auch das will ich nicht. Weil ich dich ſo gern hab' —." Und er begann vor Freude bebend mit einem Finger der freien Hand über die Flügel und über den zarten Pelz der Hummel zu ſtreicheln. Dann ſprach er wieder: „Nicht wahr, auch du wirſt ſo brav ſein und wirſt mir freiwillig ein Tröpfchen von deinem Honig geben." Er hob das Geſicht und hielt die Hummel über den geöffneten Mund.

Dann flüſterte er ihr in dieſer Haltung noch einmal zu: „Liebe Hummel, liebe kleine Hummel", und hielt ſie nun ganz hinein in die warme Mundhöhle. Plötzlich verſpürte er einen heftigen Stich in die Zunge, die Finger ließen im Schrecken locker und die Hummel flog aus ſeinem Mund wie aus dem Ausgang eines Hummelneſtes. Bruno verzog das Geſicht und ſchaute wehmütig der davonfliegenden Hummel nach. Während er ihr noch nachblickte, bemächtigte ſich ſeiner eine innige Freude darüber, daß er ihr nicht weh getan hatte. Dieſe Freude wurde ſo beglückend, daß er bald keinen Schmerz mehr fühlte. Und als er dann nachhauſe ging, glaubte er manchmal auf

der geſtochenen Stelle eine Süßigkeit zu ſchmecken wie vom Honig einer Hummel.

Vor dem Haus traf Bruno ſeinen Vater, der nur halb angekleidet war und ihn ſchon von weitem haſtig und beſorgt fragte, wo er denn geweſen ſei. Bruno erzählte, ohne die Erregung des Vaters zu bemerken, unbefangen und fröhlich von ſeinem Erlebnis mit der Hummel. Da wurden die Züge in Devardas Geſicht wieder ruhig und bald mußte er freudig lächeln und mit der Hand immer wieder über Brunos blondes Haar ſtreicheln.

Aus einem Bande „Inſekten“, der demnächſt bei S. Fiſcher in Berlin erſcheint.

Hugo Neugebauer / Kosmiſche Lieder.

Es rauſcht die See dem Walde zu,
der Wald der See:
der Wald bin ich, die See biſt du,
der Wind iſt — Weh.

Iſt Weh, das unſer Weſen hegt,
ſo deins wie meins,
ob Wellen es, ob Wipfel regt,
im Innern eins.

Wo ſich die See dem Wald vermählt
in dumpfem Braus,
da klingt, was dich und mich beſeelt,
im Liede aus.

*

Im Wehe iſt ein Weh:
der Atem und der Wind,
was Blut bewegt und See
iſt eines Vaters Kind.

Im Rauſchen iſt ein Rauſch:
was Well an Welle bäumt
und Blut zu Blut im Tauſch,
iſt eins, das überſchäumt.

Und lauſchteſt du hinaus,
ſoweit der Himmel ſchwingt,
erlauſchteſt nur den Braus,
der in dir ſelber klingt.

*

Es iſt eines, das da ſieht,
doch ſelber ungeſehn,
ſich ewig ſucht und flieht
in wechſelndem Geſchehn.

Von Welt zu Welten blickt
ein Auge klar und groß,
ein dunkles Herz erſchrickt
vor ſeines Wandels Los:

Daß es ſie ſenkt und hebt,
die es umwallt, die Welt,
und alles, was da lebt,
durch Sterbens Macht erhält.

*

Des Mondes Schale, ſanft geneigt,
gießt Tau und Schlummer aus,
der Baum des Himmels, weltverzweigt,
beſchattet alles Haus.

An allen Zweigen blüht der Baum,
was ſeine Wurzel greift,
blinkend hinaus in Zeit und Raum,
wo es zum Tode reift. —

Heiliger Baum, ſo alt wie ſtark,
nur außer dir iſt Tod;
es pocht dein Baſt, es ſtrotzt dein Mark
von Leben grün und rot:

Du blühſt in Blut und Pflanzenſaft,
wetternden Wandels bar,
in deiner Schickſalsringe Kraft
dich weitend: Jahr um Jahr. —

Zur dunkeln Wurzel kehr ich ein
von lichten Wipfels Raſt,
ein Korn in deinem Mark zu ſein,
ein Ton in deinem Baſt.

Die drei Nichtstuer / von Bernhard Jülg.

Der erſte tat den ganzen Tag nichts, weil kein Ding imſtande war, ſeinen trägen Geiſt anzuregen. Er konnte ſtundenlang auf einen Punkt hinſtarren und empfand kaum Langeweile. Und fühlte er einmal wirklich die öde Langeweile ſeiner Tage, ſo hätte er neun- auf zehnmal nicht gewußt, was er ſich wünſchen müſſe, um ſeine leere Seele zu beſchäftigen. Er aß gerne und viel; ſeine Vergnügungen waren ſolche, bei denen er wenig zu reden und noch weniger zu denken hatte. Er war ein Weſen, das Zeit ſeines Lebens teils eine gedankenloſe Maſchine, teils ein nach dem Inſtinkt handelndes Tier war. Als er ſtarb, hatte er das freudige Gefühl des Lebens nie gekannt. Sein Tag war nur eine Dämmerung geweſen und hatte nie einen friſchen Morgen oder einen heißen Mittag oder einen friedlich müden Abend geſehen.

Den Zweiten peinigte fortwährend der Gedanke, daß er nichts beſonderes und wichtiges tue — nichts, was ſeinem Leben eine andere, bedeutendere Wendung gebe. Der Abend kam ihm viel zu raſch, denn

nie hatte er am Tage alle seine am Morgen gefaßten Pläne ausgeführt. Er war nicht imstande, eine ruhige Stunde in süßem Nichtstun zu genießen, weil er sie sich schon von der ersten Minute an mit Gewissensbissen, sie nicht gehörig auszufüllen, vergällte. Und wirklich brachte er es auch zu nichts besonderem, er versuchte dies und begann jenes und blieb überall nur ganz mittelmäßig. Nicht weil ihm die Willenskraft ganz und gar fehlte, sondern weil ihn seine Phantasie immer wieder ablenkte und er doch nicht stark genug war, sich nicht ablenken zu lassen. Und seine Phantasie entstellte ihm stets das Ziel so, daß er immer wieder daran vorbeischoß. So war sein Leben in seinen Augen nur ein mühsam tätiger Müßiggang.

Der Dritte war ein Künstler des dolce far niente. Es war für ihn ein göttlicher Genuß, zu faulenzen, ein Genuß, den er tief innen fühlte. Er lag stundenlang in der Sonne und ließ sich vom Frühlingswind anwehen und empfand dies als große Wonne. Er spann sich einen Lieblingsgedanken dabei aus oder dachte an tausend angenehme und bequeme Dinge zugleich. Er mied Beschäftigung nicht. Aber sie mußte sehr angenehm sein. Lieber als sich mit etwas zu befassen, was ihm keine Annehmlichkeit verschaffte, tat er gar nichts. Mit sich selbst war er dabei außerordentlich zufrieden, denn er hatte das Gefühl, die richtige Lebenskunst zu verstehen. Sein Leben war ein beständiger Feiertag, ein beständiges Ausruhen von einer Mühe oder für eine Mühe, die er nicht kannte.

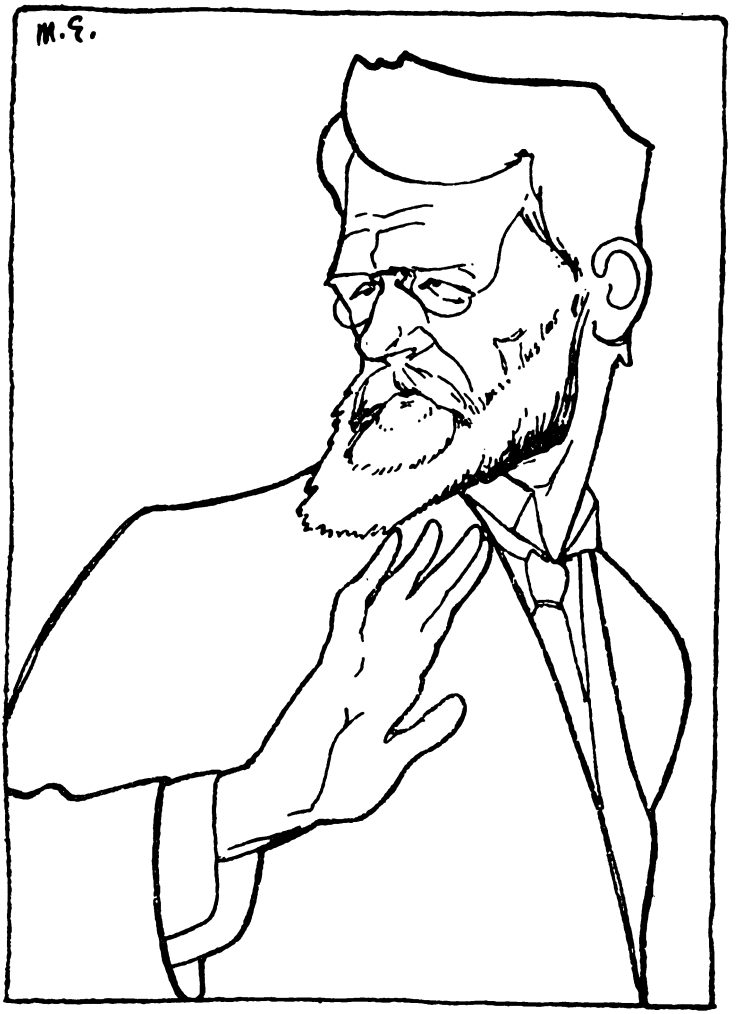
— — Einmal ging an diesen drei Nichtstuern ein richtiger, zielbewußter Arbeitsmensch vorüber. Der Erste sah ihn gar nicht. Der Zweite eilte ihm nach, erreichte ihn nicht und starrte dann lang mit sehnsüchtigem Auge dahin, wo er verschwunden war. Der Dritte grüßte ihn freundlich, sah ihm lächelnd nach und als er nicht mehr zu sehen war, schaute er noch immer lächelnd ins Blaue hinein. —

Frühling / von Carl Dallago.

Die junge Landſchaft glüht verſchämt,
Berggipfel ſtehn noch ſchneeverbrämt,
gepflügte Äcker dunkeln warm,
am Tümpel tanzt ein Mückenſchwarm.
Und manche Wieſe grünt ſchon hoch.
Frühſaaten leuchten grüner noch,
inmitten wacher Fluren lacht
der Bäume duftige Blütentracht,
die ſteinige Halde ſelbſt ſich dicht
mit Halm- und Blumenzier umflicht.
Die Sonne gräbt mit tiefrem Schein
in jedes Leben ſich hinein,
und lenzlich ſüchtiger Vogelſang
ergießt ſich über Au und Hang.

Der Bächlein Lauf ſich wilder regt,
ein jedes Ding tut mehr bewegt,
der Erde Blut drängt in die Zeit,
die weite Welt wird überweit, —
ſoviele Süchte gehen um,
ſoviele Lüſte flehen ſtumm.
Und ſchwüldurchſüchtet, luſtverbebt
ein jedes Ding ſich ſelbſt erlebt
und will aus ſeiner Sucht heraus
und ringt mit ſeinem Körperhaus,
bis es ſein Ich emporgewühlt
und ſich nur noch als Liebe fühlt —
und ſchimmernd trägt des Ringens Spur
als heilige Teilſchaft der Natur.

(gez. von Max v. Eſterle.)



Karl Schönherr.

Innsbrucker Kunstschau II.

Fr. Niederwanger, Innichen. Portrait des „Monsignor Josef Walter, 76 Jahre alt, Doktor der Philosophie und Theologie, päpstlicher Hausprälat, Ritter des Ordens der eisernen Krone 3. Klasse, f. b. Schulkommissär, k. k. Conservator für Kunst und historische Denkmale, f. b. geistlicher Rat, Stiftsprobst, Dekan und Pfarrer in Innichen, ein Priester nach dem Herzen Gottes, ein Seelsorger von Gottes Gnaden", eine langweilige Wachsfigurenähnlichkeit, ein verzuckerter Meisterschmarrn, eine gemalte Fotografie, eine Augenweide für Betschwestern und ähnliche Naturen. Maler und Modell befinden sich wohl, haben den Antimoderniſteneid geleistet und schwärmen nur noch für mumifiziertes Leben.

T. Kirchmeyr. Landschaft; als Naturstudie zu unwahr, als dekorativer Entwurf zu zerzaust. Gut gezeichnet und impressioniſtisch flott gemalt ist die Kopfstudie. Flott malen ist aber noch keine Leistung, Draufgängertum noch keine Genialität. Gerade wer wenig gibt, muß schärfer wählen. Arbeitseile darf nur Folge einer ungeheuren Schaffensintensität sein. Nur dann ist Schnelligkeit keine Klexerei.

Frau Arnhard-Deininger. Bauernküche und Landschaft. Seit fünfzig Jahren als Zugstücke bestens bewährt. Sie halten die Konkurrenz selbst gegen frisches Brot, Schuhwaren und Selchereiartikel und bringen dadurch die Malerei zu einigem Ansehen. Mit Kunst in landflüchtigem Sinne haben sie nichts zu tun. Denn: Kann man aus dürren Blättern Wein pressen? Nein, man kann es nicht.

L. Scheiring. Bildchen aus Hötting. Anfängerhaft, aber talentiert. Frisch, aber ein wenig tintig in den Schwärzen. Der Schnee ist (wie im früher ausgestellten Bilde) eher abgeguckt als selbst gesehen. Warum im Schaufenster eines Tapezierers? Verweigerten unsere „Kunsthändler" das Plätzchen? Diese heiteren Herrschaften! Leben seit Jahrzehnten nur von der Nachsicht der Mitwelt. Spielen sich jetzt gar als Kunstpolizei auf. Meinen dem grotesk Schöpfernen des vornehmen Bummels jedes noch so kleine Temperamentchen wegarretieren zu müssen. Das Sachverständnis, das sie dabei

entwickeln, wird gebührend gewürdigt und gerichtlich beeidet. Weil es dem Fremdenverkehr dient. Weil es täglich plakatiert, nur noch im Tirol sei jene herzerfrischende trauliche idyllische Anbetung des Öldruckes und des Fichtenzapfenrähmchens bodenständig und gebräuchlich. Warum da aber der Höhenkunsthändler vom Hungerburgboden so vernachlässigt wird? Kein Mensch spricht von ihm. Nur er selbst. Notgedrungen. Und doch! Er verdient längst Subvention und Schwur. Nicht nur, daß er erstklassiges in Tirolensien bietet, wie gemslederne Brieftaschen mit Edelweiß und Kuhschellen, auch mit Edelweiß, und damit die Nürnberger Galanterie, die im eigenen Lande nicht mehr zu brauchen ist, unterstützt. Nicht nur, daß er das Banner provinzialsten Ungeschmacks unentwegt trotz vielfacher Anfeindung hochhält und dadurch eine Menge Sachsen anzieht. Nein, er geht noch weiter und trägt auch sein Scherflein zur menschlichen Rassenverbesserung bei. Denn nur die stärksten Leute überstehen ohne dauernden Schaden den Anblick seiner Fassadenfresken. Diese sehen und sterben ist für Schwächere das Werk eines Augenblickes. Pictural selection.

Benedikt.

Die lahm gelegte Kritik.

Ich hab's geahnt. Als da neulich von Herrn Greinz' „Märtyrer" rühmend die Rede ging, als man das packende Tableau beschworen sah, wie der leibhaftige Erfolg sich an zwei Lorbeerkränze klammert und zum Schluß die eiserne Notwendigkeit einer Wiederholung des Spektakels ausruft, und als ich von der zahlreichen Zuhörerschaft las, die der Gedankentiefe, der Sprachschönheit und was weiß ich noch welchen Ingredienzien dieses Schauspiels erlag, da war es wieder einmal klar . . . Da war es mir, als habe ein versierter Original-Korrespondent wieder einmal seiner Heimat — natürlich via München — einen Bären aufgebunden. Dabei könnte es sein Bewenden haben. Wenn aber das erwähnte Opus als Herrn Greinz' bestes und bedeutendstes Werk verdächtigt wird, so frägt man sich: Wieso? Warum? Und es hat nicht nur blinde Begeisterung, sondern auch gewissenhafte Skepsis das Recht, den Spuren dieses Märtyrers zu folgen. Und so entschloß ich mich, mit dem vollen Einsatz der mir zu Gebote stehenden Humorlosigkeit die Sache ernst zu nehmen, mich im Geiste

wider Willen unter das besagte zahlreiche Publikum zu mengen und den „übereinstimmenden Urteilen" zu lauschen, die über Herrn Greinz den Lorbeer brachen. Ich wandte mich also zunächst vertrauensvoll an die „Münchner Neueste", die mir in diesem Falle als die lauterste Quelle bezeichnet wurde. Und siehe da, die Willfährige ließ sich denn auch soso-lala vernehmen:

Um es gleich anfangs zu sagen: Er hätte wirklich ein besseres Schicksal, nicht einen so beschämend schwachen Besuch verdient, der erste Rezitationsabend am Montag im Bayerischen Hof, bei dem Ernst Schrumpf, der bekannte Leiter des Münchner Volkstheaters, unsere literaturfreundlichen Kreise mit dem neuen Bühnenspiel „Der Märtyrer" von dem Tiroler Dichter Rudolf Greinz bekannt machte. Ein besseres Schicksal nicht allein des charitativen Zweckes wegen — das Erträgnis sollte armen Münchener Kindern und dem Verein zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande zufließen —, als auch um des Werkes selbst willen, das vor allem durch seine sprachliche Schönheit besticht. Wir lernen Greinz, den schalkhaften Tiroler Erzähler, den g'spassigen Kassian Kluibenschädel der „Jugend", von einer ganz neuen Seite kennen, als einen bedeutenden Sprachkünstler, einen Dramatiker, der sich auf Bühnenwirksamkeit versteht, vor allem aber als einen von tiefem religiösen Empfinden getragenen begeisterten Verehrer des leider entschwundenen Urchristentums, als feinsinnigen Interpreten der mystisch-fanatischen und doch rührenden Geistesrichtung der Blutzeugen der christlichen Lehre. In dem Werk von Greinz offenbart sich Sienkiewiczscher Geist, mit Geschick weicht er der allzu süßlichen, frömmelnden Stoffbehandlung à la Wiesemann aus. Freilich, Parallelen drängen sich unwillkürlich auf. Auch bei der modernsten und vorsichtigsten Bearbeitung erzeugt die gedankliche Materie eine dem Neuzeitmenschen zu aufdringliche frömmelnde Gesamtstimmung des Bühnenwerkes. Man wittert diese uns innerlich doch kalt lassende Katakombenromantik schon im Titel, und in der Tat ist auch der Schluß des Greinzschen Werkes, durch dessen vorsichtige Betitelung „Bühnenspiel" die Kritik ziemlich lahm gelegt ist, in dieser Beziehung mit seiner religiösen Apotheose ein doch allzusehr klerisierender Ausgang, der ihm interkonfessionelle Bühnen von vornherein verschließt. Für die Rezitation des Werkes durch Direktor Schrumpf mit seiner Charakterisierungskunst und trefflichen Stimmdynamik ist uneingeschränktes Lob zu zollen. Eine Aufführung des Werkes würde wohl nur an einer mit allem modernen Dekorationsraffinement arbeitenden großen Bühne denkbar sein. Wie wäre es denn, wenn unsere Oberammergauer Künstlerschar sich auf ihrem Uebungstheater mit Liebe des sicherlich bedeutenden Werkes annehmen wollte, das wäre eine treffliche und für sie auch erfolgversprechende Vorübung.

Der kleine Interessentenkreis, unter dem sich auch der Autor und mehrere Mitglieder der Ortsgruppe München des Vereins zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande nebst Herren des Tirolerklubs München befanden, dankte am Schluß lebhaft Direktor Schrumpf für seine künstlerische Mühewaltung. Ihm wie dem Autor wurden mächtige Lorbeerkränze über-

reicht. Es wäre nur zu wünschen, daß der zweite Abend einen weit besseren Besuch aufweist. Der Abend und das aufgewendete Geld wären gediegen verwertet.

Ist dies nicht köstlich? Eine Kritik, die sich lahm legen läßt, etabliert sich flugs als Animiermaid! Unternimmt es, Ratschläge zu geben, wie man in der Kunststadt München sein Geld „gediegen" verwertet. Und scheint es sich im übrigen wohl behagen zu lassen, wenn ihr der Freigeist Kassian Kluibenschädl bald in der Tracht des Anzengruber, bald in der Toga des Sienkiewicz kommt. Es frägt sich nur, ob eine Kritik, die sich eingestandenermaßen selbst nicht auf den Beinen zu halten vermag, ein Recht hat, der Reklame auf die Beine zu helfen. Und es frägt sich, ob eine Kritik, die vor dem Untertitel eines Stückes retiriert und der Vorsicht eines Autors ihre Einsicht opfert, befugt ist, von diesem Stück als einem „sicherlich" bedeutenden Werk zu sprechen. Die Sicherheit, die uns ein solches Urteil bietet, hängt im Kamin der öffentlichen Meinung dort, wo es am windigsten ist. Und lieber als daß ich mir ein Martyrspiel, dem nur mit „allem modernen Dekorationsraffinement" beizukommen ist, von einer Verehrung des „leider" entschwundenen Urchristentums getragen vorstelle, lieber huldige ich einer handgreiflicheren Hypothese. Nämlich jener, derzufolge dieses momentan bedeutendste Opus des Herrn Greinz weniger so antiquierten religiösen Beweggründen als vielmehr der ungestillten Sehnsucht nach einem Erfolge entsprossen ist, wie ihn das christliche Schauerdrama „Im Zeichen des Kreuzes" vor nun zehn Jahren auf konfessionellen wie interkonfessionellen Bühnen so vorbildlich einkassiert hat. Denn der Greinz'sche „Märtyrer" ist — das hätte ich beinah vergessen — zufolge der tröstlichen Versicherung eines anderen Münchner Blattes nun auch schon seine neun Jahre alt. Wozu ihn ausgraben und ihn versuchsweise in die Sommerfrische nach Oberammergau verpflanzen? Und so tun, als wär's ein neugebornes Kind? Und noch dazu das bestgeratene! Soll am Ende die „aufdringlich frömmelnde" Charakteranlage dieses dramatischen Wechselbalgs den Eindruck jenes Romans wett machen, von dem Reklame wie Kritik behaupteten, es sei „vielleicht" noch nie „eine Anklage gegen die römische Kirche so überzeugend und so vernichtend (!) zugleich erhoben worden"? Nun, das brauchte keinesfalls so tragisch genommen zu werden. Im übrigen steuert ja Herr Greinz bereits wieder mit bewährtem Geschick im seichtesten Fahrwasser allseitig approbierter Unvoreingenommenheit. Wir sein jüngster Roman „Allerseelen" beweist, den zwar neuestens sogar Plakate (die müssen's nämlich am besten wissen) als ein heißes, glutvolles Buch" als „ein feines Seelengemälde" ꝛc. mit den Apollo-

Kerzen um die Wette preisen, dem aber eine unbefangene Kritik (in der Linzer Monatsschrift „Widerhall") also gerecht zu werden versucht:

> In seinem neuen Werke ist es wieder einmal Meran, wo die typischen Vorgänge sich abspielen. Wieder steht ein sündiger Geistlicher im Mittelpunkte. Und alles wird mit den herkömmlichsten Mitteln erzählt. Nur hat der Verfasser diesmal die Sünde des Priesters noch mit einer Art Blutschande und mit einem Ehebruch garniert, da es die eigene Stiefmutter ist, mit der der Priester sündigt. Der von beiden Betrogene ist ein durchaus edler, würdiger Gatte und Vater und die bloße Stimme des Blutes kann den niederträchtigsten Verrat denn doch nicht entschuldigen. Daß die Sünderin selbst aus einem Ehebruch herstammt, ist nur eine Notmotivierung, um so unwahrscheinlicher, als dieser vorgeschichtliche Ehebruch selbst ganz unerklärt bleibt. In einigen Augenblicken erinnert die Heldin an Isolde, aber ohne Liebestrank. Zum Schlusse büßen die beiden Sünder 40 Jahre für ihr Vergehen, zu dem sie Greinz verurteilt hat. Das bißchen moderner Anstrich kann uns nicht über die unangenehme Tatsache hinwegtäuschen, daß wir im Grunde hier ein wenig Eschstruth und Heimburg vor uns haben.

Ja. Aber ob diese Erkenntnis dem rührigen Verleger die Vision eingab, dieses Buch müsse ein „Lieblingsbuch der deutschen Frauen" werden, ist eine andere Frage. F.

Druckfehler-Berichtigung. Im zweiten „Kosmischen Lied" auf S. 652 des vorliegenden Heftes muß es statt „Im Wehe" richtig „Im Wehen" lauten.

Voranzeige.

Anfangs Mai erscheint:

Tirols Koryphäen

(1. Folge)

Karikaturen von Max Esterle

Preis K 1·80 (M. 1·60)

*

Dieses Album in Großoktav, das auf bestem geschöpftem Papier eine Auswahl von fünfundzwanzig zum Teil ganz neuen Porträt-Zeichnungen enthält, dürfte jedem, der sich für das politische und kulturelle Leben in Tirol interessiert, eine willkommene Gabe sein. Bestellungen nimmt schon jetzt jede Buchhandlung entgegen oder direkt der Verlag

Brenner-Verlag Innsbruck.

WERKE VON CARL DALLAGO.

Gedichte. E. Piersons Verlag in Dresden. Broschiert Mk. 2·50, gebunden Mk. 2·—.

Ein Sommer. Liederreigen. Verlag von E. Ebering, Berlin. Gebd. Mk. 2·—.

Strömungen. Neue Gedichte. Tiroler Verlag, Innsbruck. Brosch. Mk. 2·—, gebd. Mk. 3·—.

Wintertage und Anderes. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·25, geb. Mk. 3·—.

Spiegelungen. Ein lyrisches Album. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 3·—, gebd. Mk. 4·—.

Der Süden. Kulturliche Streifzüge eines Einsamen. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—, gebd. Mk. 3·—.

Erich Tagusen oder Kinder des Lichts. Ein lyrisches Drama in drei Aufzügen. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—.

Neuer Frühling. Ein Gedichtbuch. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—.

Geläute der Landschaft. Kulturliche Streifzüge eines Einsamen. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 3·—, gebd. Mk. 4·—.

Die Musik der Berge. Künstlerdrama in drei Aufzügen. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Broschiert Mk. 2·—.

Ein Mensch. Ein Roman in Bildern. Axel Junker, Verlag, Berlin. Brosch. Mk. 2·50, gebd. Mk. 3·50.

In Vorbereitung: Das Buch der Unsicherheiten.

WERKE VON KARL BERGER.

Wilhelm Bienner, Kanzler von Tirol. Trauerspiel. — Linz, Mareis.

Die Weiberfeinde. Schauspiel. — Modernes Verlagsbureau Kurt Wigand, Berlin.

Urteile über den „Brenner".

J. V. Widmann im Berner „Bund": Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine im ersten Jahrgange laufende Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner" führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen zwölf Heften der von Ludwig v. Ficker herausgegebenen, im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. ... Im Ganzen ist „Der Brenner", wie man aus alledem merkt, eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. ... So viel sehen nun unsere Leser, daß wir uns Tirol nicht mehr als einen dunkeln Fleck auf der literarischen Landkarte zu denken haben, ja, daß dort, abgesehen von den einzelnen Dichtern und Künstlern, die diesem kernhaften Volksstamme von Zeit zu Zeit geschenkt werden, nun auch das eingesetzt hat, was man eine literarische und kulturelle Bewegung nennt. Und ihr Organ ist die neue Halbmonatsschrift „Der Brenner".

Pester Lloyd ..... Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt in wenigen Heften schon, daß sie ihm gewachsen ist, denn sie wird von Männern geschrieben, die sämtlich durch ein eigenartiges Können in der deutschen, besonders aber in der Tiroler Literatur dastehen. Der „Brenner" ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Heinrich Mann ... Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind. ...

Beiblatt der Zeitschrift für Bücherfreunde (Leipzig). ... ebenso (verdient Beachtung) der äußerlich recht unscheinbare, dem Gehalte nach aber überraschend gute „Brenner", eine Tiroler Zeitschrift, die mitten in den Bergen einen mitunter recht schweren geistigen Kampf kämpft.

Der Volkserzieher (Berlin). Von den Alpen her grüßt die naturkräftige und streitbare Stimme der Halbmonatschrift „Der Brenner". Ein Blatt von kernhafter Eigenart, mehr als irgend eine schöngeistige Zeitschrift, die bisher im deutschen Sprachgebiete erschien. Ein tüchtiges Häuflein von prächtigen Männern tritt mit allen Kräften dafür ein.

I. Jahr. Heft 23.

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Pans Erwachen / Hugo Neugebauer: Paniſche Lieder / Bernhard Jülg: Chopin-Präludien / Peter Scher: Warum? / Jakob Philipp Fallmerayer (†): Klagen eines frommen Tirolers / Arthur v. Wallpach: Götterdämmerung / Terrenus: Über den Parteien / Hartmann: Brixne Chronik V. — Karikaturenfolge XXIII: Max von Esterle: Schraffl.

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1·75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Erlerstraße Nr. 3. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Sämtliche Rechte vorbehalten.

Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel.** Schreibmaschinen: **Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.**

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

I. Jahr. Innsbruck / 1. Mai 1911. Heft 23.

Pans Erwachen / von Carl Dallago.

Der Tag iſt aufgegangen über den ſchneeigen Graten und Gipfeln der Wände des Landſchaftsdomes. Schon färbt ſich tiefer und wärmer der wölbenden Himmelsweite Blau. Bald glimmt es ſtrahlend auf im lichten Oſten, und blinkende Sonnenfelder hüpfen die Höhenzüge entlang als lachende übermütige Kinder des Lichts. Linde Lüfte ſtreichen weich und wohlig durch die Lande, alle Gründe netzend und erweckend als Herolde des Frühlings, der überall hereinbricht. Vogelſcharen ſchwirren liebend und jauchzend durch den erwachenden Raum, der in wachſender Helle und Verwunderung zu ſchauen beginnt, wie ſich in ihm tauſend und tauſend Leben auftun und nach Entfaltung drängen.

Ich bin zu Tal gezogen, dem Frühling entgegen. Das Aufgehen des Tages hat mich tief feierlich ſtill geſtimmt, und ſtille ergebe ich mich dem Anblick von all der Kraft und Schönheit, die ringsum erſtanden iſt. Weit offen liegt die Talung vor mir in lenzlicher Ausatmung der Düfte. Altären gleichen die Hänge und Berge, darauf der Frühlingsmorgen die Fackel des Lebens entzündet: ein zahlloſes Gewoge von Lichtern und Flammen, und jedes kleinſte Flämmchen flackert Liebe und Sucht.

Meine Schritte kennen keine Eile mehr, uno mein Verweilen hat Mühe mein Staunen zu faſſen. Die ſpäte rauhe Winterlichkeit vergangener Wochen verſank völlig in Vergeſſenheit. Nun ich über junge Wieſen ſchreite, reißt ihr leuchtendes Grün tief innige Freude aus den Gründen meiner Seele hoch, ſodaß mein Blick wie in Um-

armung glüht. Alles ſcheint wie umgewandelt, — alles entronnen den Grüften von Leid und Not — den Banden des Froſtes und der Starrheit, — alles tut wie neu erweckt und frohlockend vor Lebensfülle, — alles Weh und Dulden iſt umgeſchlagen in ein Triumphieren, das durch alle Räume geht: — Pans Erwachen.

*

Ich ruhe auf dem jung grünenden Alphang aus und ſinne in den ſchon langen ſonnigen Tag hinein. Ein Wogen und Treiben befällt meine Seele gleich dem bunten Drängen des Frühlingstages. Überall dieſes Werden — dies Erſtehen zum Sein, das der Seele zuredet, bis es durch ſie zieht wie eine Helle und ſie ſelber ganz Wille wird des Seins.

Was geht da für ein weites Bejahen auf einmal in mir auf, das alle Geſchehniſſe entläßt und zu verlieren weiß, die das Empfinden verletzen und trüben und der Seele nicht zuſagen, — das alles wie mit Morgentau benetzt, mit Düften umwindet, mit Schimmer durchwirkt, — das alles ſo zu wandeln weiß, bis es in allem zuſagt und die Seele mit Luſt erfüllt, — das alle Räumlichkeiten der Seele nur mehr offen hält für eine alles umfaſſende Liebe? — Und iſt dieſes liebende Alles-Umfaſſen der Seele auch nur ein Faſſen des Verwandten und Ausgeleſenen, ſo iſt es doch ſo, daß es auch in den unverwandteſten und unausgeſuchteſten Dingen ein Verwandtes und Ausgewähltes zu halten und zu umfaſſen weiß, — daß dieſes Tun der Seele eben Dinge und Geſchehniſſe vor ſich niederringt, bis ſie eigentlich überall nur mehr ſich ſelber wiederfindet. Ich erkenne darin das amor fati des Künſtlers. Es bedeutet mir: ſein Vermögen, aus der Not eine Tugend — aus der Not eine Luſt zu machen . . .

Indem mein Schauen um die lenzlichte Landſchaft ſtreicht, tändelnd und tätſchelnd wie um ein Kind, das man ſehr lieb hat, fühle ich, wie ſich das Erkennen mehr und mehr in mich hinein breitet, immer machtvoller und wärmer, ſodaß es mich zum Aufſtehen zwingt. Suchend und ſaugend hüpft mein Blick über die vielen

Blumenköpfchen, die aus dem Rasengrund hervorquellen, halb und ganz aufgebrochen, lichtlüstern und sonnentrunken zitternd und taumelnd in den Lüften, die über sie hinstreichen. Vereinzelte Bienen tasten schwärmend um die zarten Geschöpfe. Aus den Büschen steigt da und dort bedrängtes Zwitschern und Flöten liebessüchtiger Vogelpaare — und wieder blindes unbekümmertes Aufjauchzen der Lust. Und alle diese Lebensfülle, dies Erwachen und Verlangen zu Licht und Lüsten ist wie aus Zwang und Not geboren — ist wie erwachsen einer inneren Notwendigkeit, der Leib und Seele untertan sind.

Nun bedeckt die Erkenntnis wie ein völlig aufgesproßter Rasengrund meine ganze Seele, und ich schaue das Brunstmotiv als Zwangsmotiv hineingetragen in alle Natur. Ich erkenne das Aufleben dieses Brunstmotivs, seine Bloßlegung, sein Sich-losringen als Lustmotiv, als den Umschlag der leidenden Natur in die triumphierende — als: Pans Erwachen.

Es zeigt sich mir darin das Ewig-Erhaltende im Dasein am Menschen wie an Tier und Pflanzen und Gestein. Denn auch das Leid mag ewig im Dasein heimisch sein. Und ich denke, wie das Tier, rein körperlich genommen, doch größerer Not und größerem Erdulden ausgesetzt ist, als der Mensch. Aber vielleicht ist alles tiefere Leid erst Sache der Seele, und die Tierseele verstehen wir zu wenig, um davon reden zu können. Vom Leiden der Pflanzen und des Gesteins wissen wir ebenfalls nichts; sicher aber ist überall davon da und hat alles im Dasein das Brunstmotiv nötig zum Leben — für die immerwährende Erneuerung des Lebens. So ist das Brunstmotiv eigentlich das Lebensmotiv. Die Zeugung selber ein Zwang der Natur, das ewige und höchste Gebot der Lust, das alles Leiden und Sterben immer wieder überblüht, überlaubt, erdrückt.

*

Es zieht das versonnte Blau durch die weite Talung weich und wogenhaft schaukelnd um Hügel und Höhen. Zittrig vor Lichterschwere rinnt die linde Luft. Der Dunst des Raumlosen liegt um der Grate und Gipfel blendendes Blinken. Traumartig hält mich der Anblick

eine Weile fest und verläßt mich wieder. Dann finde ich mich, mir zugekehrt, auf neue Lösungen harrend, die meine Seele aussinnt.

Meine Vertrauten kommen langsam in mich hinein: meine Größten, meine Gönner und Wohltäter, meine Rastplätze, meine Gespielen und Kraftproben, meine Brüder der Seele und dem Geiste nach, — meine Menschen. Ich nenne sie bei Namen: Walt Whitman, Nietzsche, Segantini und — wie ein fremdartig Leuchtendes ganz von ferne her — Jesus von Nazareth. Ich lasse ihre Lebensgänge vor mir vorübergleiten und hänge ihnen nach und bin gestärkt und lächelnd gestimmt von solchem Nachhängen. Es ist wie ein Sich-Ansammeln von anspornenden Stimmen, die in den weiten Ruf und großen Sang der Landschaft ungemein harmonisch hineinklingen. Mein ganzes Sinnen geht nun diesem Harmonischen forschend nach und tiefaufhorchend, um die Hauptbeschaffenheiten herauszulösen die meine drei großen Menschen einer kaum vergangenen Zeit, davon ein jeder rein äußerlich einem anderen Volke angehört, zu so großem Einklang bringen. Ich erwäge auch, was die drei in Einklang stellt mit jenem Großen — Lichten, dessen kurzes Lebensbild aus ferner Zeit und fernen Landen noch immer frisch und lebenswarm zu uns herüberschimmert.

Wie ich so sinne und sinne, fühle ich immer mehr, gleich einer großen Berührung, wie der sonnige Bau des Landschaftsdomes mich einhüllt, — fühle sein immerwährendes mannigfaltiges Wachstum ins Endlose von Zeit und Raum, — fühle das Endlose — das Ewig-Wiederkehrende vom Vergehen und Werden aller Dinge, das sich darin unterbringt, — fühle, wie ich mich darin unterbringe mit jedem Gefühl — mit jedem Gedankenflug — mit jeder Regung der Sinne. Und ich denke, wie wir Menschen für diese Macht, die alles faßt, die alles in sich begreift, der alles untertan ist — ob es will oder nicht —, der alles verfällt und deren Ursprung uns ewig ein Rätsel ist, — wie wir dafür nur die Bezeichnung aufbringen: Natur — All — Gott. In diese drei Begriffe sehe ich auch meine Großen untergebracht. Ich halte mich an den Begriff Natur, der mir noch als der greifbarste und faßlichste der drei erscheint, die doch im Grunde eines sind, im Kleinen wie im Großen, denn sicher ist die Natur

eine Geste — eine Körperlichkeit — das einzig Wahrnehmbare Gottes. — — —

Hier sehe ich mich wieder an den Beginn dieser Streifzüge der Unsicherheiten zurückgekehrt: in die Stimmung des Widerhalles der Landschaft um mich, die mir den Ausspruch des Angelus Silesius in Erinnerung rief: „Gott ist ein ew'ge Stille." Aber jetzt trägt meine Seele die Lösung mit sich: Gott ist das Antwortlose; es allein entspricht dem Inhalt der tiefen Stille. Der Mensch aber will Antwort — Antwort um jeden Preis. Das Antwortgeben — das Sich-in-ein-Verhältnisbringen zu dieser Stille — zu den ewigen Rätseln um sich ist hier die Lösung, — ist die Aufgabe des voraussetzungslosen Menschen. Das Gelingen der Aufgabe kennzeichnet die Großen. Ich nenne es kurz: die Herausarbeitung des Naturbegriffes (wenn man will) — des Gottesbegriffes.

Und nun erkenne ich drei Wesenseigenschaften, die dem Wirken aller Größten eigen sind und immer wieder eignen werden.

Erstens: Die Herausarbeitung des Naturbegriffes, darin das Allerpersönlichste die Prägung gibt.

Zweitens: Eine Umwertung der Werte; denn jede Wertung wird abgenützt und verdorben durch die Zeit und die Allgemeinheit

Drittens endlich: Das Aufbringen eines amor fati für alles Geschehen. Es besagt: daß die Hauptwesensheiten der Größe im Grunde immer dieselben sind, — daß nur das Persönliche ihres Sich-äußern-Könnens ein Wechselvolles wird, da es vom Bestehenden und Vorhergegangenen abhängig ist. Alle meine Großen tragen die genannten drei Punkte als Hauptmerkmale ihres Schaffens an sich: Jesus von Nazareth wie Walt Whitman, Nietzsche und Segantini. Sie alle haben sich zum Dasein in ein bestimmtes Verhältnis hineingelebt, das in ihnen gleichsam zu Fleisch und Blut geworden, und damit das Rätsel des eignen Seins zum Rätsel des ganzen Daseins in Harmonie gebracht und durch solche Art Hingabe sich abgefunden. Sie alle haben sich ihren Natur-, ihren Daseins-, ihren Gottesbegriff herausgearbeitet. Sie alle haben Werte verschoben

und umgewandelt und zuletzt eine Lebensbejahung mit Hinnahme von allem Geschehen in ihrer Seele davongetragen.

So Walt Whitman, wenn er sein Lied verfaßt: „Schauen und Schweigen"; — so Nietzsche mit seinem „Dionysisch zum Dasein stehen"; — so vor allen Jesus, wenn er sich ausspricht: „Ich und der Vater sind eins." Es drückt aus: Ich und alles Geschehen sind eins. Und weiters: „Was der Vater will, will auch der Sohn." Ich höre es als das innigste und tiefste Aufgehen in die Natur — ins All — in Gott, das je von einem Menschen ausgesprochen wurde. So wird mir Jesus der höchste, der tiefbeseelteste Pantheist. Im tiefsten Grunde seines Wesens ist die höchste Art eines amor fati verkörpert, das ihn ewig innerlich unbesiegt in die Welt stellt.

Und so scheinen mir Dionysos und der Gekreuzigte keine Gegensätze mehr, weil sie keine Wurzelverschiedenheit, sondern nur eine Stammesverschiedenheit aufweisen. In Beiden kommt grandios zum Ausdruck: Der Umschlag der leidenden Natur in die triumphierende: Pans Erwachen.

Mein Sinnen kehrt zu Segantini zurück, dem mir schaffensverwandetesten Menschen. Ich sehe sein Hauptwerk vor mir, das Triptychon, von ihm selber einzig sinnvoll und zutreffend „La natura" genannt. Es erscheint mir nun als das Altarbild einer neuen großen Religion des Lebens, darin das Landschaftsmenschentum des Meisters in völliger Hingabe untergebracht ist. Zwischen den wehen Rätseln des Werdens und des Vergehens das Mysterium des Daseins als aufflammende Innigkeit — als strahlende Verwunderung — als wundersame Lust des Seins. Über dem wehen Drang des Werdens und der erstarrenden Müdigkeit des Vergehens eine morgengoldne strahlende Gotteskraft — ein Ungeheures von Glück und Lust — eine entzückende rätselvolle Räumlichkeit. Es scheint die Vergötterung des Sonnenaufgangs — seine Vergöttlichung die Seele des Bildes. Es ist wie eine neue Geburt Gottes: als Letztes gleichsam den Landschaftsgott auslösend in der inbrünstigen Hingebung eines Landschaftsmenschen: Pans Erwachen.

Und ich bin am Hange hingewandert, hoch über der Stadt, während rings der Regen troff. Noch immer strömt es nieder und macht ein Geräusch auf das frühlingsweiche Zweigwerk — ein lebhaft brausendes Geräusch. Man fühlt, wie weit hinauf der Regen reicht — der köstliche Frühlings-Gewitterregen, der den Schnee der Höhen zum Weichen bringt. Vor mir bricht der mattlichte Schimmer einer Wiese an. Um mich her glänzen die durchnäßten knospenden Sträucher und das Moos an den Steinblöcken, die den stillen Pfad umsäumen. Die junge Wiese sieht wie sammten aus und drängt ihren Glanz durch den Regenschleier. Von irgendwo kommt nun ein Ton wie ein Glockenspiel, der in das linde Regenrauschen hineingreift. Ein seltsames weites Gefühl durchströmt mich, das in alle Dinge hinein will. Und immer näher und wärmer kommen mir Ton und Regenrauschen und alle die Farbenschimmer und Düftewellen der Landschaft. Und immer wärmer und weiter tut meine Seele sich auf und nimmt in sich auf und trinkt und lauscht und versenkt sich hinaus. Schon ist sie selber Ton und Glanz und Flut und klingt und rinnt tief schimmernd mit im Tropfenrauschen.

Und ausgebreitet rag ich auf: der Hang ist wie ein Teil von mir, mit der Wiese glänz ich hinaus und auf das Zweigwerk träufelt der Regen wie auf meine Haut. Der Himmel und die Berge gehören zu mir und das weite frohe Frühlingsweben ist meiner Seele Teil. Alles, alles ist mein, — die ganze Landschaft, so weit ich nur seh: stammelt wie taumelnd mein trunknes Gefühl, als mit einemmal aus zerrissnen dünnen Nebellaken, einer großen Liebe gleich alles überflammend, die Sonne bricht . . . .

Glanzgebeugt stehe ich da. Meine Menschenseele verweilt wie vor einem Gottesdasein in stumme Schauer gehüllt.

Pan triumphiert.

Hugo Neugebauer / Paniſche Lieder.

I.

Vom großen Wunder
laſſet euch ſagen,
vom ſtarren Geſichte
des alten Pan:
Es iſt in der Höhle
des Bruſtgewölbes
ein ſonnliches Herze.
Es iſt in der Höhle
des Stirngewölbes
ein herzliches Auge:
ich kenne dich, Kind!
Es iſt im Gewölbe
der Himmelsbruſt
eine herzliche Sonne.
Es iſt im Gewölbe
der Himmelsſtirn
eine augliche Sonne:
erkenne mich, Kind!
Ich bin dein Vater:
ich hab dich gezeugt.
Ich bin deine Mutter:
ich hab dich geſäugt.
Und zwei ſind froh
in einander.

II.

Auf hoher Warte ſtand der große Pan,
das fromme Bocksgeſicht, und griff
das windbeſeelte Rohr und pfiff
das alte, nachtgeborne Lied
von allem, was geſchieht:

von Lebenskeimen
in gährenden Schleimen,
von flackernden Brünſten
in Blutes Rünſten,
von einſamem Sterben,
Sichweitervererben,
vom Wiedergeborenwerden
auf fernen Erden
zu neuen Beſchwerden
und neuer Luſt
pfiff er ſein Lied
aus ſchwellender Bruſt.

Ich ſah ihn greifen
und hörte ihn pfeifen
und hörte ſein Lied
das All durchſchweifen
und ſah die Geſtirne
als funkelnde Reifen
um ſeine Stirne
in taumelnden Tänzen
ihn toſend umkränzen!
Rings in der Weltenwüſtenei
hört ich paniſcher Luſt
aufjauchzenden Schrei
aus leidender Bruſt! —

Ich hörte ihn beten
ein wildes Gebet
und alle Kometen,
in Wirbeln gedreht,
die raſenden Greife,
ſträubten die Schweife
und ſchlugen die Pranken
in Pans Flanken!

Und er ſtand:
Das ſtaunende Auge zum Pol gewandt,
des Hauptes nachtende Locke geſträubt,
die heiße, glänzende Backe beſtäubt
mit Sternenſtaube, ſtand er betäubt,
verſunken, ertrunken im heiligen Wahn,
der große Pan.

Da bückt ich mich ſchnell:
in des Bockes Fell
verbarg ich entſetzt das Geſicht
vor des Himmels raſendem Licht,
vor dem heiligen Wahn
des großen Pan.

III.

Nun ſchüttelt aus Wolken
nährenden Tau
auf ſchmachtende Halme
die leuchtende Frau:
Chaire, Selene!

O, der vielen feiſten
glänzenden Himmelsſchafe
mit triefenden Vließen!
Ich ſpüre es ſprießen
und freu mich erneuter
nährender Kraft
aus ſchwellendem Saft
im ſtrotzenden Euter:
Chaire, Selene!

Ich hab ihn geſehn
auf der Warte ſtehn,
Nachtglanz im Haar.
Sein Auge war
wie Dunkel im Wald,
wie der Mond ſo kalt,
voller Andacht.
Ich hab ihn geſehn
um Mitternacht
auf hoher Wacht
himmelwärts ſpähn,
wo die glänzende Wolke hing
und das ſtrahlende Weib ging:
Chaire, Selene!

Alle Nymphen haben gelockt:
komm, Pan, zu Tänzen!
Mit friſchen Kränzen
ſind wir geſchmückt.
Welche zu fangen
dem Lüſternen glückt,
die ſoll ſein Verlangen

vom Herzen und Willen
kühlen und ſtillen! —
So haben ſie alle
im Nebelgewalle,
auf Bergen, in Talen,
zu allen Malen
urheimlicher Liebe
im Nebelgetriebe
den Pan gelockt.

Aber Pan ſtand verſtockt.
Sein Auge hing
an der leuchtenden Frau,
die im funkelnden Ring
der Geſtirne ging
im nächtlichen Blau
und nährenden Tau
auf die ſchmachtenden Halme
ſprengt',
die des Tages Auge geſengt:
Chaire, Selene!

Ich hab ihn geſehn
von der Warte ausſpähn,
Geſtirne im Haar.
Sein Auge war
wie der Mond ſo klar.
Um ſeinen Mund,
von Liedern wund,
war ein lächelnder Glanz.
In allen Bäumen
raunend Geraunſch,
in allen Höhlen
ſtaunend Gelauſch.
Und ſein Auge war feucht
von trunknem Geleucht,
vom trunknen Geleuchte der Liebe:
Chaire, Selene!

IV.

Von Sonne hab ich
Schaden genommen,
von Sonne bin ich
von Kräften gekommen,
von zu viel Sonne.

Ich ging übern Plan
am hohen Tag,
als überall
Sonnenglut lag.
Da fiel er mich an.
In weißer Luft hing
der feurige Ball
übern Bergen.
Ein heißer Duft ging
von würz'gen Latwergen
wie ein hauchendes Tier
neben mir
übern grellen Plan.
Da faßt' er mich an,
der große Pan:
In der Schläfe der Hammer,
um die Stirne die Klammer
und dann — der Stich!
Da entwich
mir der Geiſt!

Bei euren Schafen
ſolltet ihr ſchlafen
an ſprudelnder Quelle,
wenn blendende Grelle
über die Lande gleißt,
wenn die Biene ſummt
über blühnden Latwergen
und über den Bergen
die Bremſe brummt:
wenn Pan ſchläft.
Weh ihm, der ihn weckte!
Weh ihm, den er ſchreckte
mit wildem Geſicht
in Mittags Licht!
Weh, wenn ihr ihn träft,
wenn er ſchläft!
Wie ich ihn fand
im weißen Brand
der Sonnenglut.
Da fiel ſeine Hand
wuchtend auf mich.
Da fühlt ich den Stich
von der Bremſe Wut
hinter der Stirne
im Hirne! — —

Die mein Lager geteilt
iſt zum Feinde geeilt,
die ruchloſe Dirne!
Und meine Gemeinde
hat mich geächtet,
dem liſtigen Feinde
bin ich verknechtet,
in Schimpf und Spott,
in Schmach und Acht
mein Leben entflieht.
Und naht die Nacht,
dann kommt der Gott,
der tückiſche Mar,
und ſträubt mein Haar
und haucht mich an
und pfaucht und bockt
und kniet und hockt
mit wildem Gepruſt
auf meiner Bruſt. —

Da hab ich beklommen
ein Weib genommen:
ein Weib ohne Leib,
aus Gedankenbluſt,
zu heimlicher Luſt.
Ein Weib ohne Zucht,
meiner Ängſte Frucht,
meiner heimlichen Pein. —
Wenn der Sonne Wucht
auf die Felſen grellt
und die keuchende Gemſe,
gehetzt von der Bremſe,
im Abgrund zerſchellt
an ſpitzem Geſtein,
dann bin ich allein
mit dem Weib ohne Leib,
ohne Sinn, ohne Seele,
und ſie ſtillt meine Pein. —
Verzeih mir ein Gott,
wenn ich fehle!

V.

Wie glücklich die andern ſind!
Wenn ich hinüber ſeh,
wie friſcher Schnee
auf glänzenden Hängen
ſind ihre Schafe zu ſchaun.
Wie ſie ſich drängen
auf grünenden Aun!
Wenn ich hinüber ſeh,
tut mir das Herze weh. —
Saftiger Lenden
hab ich ihm viel verbrannt
mit bebenden Händen,
mit brünſt'gem Gebet
ihn angefleht.
O, wie oft!
Und lange gehofft.
Er aber ging vorbei
taub meinem Schrei,
das Auge von mir gewandt,
hat mein brünſtig Gebet
und mein Opfer verſchmäht.
Wie der Schnee vergeht,
wie der Schnee im Lenze
ſchmilzt meine Herde.
Fern iſt die Grenze
verloſter Erde
und das Gras ſprießt
und der Tau fließt
vergebens darauf. —

Mein liebes Weib,
nicht länger bleib
du bei mir.
Noch blüht dein Leib.
Nicht länger verbirg
dich dem Gotte.
Im wilden Gebirg
iſt ein heil'ger Bezirk
um eine dämmernde Grotte.
Dort ſahn
unſre Nachbarn den Pan
im vergangenen Jahr.
Mit vielen Nymphen hat er geſchwelgt,
Blumen im Haar.
Noch eh deine Blüte verwelkt,
wandle du felſige Pfade
und flehe um Gnade,
um Fruchtbarkeit an
den harten Pan!

Bernhard Jülg / Chopin-Präludien.

Präludium Nr. 11.

Es war, als wenn ein Schauer von Perlen auf eine große klingende Platte von Kryſtall niederginge; weiße Perlen, welche mit reinem, hellem Klang auffielen, wieder zurückprallten, leiſer wieder an-

schlugen, durcheinander sprangen, nach allen Seiten hin rannen, immer klirrend, klingend, singend . . .

Und mir, der mit geschlossenen Augen zuhörte, war, als sei es plötzlich ein Frühlingsmorgen und als wehe ein frischer leichter Wind eine Menge Blüten vor sich her; und als ob ein kleines, weißes, blondes Mädchen mit fliegendem Haar und wehendem Kleidchen auf einem Hügel stünde und jauchzend mit emporgehobenen Armen eben beginne herunterzulaufen. Und ich sah es wie eine der weißen Blüten herunterfliegen, es sprang über den kleinen Weg, der den Abhang durchquerte, und dann weiter auf die grüne, blühende Wiese zu. Es blieb einen Augenblick stehen, raffte eine Menge Wiesenblumen zusammen, warf sie jubelnd in die blaue Luft und lachte in den Morgen, in die jungen Sonnenstrahlen hinein . . .

Wo war das kleine, goldene Vögelchen, als die weißen Perlen plötzlich müde wurden zu springen und zu klingen?

Präludium Nr. 9.

Als die Stimmen der Andächtigen verhallt waren, ging durch die Kirche jenes leise, schwebende Zittern, das dem Spiele der Orgel vorangeht und das wie ein rätselhaftes Summen dem Marmor, den Säulen, den Gewölben zu entströmen scheint.

Theodor, dem Kleriker, der im weißen Chorhemd vor dem Altar stand und langsam das Rauchfaß hin und her schwang und in Duftwolken eingehüllt war, ging dieser leise Ton wie ein Schauer durch alle Glieder. Als die Orgel zu spielen begann und die Töne erst wie von ferne und dann immer näher und lauter heranschwebten, neigte er beinahe unwillkürlich das Haupt wie unter etwas Schwerem, das sich auf seine Schultern und seinen Nacken legte. Und sein Nacken schimmerte rührend jünglinghaft zwischen dem braunen Haar und dem schwarzen Halsteil seines Talars hervor. Und so geneigt, in seinen langen Gewändern, in seiner schmalen Gestalt, glich er einem der Cherubine auf dem großen Bilde des Altars. Und Theodor selbst, halb betäubt vom Weihrauchduft, halb berauscht von den Tonwellen und durchdrungen von seiner tiefen Andacht, fühlte sich plötzlich

wie in einem Traum; er hob den Blick empor und ſah in die ſteigenden Rauchwolken, die eben in den Sonnenſtrahl tauchten, welcher durch das gemalte Fenſter fiel, und plötzlich zu ſtrahlen und zu leuchten begannen. Sie verhüllten das ganze Kuppelgewölbe, das ins Grenzenloſe zu wachſen ſchien. Theodor überfiel ein Schwindel, da er in das blendende, wogende Lichtmeer ſchaute, das er mit Wundergeſtalten erfüllt ſah; es war ihm, als ob die Mauern rechts und links und der Boden verſchwinden wollte und alles, alles unendlich würde. Das Orgelſpiel war zu einem Dröhnen und Brauſen angeſchwollen und die ganze Gemeinde ſang mit. Da wußte Theodor nicht mehr, wo er ſei, und ſank unbewußt auf die Kniee und beugte das Haupt tief, bis die Stirne auf dem kühlen Stein ruhte, und blieb unbeweglich und weltentrückt und hatte ſich noch nicht gerührt, da längſt niemand mehr um ihn war. Dicht neben ſeinem Haupt ſtand das ſilberne Weihrauchgefäß und ſandte eine kerzengerade Rauchſäule empor . . .

Warum? / von Peter Scher.

Ich bin in ihren Augen ein Nichtstuer, der ſich das Recht, ſich frei bewegen zu dürfen, ohne Berechtigung angemaßt hat. Gott mag wiſſen, ob ſie ein Recht haben, mich ſo hart zu verurteilen und den Saft ihres Kautabaks ſo verächtlich hinter mir herzuſpritzen, wenn ich beſcheiden an der Bauſtelle vorübergehe, auf der ſie zuweilen gewiß recht hart arbeiten müſſen.

Aber ſie ſollten es ſich doch nicht ſo heftig ankommen laſſen.

Da iſt zum Beiſpiel der baumſtarke Maurer mit einem Geſicht, das prall und rot wie ein Winterapfel leuchtet. Er ſpuckt nicht aus, wenn ich vorübergehe. Nein, ſo weit geht er nicht. Aber ich ſehe ſeinen herausfordernden Augen mit hochgezogenen Brauen an, daß er mit mir fertig iſt. Und um den Mund hat er einen Zug, der mir beweiſt, daß er mich nicht eigentlich nur verachtet. Daß er mich eher faſt bemitleidet.

Und ich gehe mit zuſammengezogenen Schultern an ihnen vorbei.

Eine heiße Röte kriecht um meine Schläfen. Immer erfüllt mich nur dieser eine Gedanke: wie ich ihnen helfen könnte — ich, der schwächliche Mensch mit den schlaffen Muskeln und dem blutleeren Gesicht, diesen Riesen mit den prallen Gesichtern, die wie Winteräpfel glänzen.

Ob sie es ahnen und mich aus diesem Grunde verhöhnen? Das wäre doch ein Grund, um dessen willen man zu ihnen treten und sie mit diesen Worten ansprechen möchte: „Recht so, meine Brüder! Ihr seid Männer mit Muskeln und Fäusten — ich aber bin ein Narr und hochmütiger Tropf, nicht wert, daß ihr mit euren schweren Holzpantinen nach mir werft. Nicht wert eures harten herausfordernden Gelächters."

Aber das ist es nicht, ich fühle es. Warum hassen sie mich also?

Einmal, es war an einem klaren hellen Vormittag, dessen ich mich noch heute wie eines warmen Frauenlächelns erinnere, stand der Riese mit dem Apfelgesicht rauchend vor der Bauhütte, als ich vorüberging.

Ich ging in Gedanken und achtete nicht auf den Weg. Ich hatte etwas Schönes geträumt und als ich erwacht war, hatte sich die Sonne in einer breiten leuchtenden Staubsäule durch den Spalt des halbgeöffneten Fensters auf meine Bettdecke ergossen, das hatte mich so froh gemacht, daß ich, um nun auch gleich ein freudiges Gesicht zu sehen, dem Briefträger meine letzte Mark schenken mußte. Und dann war ich schnell fortgegangen, immer dieses helle Bild in meiner Seele und ein feines Klingen in allen meinen Adern und Nerven. So glücklich hatte mich die Sonne gemacht.

Als ich an der Baustelle vorüber kam, hustete jemand so laut, daß ich zusammenschrak und empor sah. Der Riese mit dem Apfelgesicht sah mich mit einem Blick an, der meine Freude zu Eis erstarrte. Ich errötete und blieb einen Augenblick hilflos stehen.

Im Weitergehen hörte ich sein kurzes trockenes Gelächter hinter mir.

Ich fühlte eine schwere Traurigkeit und ich grübelte: Was habe ich getan? Welche Geheimnisse birgt dieses Leben! Warum hassen mich diese Menschen?

Klagen eines frommen Tirolers / von Jakob Philipp Fallmerayer.

Am 26. April waren es fünfzig Jahre, daß Jakob Philipp Fallmerayer gestorben ist. Seine Heimatstadt Brixen hat ihm eine kleine, aber würdige Gedenkfeier veranstaltet. Auch liberaler Zeitungsgeist hat da und dort des „Fragmentisten" gewissenhaft gedacht und über politisches Interesse hinweg den Schwung seiner Sprache, den Liebreiz seiner Naturschilderungen pietätvoll ad acta und die einschneidige Schärfe, die Charakterschärfe seines Witzes zum alten Eisen gelegt. Wir aber, die wir davon überzeugt sind, daß auch die innigste Verquickung mit Zeitlich-Beschränktem die Lebenskraft einer schriftstellerischen Persönlichkeit wie der Fallmerayers nicht in Frage stellen kann, glauben das Andenken des seltenen Mannes am besten zu ehren, indem wir ihn selbst zu Worte kommen lassen. Und zwar wählen wir mit Bedacht (und mit geringfügigen Auslassungen) diese „Klagen eines frommen Tirolers über den heutigen Fremdenbesuch, über L. Steubs „Drei Sommer in Tirol" und über das neue Waldgesetz", geschrieben im Dezember 1846.

Ich habe es Ihnen schon öfter geschrieben und wiederhole es heute noch, unser Val di Non, die Seiser Alpe und das Dolomitgebirge mit „König Laurins Rosengarten" bringen Tirol, ehe man sich's versieht, um Kredit und Heiligenschein. Die Fremden wollen gar nicht mehr aufhören, das schöne Innsbruck anzupreisen, die romantische Weierburg, den zauberischen Fernblick dem Fluß entlang über Wiesengrün und Waldsmaragd auf die schön geschwungenen Höhenzüge und das abendliche Alpenglühen, und selbst in Büchern, als wären es die Gärten der Semiramis, schreiben sie mit Lob und weltlicher Lust vom Myrtenstrauch, von Lorbeerrosen und sogar von Pontischem Rhododendron lieblicher Terrassenhalden in Südtirol und von blauen Lüften im Sarnthal. O, könnten wir ihn nur trüben, diesen heitern Tiroler Morgenschein! Könnten wir durch Liebigs Künste den feinen Lebensäther, die leichte Lymphe böotisch schwer und düster niederhalten, man wäre in Psalm und Andacht weniger gestört, weniger geärgert durch die weltlichen Gedanken und das heidnische Redewesen unserer Vorwärtsstrebenden! Es girrt und klimpert im Lande ja überall; überall begegnet uns Prosa, Jambus, Pentameter und Lautenklang, wo ein Lorbeerbusch, ein Kastanienwald, ein Birkenhain, ein rotblühender Oleanderbusch. Wir an der Kathedrale hätten es schon recht im Sinn. Tirol sollte

sein wie einst in Amerika das unschuldige, geistlich regierte Paraguay — von Fremden unbesucht und ungekannt und, wenn möglich, nicht einmal seiner selbst bewußt. Der Ausländer, so verstehen wir das Regiment — soll von Tirol nichts reden, der Eingeborne aber über Tirol nicht einmal etwas denken. Was brauchen wir in Tirol Gedanken? Ist es nicht genug, wenn sie in Meran die Trauben keltern, am Inn die Kühe melken, am schäumenden Hisarcus aber den Alpenspeik auf die Hüte stecken und in sommerlicher Andachtslust durch Wald und Schlucht zur Madonna pilgern auf luftiger Alpenhöhe? Was kümmert uns das Säkulum und seine Not? Was sie nur mit ihrem Schleswig-Holstein wollen, mit der sächsisch-bayerischen Eisenbahn und mit dem Zollverein? Wir schließen Mautvereine für das Himmelreich und fragen, wer der Gottlosigkeit den Pfad in unsere Berge verrannt und das fromme Tirol gerettet habe vor Lokomotiv und Schienenweg? Gebet hat es freilich viel gekostet und dazu noch drei Extrafasttage, wie zur Zeit des Espartero, mit schwerer Ladung Laberdan und Forellen vom Silberbach. Doch wir haben es glücklich durchgebracht und möchten nur noch dem wälschen Banotti das Handwerk legen. Der Mann ebnet unsere Berge und füllt die Täler aus, und auf den schönen, breiten und üppigen Straßen zieht das Verderben herein, der freie Gedanke, die lustgetünchte Rede vom baltischen Strand, aus York und aus Kopenhagen. Wir sagens den Leuten wiederholt und jedes Jahr, sie sollten mit den Fremden nicht gar so freundlich tun und nicht gar so billig die Zeche stellen, es handle sich um Landessitte und ewige Seligkeit. Leider kommen aber der fremden Gäste und der fremden Bücher jährlich mehr, und haben sich zu Hartwigs zahmer Schrift erst neuerlich die „Drei Sommer in Tirol" hinzugesellt — heidnisch berauschender und selbst Gerechte betörender Sinnennebel im geschliffensten Kryſtall. Was Sie am Buche preisen, attisch Salz, feine Ironie, Glätte, schmucke Rede, Formeleganz und idyllenhaftes Spiel, das mag für die Adepten eines griechischen Tempels passen, für die Leser des Theokrit, für die Bewunderer des Parthenon; bei uns sind es keine Vorzüge; es ist sündiges Ornament, verpönte Tändelei, ja, Abfall vom Christentum.

In Tirol, wie Pater Burgstaller sagt, stellt die Kritik nur Eine, und zwar jedesmal dieselbe Frage: Was hat für Mehrung, Hebung und Verherrlichung des Katholikentums in Tiroler Währung das neue Buch Kräftiges und Ersprießliches gewirkt? Denn zuerst, wie dieselbe ehrwürdige Autorität versichert, sind wir Katholiken, dann Tiroler, dann Österreicher, dann ich weiß nicht was, und fünftens endlich Deutsche, aber auch dieses letzte nicht in Geist und Färbung der „Drei Sommer in Tirol." Oder glauben Sie, das in Ihrem Sinne mit Recht merkwürdige und bedeutende Buch habe zur Verherrlichung des katholischen Glaubens ebenso reichlich beigetragen, als die neulich ausgegrabene, mit O und Ach und gläubigem Legendenkram gefüllte Lebensbeschreibung einer frommen Roboretaner Nonne im dreißigjährigen Krieg? Sie sehen wohl, daß mein Standpunkt nicht die deutsche Wissenschaft, nicht die Kunst, nicht das Leben, sondern die Kathedrale an der Eisak ist, wo St. Gregorius, der Liviusvertilger, höhern Kredit genießt als St. Chrysostomus, der Bewunderer und Erhalter des Aristophanes.

Wenn uns die eine Hälfte im Volkserziehungsplan, die hermetische Verschließung des Landes, bei aller Strenge der Fremdenhut doch nur unvollkommen und lückenhaft gelang, so haben wir die andere Hälfte der Aufgabe, die Ertötung des Nationalgedankens, um so vollständiger und glänzender durchgefochten. In neun Zehnteilen der Bevölkerung lebt nur noch das katholische Bewußtsein; aber nicht jenes heitere und seelenvolle — sagen die Gegner — wie bei Fenelon, sondern jenes melancholische und düstere, wie es geheimnisvolle Furcht, Unwissenheit und künstlicher Apparat erzeugen. Alles Übrige ist im Volke tot; selbst die Freude, der lustige Mut, die angeborene Unverdrossenheit und der Gebirgshumor ist mit Spiel, Scherz und Schwegelpfeife ausgestorben. La Bruyére's „tristesse évangélique" ist in den Tiroler Alpen endlich zur Wahrheit geworden. Wein wird zwar noch getrunken, und zwar reichlich, früh und spät; aber man trinkt ihn jetzt schweigsam, in sich gekehrt, andächtig, mit Verbannung weltlicher Fröhlichkeit, wie bei den augendrehenden Whiskyzechern im Puritanerland. Die Leute haben es endlich

begriffen, daß Gott allzeit zürne und übler Laune sei, so oft die Tiroler lachen und heiter sind. Je trüber der Blick, je sorgloser der Anzug und je ungraziöser die Außenseite — sagen wir den Leuten — um so holder und wohlgefälliger lächelt die Gottheit auf Tirol herab. Solche Thesen durchzufechten, kostet — besonders jungen Leuten gegenüber — freilich nicht wenig Mühe, und möchten die Fremden über die andächtige Mummerei noch immer gerne lachen. Wer dürfte es aber ernstlich wagen, unser Volk zu verunglimpfen, weil es in religiöser Praxis seiner eigenen Wege geht und nach seiner Art die geistige Freiheit sucht? Die Soldatenkapitäne klagen freilich: seit einigen Jahren sei im Volkscharakter eine auffallende Verwandlung wahrzunehmen: der Tiroler Rekrut, früher handsam, frisch, empfänglich, unverdrossen und wohlgemut, sei jetzt tückisch, trotzig, finster, mürrisch und ungelehrig. Doch was gehen uns die Launen der Kapitäne und ihre Bedenken an, und wer will es uns verbieten, tückisch und fromm zu sein? Uns ist Tirol weniger ein Glied des deutschen Bundes als ein Triangel im „Gottesstaat", wie St. Augustin die Geographie versteht. Gestehen Sie nicht bald selbst, daß wir Mächtiges geschaffen und die lustigen Deutschtiroler in frommtrübe Byzantiner verwandelt haben? Unseren eigenen Künsten ganz allein verdanken wir diese Erfolge freilich nicht. Wir riefen, wie Sie als Nachbar schon lange wissen, auswärtige Kirchenmilizen in das Land, und ich gestehe aufrichtig, daß man hauptsächlich diesem streitkundigem Heere des neuern Kirchentums für den Sieg über den heiterfrohen Tirolermut verpfändet ist. Denn, im Vertrauen gesagt, der einheimische Klerus hat die Landesnatur selbst nicht sattsam ausgezogen und hat, allen Schreckniſſen geistlicher Übungen zum Trotz, noch zu unverwüstliche Reste von menschlichem Gefühl, verständigem Maß und jovialem Sinn bewahrt, um die Dinge auf eine Höhe zu treiben, auf der sie glücklicher Weise jetzt angekommen sind.

Tirol ist heute, zu Gottes Ehre sei es gesagt, wie eine eroberte Provinz, und es ist uns ergangen gleich den alten Britten, die den Hengist und den Horsa zuerst als Kampfgenossen wider die Freibeuter des Hochlandes zu Hilfe riefen und am Ende als Herren

behalten mußten. Die fremden geiſtlichen Beſatzungen wollen natürlich Sold, Brod und Tummelplätze für ihre Tätigkeit; wir aber ſtellen, ſtatt wie früher bloß zum Kaiſerjäger-Regiment, jetzt jährlich unſer Kontingent auch für das Irrenhaus. Arm und wahnſinnig aus Frömmigkeit iſt doch ein hartes Los für die Leute von „Anno Neun!“ Urſprünglich lag uns dieſe Wendung freilich nicht im Sinn. Bedenken Sie jedoch, man iſt niemals zu viel katholiſch und für das Himmelreich iſt kein Preis zu hoch. Denn hier läßt man es ſich nun einmal nicht nehmen, „wo man denkt und lieſt, da ſchwindet der Glaube und ſteht Alles auf dem Spiel.“ Selbſt populäre und gemeinnützige Schriften, die den Menſchen ſittlich heben und auch im Haushalt fördern, z. B. Anweiſungen, wie der Boden ausgiebiger zu bearbeiten, die Wirtſchaft verſtändiger einzurichten und die arbeitfreie Zeit für Minderung ſchädlicher Vorurteile und törichter Geiſtesbeſchränktheit weiſe und chriſtlich zu benutzen ſei, halten wir von Volkeshänden fern. Die Scheu vor Büchern geht bei uns ſo weit, daß einzelne Geiſtliche in * * ſelbſt das römiſche Brevier nicht mehr leſen wollen, „weil es doch zuweilen den Gedanken in Bewegung ſetze.“

Nach Art der Ruſſen, die eigener Sicherheit wegen ihren politiſchen Glauben und ihren Styl das Regiment zu führen allen Nachbarvölkern, beſonders den Deutſchen, aufzudrängen ſuchen, möchten auch wir die Vorwerke unſerer geiſtlichen Herrſchaft durch gleiche Praxis in Volkserziehung und Kirchentum bei den Nachbarn in der Runde feſter machen. Von Italien her iſt keine Sorge; im Weſten ſchirmt uns Chur und die Ortlesſpitze; in Kärnten denken ſie ungefähr ſo viel als wir; nur auf der Nordſeite iſt die Gefahr noch nicht ganz beſchworen. Zwar kaſteien ſie ſich jetzt auch dort reuevoll in Sack und Aſche und tun in Schrift und Wort gewaltig fromm; aber wer bürgt dafür, daß es im Grunde doch nicht der „Klausner“ auf Kaulbachs Bilde iſt?

Leider droht die Freude über den ſchwer gewonnenen Sieg nach kurzer Dauer ſchon wieder neuen Sorgen Platz zu machen! Mit welcher Kunſt und mit welchem Aufwande wir den Waſſerſpiegel in Tirol glatt gemacht, iſt Niemandem unbekannt. Und ſiehe da! er trübt

und bewegt sich neuerdings unter Impulsen, die Sie nie erraten hätten. Was Philosophen und starke Geister bisher mit allem Rüstzeug der Wissenschaft nicht vermochten und auch in alle Zukunft nicht vermögen werden, das ist den Ungelehrten, den Publikanen, den Fiskusleuten und der Finanz gelungen. Tirol ist aufgeregt, und zwar aufgeregt bis zur untersten Schicht der Bevölkerung, bis in die entlegensten Täler, nicht etwa, weil man Krakau eingetan und in Stambul die mit Pomp verheißene Akademie nicht zu Stande bringt; Tirol ist aufgeregt, weil man uns einmal Wälder, Weiden, Alpen und Auen konfisziert und täglich klarer zeigt, daß man die Lücke im Landeshaushalt nicht durch Minderung des Aufwandes, sondern durch endlose Steigerung der Einnahme decken will. Nur keine Furcht vor den Namen Haushalt, Budget, Defizit! Wir reden nicht von „Zins, Rent und Schatzung", die man weltlicher Ordnung in Tirol niemals verweigert hat. Auch an tätige Ungeduld und Selbsthilfe denkt nicht Jedermann. Aber es offenbaren sich in unseren niederen Regionen allmählich Gelüste, wie in der Finanz am Nil, und nicht mehr zufrieden mit der Frucht, wollen sie auch noch den Baum dazu.

Was man seit Jahrhunderten friedlich als Eigentum besaß und unbestritten von Vater auf Sohn vererbte, verkaufte, kaufte, bewirtschaftete und betrieb, wird plötzlich in Frage gestellt, für Usurpation erklärt und fiskalisch eingezogen, wo sich nicht Brief und Siegel den Griffen der Finanz entgegenstellt. Aber wo sind die Briefe? In Tirol gab und nahm man weiland auf ehrlich Wort und schrieb nicht viel. Jetzt aber sind Dokument, Urkunde, Bedeutung, Grammatik und Exegese auf einmal Losungswort im ganzen Lande. Selbst das Gebet wird vernachlässigt und der geistliche Betrieb merklich hintangesetzt aus Besorgnis für Wald und Zeitlichkeit.

Denken Sie sich den Schrecken der ohnehin geplagten Leute, besonders in Deutschtirol, am meisten im Pustertal, wo ohne Wald, Streu und Weide keine Landwirtschaft bestehen kann und eine allgemeine Umwälzung des Besitzes zu erwarten ist, wenn nicht die angestammte Weisheit und Gerechtigkeitsliebe der obersten Gewalt

noch rechtzeitig ins Mittel tritt und die jetzt schon fühlbare Gährung der Gemüter milde und versöhnlich im Keim erstickt. Wald und Viehstall, wie Sie wissen, sind unser Lebenselement, und wer uns Holz und Weide nimmt, schädigt etwa nicht bloß Einzelne in Gewerb und Nahrung, er richtet das ganze ehrsame Bauernvolk zu Grunde, das im Grunde doch allein dem Cäsar Steuer, dem Kapuziner Schmalz und Brod, dem Jesuiten Messengeld, der Nonne Gebetlohn und dem Kaplan Stolgebühren zahlt, und „Anno Neun" dem Lefebvre die Grenadiere erschossen hat.

Glauben Sie indessen ja nicht, das Übel sei von Oben herabgekommen! Bei uns, wie überall, sind die schlimmsten Plagen immer aus dem heimischen Boden selbst herausgewachsen. Im menschenfreundlichen und billigdenkenden Wien haben sie, wie man sagt, über das erfindungsreiche und beinahe etwas byzantinische Steuertalent der Tiroler Finanzleute nur höchst zweideutige Bewunderung ausgedrückt. Für kurzen Gewinn langes Unheil einzutauschen, mag untergeordneter Einsicht zuweilen ersprießlich scheinen; höhere Weisheit aber, wie sie sich in letzter Instanz noch jederzeit bewährte, wird und kann — wir wissen es gewiß — solch ungleiches Gewerbe nimmer loben. Wir vertrauen auf den Cäsar, auf sein besseres Wissen, auf seine „Clementia et Benignitas." Anhänglichkeit an das uralte Herrscherhaus ist in Tirol Bedürfnis; es ist beinahe ein religiöser Cultus, und wer immer diesen Kultus, diese Volksreligion mutwillig und nutzlos stört, gefährdet und verletzt, hat dem Cäsar selbst einen schlechten Dienst getan. Freilich, ein dreißigjähriger Frieden ist nicht umsonst zu haben; etwas Druck und Härte, wie man weiß, ist auch überall kaum vermeidlich und läßt sich überstehen; aber die Leute aufs Äußerste treiben und auf der empfindlichsten Seite verkürzen, hätte zuletzt selbst in Tirol seine Bedenklichkeit. Der Tiroler ist ein frommer Rüsteviel und will nichts als freie Bewegung, fette Rinder und feiste Kapuziner. Die letzteren gönnt man ihm freilich im Überfluß; nur das erstere wird angefochten und bedroht. Fragen Sie nicht, was eigentlich ein Kleriker mit diesen materiellen Nöten, mit Holzbezug und Viehstall zu schaffen habe? Sonst kümmern wir uns freilich

nicht um das Weltliche und bekämpfen irdische Bedrängnis, hauptsächlich durch Gebet, vorausgesetzt, daß wir vorher alle Bezüge richtig eingenommen haben. Hier müssen aber auch wir unser Wort in die Wagschale legen, und zwar aus doppeltem Grunde; einmal, weil wir in der Eigenschaft als Seelenhirten das schwierige Argument übernehmen sollen, zum Vorteil der weltlichen Behörde den Gläubigen zu beweisen, es geschehe zu ihrem Besten und zur Verherrlichung des katholischen Glaubens, wenn ihnen die Innsbrucker Finanzkammer die Wälder nimmt und die Wirtschaft ruinirt; zweitens, weil wir mit Recht besorgen, die Neuerung im Weltlichen führe nach und nach zu Neuerungen im Kirchlichen und das rechtliche Prüfen und Sichten der Finanzbegehren stelle zuletzt auch die kirchlichen Leistungen in Frage. Denn sobald man erst friedliche und einfältige Leute Rechtstitel zu erforschen, zu prüfen und zu unterscheiden zwingt und sie merken läßt, daß man sie überall nur als Gegenstand subalterner Spekulation benützen will, kann Niemand sagen, wie weit das Forschen vorwärts dringt und wo das Prüfen und Unterscheiden stille steht.

Man liest zwar nicht, daß irgendwo heidnische Orakel des Altertums als Staatsmedizin die „katholischen Blätter aus Tirol" empfahlen, aber „ne moveas Camarinam" (laß die Camarina unberührt) riefen sie ungeschickten und gefährlichen Neuerern warnend zu. Und sehen Sie nur, welche Zeit man zu diesem gefahrvollsten und aufregendsten aller Finanzübergriffe wählt! Es scheint, man habe es wirklich darauf angelegt, Glauben und Vertrauen auf das Bestehende durch ganz Europa auszutilgen. Wahrhaft, ein böser Genius präsidirt über den Occident und treibt die Continentalgewalten sichtlich und mit blindem Raptus auf Pfade, welche kluger Sinn und besseres Wissen von jeher vermieden hat. Wie sie es in Numantia machen, bei den Lusitaniern und im Samniterland, geht uns im Grunde nichts an; wir grämen uns nur um das friedliche, schöne Tirol, dem man weder von Außen noch von Innen Ruhe gönnt. Das Unfehlbare und Providentielle, das man jenseits unserer Berge nicht einmal dem Pontifex überall gönnen will, trägt der fromme Tiroler sogar auf den Cäsar über. Das ist, wie es scheint, der Fehler, von dem uns

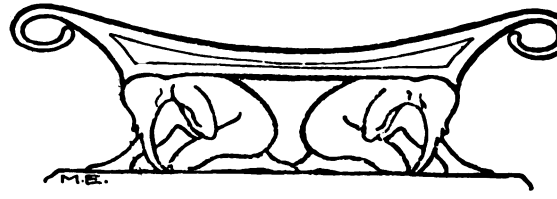
unzeitiger Dienſteifer befreien will. Treibet es doch im Übermut des langen Glückes und verführt durch fremden Rat mit eurem „Rechte“ nicht gar zu weit und bedenket weislich den alten Spruch: summum jus, summa injuria.

Götterdämmerung / von Arthur von Wallpach.

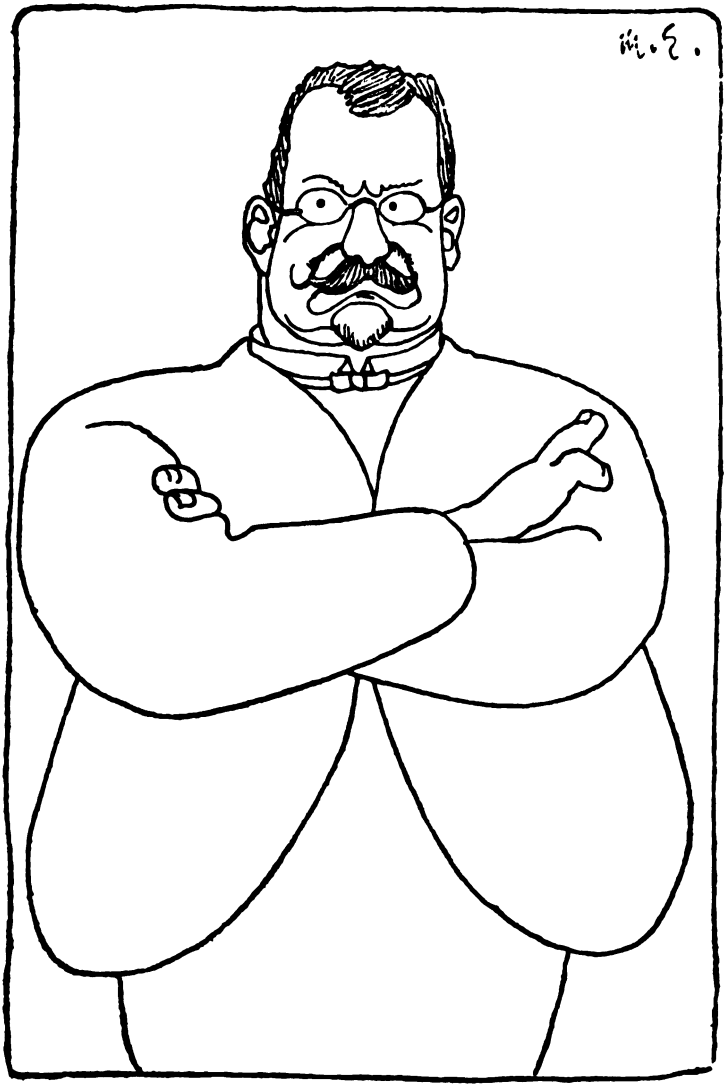
Glitt nun zu Agni, Mithra und Phol
Auch Chriſtus in's Reich der Sage,
Wo bietet ſich uns ein rettend Symbol
Für unſere ſinkenden Tage?

Welk wehen die Blätter vom Weltenbaum,
Die Sonnenſöhne ſchwinden.
Wir müſſen unſern Troſt im Traum
Der Kindſchaft Gottes finden.

Friſche Furchen der künftigen Saat
Mag unſere Pflugſchar breiten;
Gott vertrauende Mannestat
Wandelt das Antlitz der Zeiten.



(gez. von Max v. Eberle.)



Schraffl.

Über den Parteien.

Der Lärm der Wahlschlachten hat schon auf allen Linien eingesetzt und alle, die die bedauernswerte Aufgabe haben, die üblichen geredeten und papierenen Wahlgeräusche zu erzeugen, sind bereits im Schweiße ihres Angesichtes daran, das Publikum in jene Wehen zu versetzen, aus denen heraus das neue Parlament geboren werden soll. Das ist der Grundzug aller unserer Wahlen, daß diejenigen, die an der Zusammensetzung eines neuen Parlamentes das größte Interesse haben sollten, die Wähler und Steuerzahler, nur schwer und nur mit künstlichen Mitteln dafür zu interessieren sind, und daß der Ausgang nicht durch das Ringen der gegensätzlichen politischen Anschauungen innerhalb der Bevölkerung, sondern durch die Geschicklichkeit und die Regsamkeit der Kandidaten und ihrer Wahlmacher bestimmt wird. Der Wahlkampf artet mehr und mehr aus in eine Art Preisboxen, an dem das Publikum als Zuschauer nur insofern Anteil nimmt, daß bei dieser Gattung von Vorstellungen der Beifall für die einzelnen Champions nicht durch Händeklatschen, sondern mit Stimmzetteln kundgegeben wird. Die Freude an dieser Unterhaltung läßt mehr und mehr nach und vollends seit der Ausdehnung des Wahlrechtes auf die breiten Schichten wird die aktive Beteiligung an den Wahlen in gewissen Kreisen mehr als Pflicht, denn als Recht empfunden. Den Vorteil aus dieser Wahlverdrossenheit ziehen solche Kandidaten und Parteien, die in ihren Darbietungen am wenigsten wählerisch sind und über die ausgiebigste Claque verfügen.

Wem das Verkommen unseres politischen Lebens nur eine willkommene Ausrede für den Verzicht auf die Betätigung einer politischen Überzeugung ist, mag sich mit diesen Verhältnissen mit geringschätzigem Achselzucken über Politik und Parlament abfinden. Wer aber mit fühlendem Herzen teilnimmt an den Schicksalen seines Volkes und auch im öffentlichen Leben die Grundsätze verwirklicht sehen will, die er für gut und wahr hält, wird sich wenigstens fragen müssen, ob es denn wirklich so sein muß, daß die Körperschaft, die für die Vertretung des Volkswillens gilt, nur Schreiern und politischen Klopffechtern und solchen Parteien überlassen werden soll, die ihre herrschende Stellung nicht dem bewußten Willen der Mehrheit der Wählerschaft, sondern nur dem eigenen Terrorismus und der Gleichgiltigkeit eines großen Teiles der Wähler verdanken.

Mit Schwärmern für den Absolutismus von Gottes oder sonstwessen Gnaden soll nicht gestritten werden. Unter den bisher bekanntgewordenen Regierungsformen scheint die parlamentarische trotz der

ihr anhaftenden schweren Gebrechen immerhin noch als die am wenigsten schlechte und solange man nichts Besseres vorzuschlagen weiß als die Rückkehr zu solchen Formen, aus denen die Welt sich in den Parlamentarismus geflüchtet hat, wird es gut sein, sich mit ihm abzufinden. Parlament und Parlamentarier sind bei uns arg in Mißkredit gekommen. Aber man sollte, ehe man den Stab über sie bricht, auch fragen, ob sie allein an dem Niedergange schuld sind. Die tiefe Abneigung gegen den Parlamentarismus ist bei uns, wenn auch nicht entstanden, so doch bedeutend gesteigert worden, als nach Einführung des allgemeinen Wahlrechtes der Wettbewerb unter Kandidaten und Parteien sich verschärfte und die schon vorher nicht immer sympathischen Mittel der Bewerbung um die Volksgunst bis zum Abstoßenden vergröbert wurden. Aber sind die Kandidaten und Abgeordneten allein dafür verantwortlich zu machen, wenn sie bei der Erlangung und Ausübung ihrer Mandate sich so geben, wie es die Wähler nach ihrer Meinung haben wollen?

Den Österreichern geht es mit ihrem Parlamente wie kleinen Kindern, die lange von einem Spielzeuge geträumt haben und, wenn sie es endlich haben, enttäuscht sind, daß es nicht alle die Kunststücke kann, die sie sich vorgestellt hatten. Der Parlamentarismus ist in Österreich empfangen worden mit Fahnenschwenken und Siegessängen als die Erfüllung einer brennenden Hoffnung, die durch Generationen hindurch genährt worden war und für die viele ihr Leben hingegeben hatten, als ein Hort der Volksfreiheit und des Volkswohles. Man hatte Wunder von ihm erwartet — und man wartet noch immer. Mit den normalen alltäglichen Funktionen, die das Parlament zu leisten vermöchte, ist man nicht zufrieden.

Diese Überschätzung der Leistungsfähigkeit des parlamentarischen Systems in der Wählerschaft hat schon das Kurien-Parlament auf Abwege geführt und es dazu getrieben, alles, was im Volke als wirtschaftlicher und sozialer Übelstand empfunden wird, mit Gesetzen heilen zu wollen. Unsere Gewerbegesetzgebung, die den Mittelstand retten sollte und doch nur die wirtschaftliche Entwicklung hemmt, das Beamtenheer vermehrt und die Verwaltungskosten erhöht hat, ist ein leider noch festgegründetes Denkmal hieran. Die schon sinkenden Hoffnungen auf den Parlamentarismus wurden aufs neue aufgepeitscht, als an die Stelle der alten Interessenvertretung das „Volkshaus" gesetzt wurde. Außer der Erlösung von allem sonstigen Übel erhoffte man von ihm vor allem auch den nationalen Frieden.

Diese überspannten Erwartungen haben Unaufrichtigkeit und nervöse Überreiztheit in das öffentliche Leben gebracht. Keine Partei

ist ehrlich genug zuzugeben, daß auch sie nicht zu leisten vermöchte, was einer anderen mißlungen ist und keine verschmäht es, die andere auch für alle die natürlichen und unausrottbaren Übel verantwortlich zu machen, für die auch im parlamentarischen Zeitalter kein Kraut gewachsen ist, wie Steuerzahlen u. dgl. Die Abgeordneten aber und die Parteien, die auf diesem Wege des unlauteren Wettbewerbes hinaufgekommen sind, spüren stets die Faust im Genick, die sie treibt, nach Erfolgen zu haschen, mit denen sie die harrenden Wähler beschwichtigen können. Großes vermögen sie nicht zu leisten. Denn wann ist einmal im Leben eines Staates und Volkes auch einem, der das Zeug dazu hätte, die Gelegenheit gegeben, eine große Tat zu vollbringen! Aber auch kleine Geschenke erhalten die Freundschaft. Der verängstigte Parlamentarier verlegt sich auf Subventionenbettel und Schnallendrücken. Er bückt sich und duckt sich vor jedem Hofrat, der aus Steuergeldern gnädigst Gaben verteilt und er wird zum Kommissionär und Platzagenten seiner Herren Wähler, die in Wien bei Behörden oder sonstwo ein Geschäft zu besorgen haben.

Es ist nicht die Schuld der Abgeordneten allein, daß das Ehrenamt eines Volksvertreters so entwürdigt worden ist. Die armen Teufel von Kandidaten, die vor jeder Wahl dem P. T. Publikum ihre Seiltänzerkunststücke vormachen müssen, wären zu Tod froh, wenn ihnen diese halsbrecherische Kunst erspart bliebe. Und vielleicht fänden sich auch Abgeordnete uud Parteien für eine ehrliche parlamentarische Arbeit, wenn sie nicht das Gefühl haben müßten, daß sie dafür doch keine Anerkennung finden.

Die Reform des Parlamentarismus beginnt unten, bei den Wählern, nicht bei den Abgeordneten. Keine moralische Entrüstung wird es jemals verhindern, daß der Kandidat, der sich um ein Mandat bewirbt, der Menge gefallen will. Aber man glaube doch nicht, daß das, was die Kandidaten bieten, der Menge wirklich gefällt. Sie tut nur so, als Ganzes, als Masse, aber jeder Einzelne denkt sich innerlich, daß das doch alles nur ein Schwindel ist. Wir glauben an den Schwung nationaler Begeisterung und glauben auch, daß sie in Augenblicken geschichtlicher Entscheidungen den Ausschlag geben kann. Aber wer glaubt daran, daß mit Sätzen, in denen einmal vor 30, 40 und 50 Jahren eine gehobene Volksstimmung Ausdruck fand, die, nachdem die Stimmung verflogen, leere abgegriffene Phrasen geworden sind, eine praktische Alltagspolitik gemacht werden kann? Wer unter der beifällig lauschenden Menge glaubt daran, daß die Kunst, mit der in Kandidatenreden die schroffsten wirtschaftlichen und sozialen Gegensätze verschmiert werden, sich auch an dem härteren

Material des wirklichen Lebens werde anwenden lassen? Da niemand, und dort niemand. Aber keiner sagt es, obwohl er sicher weiß, daß sein Nebenmann genau so denkt wie er und daß es bei ihm ebenso wie bei allen anderen nur Heuchelei ist, wenn er zu der ganzen Komödie Beifall klatscht. So täuscht der Wähler den Kandidaten und Abgeordneten, um wieder von ihm getäuscht zu werden.

Muß das nun so sein? Ist diese Unaufrichtigkeit und Heuchelei wirklich eine notwendige Begleiterscheinung des Parlamentarismus? Das ist die Frage, die man allen Wählern vorlegen möchte, die sich aus Ekel vor solchen Erscheinungen und aus verletztem ästhetischen Feingefühl von dem öffentlichen Leben fernehalten. Lüge und Heuchelei sind ansteckend, aber auch die Wahrheit und Aufrichtigkeit. Wenn sich erst nur einmal wenige fänden — jene Wenigen, die sich einbilden, gegenüber der urteilslosen Masse die Intelligenz zu verkörpern —, die den Mut fänden die in der Luft liegende und auch von der Masse zum mindesten geahnte Wahrheit auszusprechen, dann würde es, nicht auf einmal, aber doch merklich bald, besser werden. Eine einfache höfliche Anfrage an den Herrn Kandidaten, der das Füllhorn seiner Versprechungen über die Zuhörer ausgießt, aus wessen Taschen er das Geld hiezu zu nehmen beabsichtige, würde Wunder wirken. Unserer Bevölkerung, deren staatsbürgerliche Erziehung ja noch verhältnismäßig jungen Datums ist, ist der Begriff des Staates noch nicht klar geworden. Ein und dasselbe Wesen erscheint ihr in zwei verschiedenen Daseinsformen. Der Wähler hat die Vorstellung von einem Staate, der allmächtig ist, der, wenn er nur will, alle Not und alles Elend beseitigen kann, der unerschöpfliche Geldmittel hat, — und die Vorstellung eines Staates, der Steuern eintreibt, Rekruten aushebt, und sich sonst auf alle mögliche Weise unangenehm bemerkbar macht. Ein wenig mehr Aufrichtigkeit im öffentlichen Leben würde genügen, diese Wahnvorstellung vom doppelten Staat, dem guten, von dem alle alles erhoffen, und vom bösen, auf den alle schimpfen, zu beseitigen. Eine einfache Zwischenfrage, wie die oben erwähnte, könnte die beiden Vorstellungen ineinander fließen machen. Wenn sich die Wähler bewußt wären, daß alles, was ihnen der Staat schenkt, erst vorher aus ihren Taschen geholt werden muß, würden sowohl ihre Ansprüche an den Staat, wie auch ihre Dankbarkeit an die geschenkvermittelnden Abgeordneten bald geringer werden.

Was notwendig ist, ist das, die Erwartungen auf das Parlament in der Wählerschaft herabzusetzen, ohne das Parlament der Geringschätzung verfallen zu lassen; vom Parlament weder blendende Effekte, noch grundstürzende Reformen zu verlangen, sondern schlichte, aber

pflichtgetreue Werktagsarbeit. Mit Gesetzen ist Österreich überfüttert und der Reichsrat könnte diese Seite seiner Tätigkeit ohne Schaden auf Jahrzehnte einstellen.

Wer aber überwacht den Staatshaushalt? Wer kontrolliert die Bureaukratie bei der Verwendung der Steuergelder? Das Budgetrecht ist zu einer reinen Formalität heruntergesunken; was die Volksvertretung beschließen könnte, muß der einzelne Abgeordnete vom hohen Beamten erbetteln und was das Parlament überprüfen sollte, muß es ungeprüft glauben. Es würde genug Abgeordnete geben, die in die Geheimnisse des Staatsvoranschlages und Rechnungsabschlusses einzudringen vermöchten und man würde hiefür auch die nötige Zeit finden, wenn die Wähler vom Parlamente nicht volksretterische Taten erwarten, sondern sich mit einer hausväterlichen Überwachung der Staatswirtschaft bescheiden wollten. Es brauchte dann zu Abgeordneten auch keine dickhäutigen Mauldrescher, sondern schlichte Ehrenmänner.

So denken viele und es wäre nun die Zeit da, daß es einige auch sagen sollten. Vielleicht käme dann auch unsere gedruckte öffentliche Meinung, die, führend wie sie ist, noch vorsichtig hinter den Schlagwörtern von vorgestern herläuft, auf den Gedanken, daß die Zeiten sich geändert haben könnten, und nimmt eine Revision ihres Phrasenbestandes vor. Die Wähler und Leser sollen sich nur einmal bewußt werden, daß sie selbst es sind, die ihre Abgeordneten und ihre Presse machen. Terrenus.

Brixner Chronik V. (Politischer Frühling).

Scirocco nennt man, wie bekannt, einen höchst unangenehmen Frühlingswind, dessen einziger Zweck damit erreicht zu sein scheint, allen vorhandenen Staub aufzuwirbeln und friedlichen Spaziergängern in die Augen zu treiben. Das beste Mittel, den unliebsamen Gast fernzuhalten, ist, die Augen fest zuzumachen und sich auf einen milderen Sommer zu freuen.

Das Frühjahr 1911 steht bereits im Zeichen eines politischen Sciroccos. Allzuviel ist zwar davon noch nicht zu spüren, aber es wird schon noch kommen. Vorläufig arbeitet man hinter geschlossenen Türen, das große Geheimnis vom „kommenden Mann" wird ängstlich gehütet. Die draußen stehen, sind bereits furchtbar neugierig, denn der „Großen" sind nicht allzuviele, und die paar Vorhandenen bereits „vergeben."

Über alle Vergangenheit herrscht tiefstes Schweigen, und das scheint bedenklich. Sollte sich der Herr Abgeordnete Athanas von Guggenberg, der bisher den Wahlbezirk vertrat, die Gunst und das Vertrauen seiner Vorgesetzten schon verscherzt haben? Das wäre sehr traurig. Denn — von allem Anderen abgesehen — Bruderliebe ist doch etwas sehr Schönes. Und es wäre wirklich nicht einzusehen, warum man den tüchtigen und ergebenen Mann, der doch sicher nie einen eigenen Willen hatte, nun so ganz einfach, zum Hohne aller Dankespflicht, vor die Türe setzen sollte wie irgend einen Mieter, der nicht bezahlt? Er kann doch noch nicht ausgedient haben, in dem Manne muß noch so viel unverbrauchte parlamentarische Kraft stecken!

Ein kleiner Rückblick auf seine politische Tätigkeit sei gestattet.

Im Jahre 1907 wurde Bürger Athanas von Guggenberg ins österreichische Parlament gewählt. Dieser Akt bedeutet eigenlich den Höhepunkt seines Wirkens. Den Kurstädtebezirk vertrat er in den Jahren 1907—1911 mit rastlosem Arbeitseifer.

Seine ersten Schöpfungen waren allerdings mehr intimer Natur, denn seine Arbeiten im Verkehr mit dem Tiroler Landeskulturrate und die sich daran knüpfende günstige Verpachtung seines Landgutes dürften für den ganzen Wahlkreis, der sich von Meran bis Lienz erstreckt und hauptsächlich der Förderung der Fremdeninduſtrie geweiht ist, von nicht allzu großer Bedeutung sein, sie tragen vielmehr einen allzu familiären Charakter. Nicht viel mehr Anklang fand der Volksvertreter mit seinen Theorien über die Vintschgaubahn. Denn eine Versammlung in Meran, bei welcher der Herr Abgeordnete der genannten Bahn rundweg jede Bedeutung absprach, drohte stark einen sehr körperlichen Ausgang zu nehmen, und nur durch tatkräftiges Eingreifen einsichtsvoller Freunde konnte das decorum gewahrt werden.

Die Großzügigkeit seines Geistes jedoch und sein weiter Blick offenbarten sich erst, als Herr Athanas von Guggenberg aus den engen Grenzen des Heimatschutzes heraustrat und sein Augenmerk auf weitere Kreise österreichischen Wirtschaftslebens lenkte.

Dieser Schaffensperiode entstammte seine, auch in weiteren Kreisen bekanntgewordene Veteranenrede im Abgeordnetenhaus, in welcher er die hierhergehörige Kategorie als „staatserhaltendes Element" und „Ruhepunkt im nationalen Kampfe Österreichs" feierte sowie eine auf diesen Vorfall sich beziehende Nummer der „Muskete", an welch letzterer der Herr General außer Dienst Athanas von Guggenberg allerdings nur passiv beteiligt war.

Nicht uninteressant wäre es aber, in Ansehung dieser Tat nach

ihrem psychologischen Urquell zu fahnden, soweit ein Erforschen der geistigen Grundstimmung solcher Reden überhaupt möglich ist.

Vielleicht geht man nun gar nicht so weit fehl, wenn man diesen logischen Ursprung in einer dem menschlichen Gemüt innewohnenden, manchmal ganz eigentümlichen Freude am „Zauber der Montur" sucht. Denn es ist etwas sehr Sonderbares. So lange man noch recht jung ist, erscheint die höchste Stufe aller Mündigkeit erreicht mit einer bunten Mütze oder einem k. u. k. Säbel mit Sporn. Mit der Zeit aber vergeht das. Erst viel später wieder, wenn man dann älter und sehr klug geworden ist, da überkommen einen zum anderenmale die alten Kinderträume. Manchmal ist es die Sehnsucht nach einem Orden, manchesmal aber nur das heiße Verlangen nach einer — anderen Uniform. In der Seele des vorliegenden Herrn Abgeordneten muß etwas ganz Ähnliches vorgegangen sein. In der ersten Etappe hat er es bereits bis zum General gebracht. Nun soll vielleicht auch sein zweiter Wunsch in Erfüllung gehen — eine Veteranenuniform — die Uniform für ausgediente Parlamentäre.

Vielleicht hat der Herr General seine Rede doch etwas zu früh gehalten und wenn jetzt ihre Folgen eintreten, tut es ihm doch wieder leid.

Mir aber fällt dabei ein Satz ein, den ich einmal irgendwo gelesen haben muß. „Trostlos", sagte einst der beredteste Staatsmann der alten Legionenstadt, „trostlos wäre es, wenn ich vorauswüßte, daß hunderttausend Jahre nach mir Rom nicht mehr Haupt und Herrin der Erde wäre." — „So weit denken sie heute nicht mehr, man rechnet nach viel kürzeren Fristen und ich möchte die Sache nur noch so lange halten, als ich lebe", sagte die Pompadour. Und seit der Zeit sind wieder viele Jahre vergangen, so daß man den Satz heute vielleicht nochmals anders formen könnte: Und heute? Heute rechnet man nach noch viel kürzeren Fristen. So lange nämlich will man die Sache noch halten, als man — genug hat, davon zu leben!

Hat man wirklich noch nicht genug?

Ich glaube überdies ganz bestimmt, in dem vorliegenden Falle kommt es doch darauf gar nicht an! Hartmann.

Demnächst erscheint:

Tirols Koryphäen

Karikaturen von Max Esterle

Erste Folge.

Preis K 1.80 (M. 1.60)

Brenner-Verlag, Innsbruck.

„Observer“

Unternehmen für Zeitungsausschnitte
Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4
Telephon Nr. 1801

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Urteile über den „Brenner“.

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine im ersten Jahrgange laufende Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen zwölf Heften der von Ludwig v. Ficker herausgegebenen, im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. ... Im Ganzen ist „Der Brenner“, wie man aus alledem merkt, eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. ... So viel sehen nun unsere Leser, daß wir uns Tirol nicht mehr als einen dunkeln Fleck auf der literarischen Landkarte zu denken haben, ja, daß dort, abgesehen von den einzelnen Dichtern und Künstlern, die diesem kernhaften Volksstamme von Zeit zu Zeit geschenkt werden, nun auch das eingesetzt hat, was man eine literarische und kulturelle Bewegung nennt. Und ihr Organ ist die neue Halbmonatsschrift „Der Brenner“.

Pester Lloyd ..... Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt in wenigen Heften schon, daß sie ihm gewachsen ist, denn sie wird von Männern geschrieben, die sämtlich durch ein eigenartiges Können in der deutschen, besonders aber in der Tiroler Literatur dastehen. Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Heinrich Mann ... Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind. ...

Beiblatt der Zeitschrift für Bücherfreunde (Leipzig). ... ebenso (verdient Beachtung) der äußerlich recht unscheinbare, dem Gehalte nach aber überraschend gute „Brenner“, eine Tiroler Zeitschrift, die mitten in den Bergen einen mitunter recht schweren geistigen Kampf kämpft.

Der Volkserzieher (Berlin). Von den Alpen her grüßt die naturkräftige und streitbare Stimme der Halbmonatschrift „Der Brenner“. Ein Blatt von kernhafter Eigenart, mehr als irgend eine schöngeistige Zeitschrift, die bisher im deutschen Sprachgebiete erschien. Ein tüchtiges Häuflein von prächtigen Männern tritt mit allen Kräften dafür ein.

Verantwortlich für den Anzeigenteil F. Kaltschmid, Erlerstraße 3. —
Druck von R. & M. Jenny, Innsbruck.

I. Jahr. Heft 24.

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Der Wille zur Natur / Ludwig Seifert: Gefährliche Stunde / Hugo Neugebauer: Teufels Ausfahrt / R. Smekal: Schönherrs Merkbuch / Hans Bachgarten: Vorfrühling in Wooſung / Carl Dallago: Glocken / Hartmann: Brixner Chronik VI / Ludwig v. Ficker: Opernkritiſches / Benedikt: Innsbrucker Kunſtſchau III / Karikaturenfolge 24: Max v. Eſterle: Dr. W. v. Walther-Bozen.

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1·75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Erlerstraße Nr. 3. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Sämtliche Rechte vorbehalten.

Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel.** Schreibmaschinen: **Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.**

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

I. Jahr. Innsbruck / 15. Mai 1911. Heft 24.

Der Wille zur Natur / von Carl Dallago.

Ueber den Bäumen brütet der Himmel in Dunſt und feuchtem Schimmer. Das leuchtende Grün eines Fichtengürtels dehnt ſich hoch in bleiche Wolkenbreiten. Davor einſam am Hange eine Edeltanne mit hochgeſtellter Krone von dunklem Glanze, darunter der helle Stamm, pfeilgerade und ſchlank emporſteigend im Glücke ſeines Wachstums und ſeiner Geſtaltung. Ab und zu rührt ein leiſer Windſtoß die Waldung. Die Äſte knarren und klingen, und in wunderlichen Schwingungen hebt und ſenkt ſich ihr weitverzweigtes, ſchweres Gedunkel. Die Landſchaft träumt in Einſamkeit und Stille. Die Wolken leben ihr flüchtiges Leben; ihre Flüchtigkeit gibt der Himmelsbläue erſt Dauer; ihr Kommen und Gehen gibt der Himmelswölbung erſt das mächtige Spiel. O, dieſe Wolken! — Wenn die Natur der Landſchaft ihre Arme ausbreitet, gigantiſch und endlos als der Rieſe Ewigkeit, ſind ſie da nicht wie lauter Menſchenſeelen, die ein grenzenloſer Raum auswirft und die immer wieder ins Unendliche ſich verlieren? — — —

Es wird Zeit, daß ich mich wieder auf mich beſinne — auf das wahre Weſen meiner Natur, dem alle Kritik ferne liegt, das davon nur getrübt wird. Soviel habe ich von meiner Menſchennatur ſchon frei gemacht, daß ſie in dieſem Punkte die Natur erkannt hat, die nichts weiß von Kritik. Ihre Kritik iſt ein Verneinen — ein Ausſcheiden, und ihre Betätigung iſt Wachstum — Entwicklung — Entfaltung.

Ich kehre also wieder zu mir zurück, mich wieder in den Mittelpunkt stellend und nur auf mich bedacht — auf das, was in mir vorgeht, wie ich es zu tun gewohnt bin als ein folgsames Kind der Natur. Aber diese Selbstsucht ist ohne alle Berechnung; sie kennt keine Ziele und kein Streben auf Kosten anderer oder über Andere hin, weil sie dieser Anderen nicht gewahr wird, weder im Guten noch im Schlimmen. Und so in innerer Ausbreitung und Entfaltung begriffen, erkenne ich auch, daß dies der beste Weg ist für Entwicklung zur Persönlichkeit, der beste Weg zu ihrer höchsten Entfaltung, daß es also das Wesentlichste für ihre Kultur ist — bedeutet es doch ein Begehen der Wege, die uns die Natur vorzeichnet.

Und wieder einen Schritt weiter, und ich erkenne, daß Einfachheit gleichsam der Urzustand der Natürlichkeit ist und zugleich Grundlage für alle gesunde Genußfähigkeit bietet, die wiederum eine Kraftquelle für die Seele bedeutet. Und es ist, als sähe ich überall daran sich knüpfen die Entfaltung der Menschennatur.

Indem ich fortfahre dieser Natur in mir aufzulauern und sie auszuhorchen, vermeine ich jenes gewahr zu werden, was ihre höchste Entfaltung zuläßt, und ich schaue Regungen der Liebe, der Freude, der Not, der Fruchtbarkeit und der Furchtlosigkeit. So alltäglich diese Regungen scheinen, erkenne ich doch, wie schwer es ist, sie immer in sich zu tragen, wie es die höchste Entfaltung zu fordern scheint. Vor allem die Regung der Furchtlosigkeit als immerwährendes Geleit stellt sich als besonders schwer erringbar. Und ich prüfe an mir nach und gewahre: Wenn ich mich noch auch nur zuweilen zu diesen Furchtlosen zählen darf, soviel ist gewiß, ich fühle mich ihnen verwandt und zugetan, — ich verehre sie alle diese großen Furchtlosen, die den Affekt der Furcht vielleicht in einen Affekt der Neugierde, der Freude oder der Tatenlust zu verwandeln vermögen. Denn Furchtlosigkeit ist so gut ein Affekt wie Furcht und nur auf seelischen Kraftüberschuß und Überschwang zurückzuführen.

In der Freude über diesen Einblick in die Menschennatur regt sich in mir der Wunsch, dieser Natur zu Willen zu sein immer und überall, wie eine tiefe Dankbarkeit, und ich gehe darauf aus, alle

ihre Forderungen erfüllen zu können; denn diese Forderungen sind die Forderungen der Natur überhaupt. Da fühle ich erst, welchen Ballast sich die Menschheit im Laufe der Zeiten eingetan hat, der den Menschen nun wie ein böses Dickicht umgibt, sodaß er den Regungen und Forderungen seiner eigensten Natur am meisten verständnislos gegenübersteht. Und nun erkenne ich das große Säuberungswerk — vielleicht das größte, das allem Tun vorangehen muß — allem Tun, das die Natur als Höchstes erkannt hat, — das erst ermöglicht, ihr zu Willen zu sein: Es ist der Wille zur Natur.

— — Meine Prägung ist mir wie eine Erweckung. Es hört sich etwas aus ihr heraus, das wie Rauschen von Sturmwind über alte Anschauungen und Satzungen herfällt und sie schüttelt und schwingt und alles fortschleudert, was den wilden Griffen nicht standhält.

Der Wille zur Natur: ich habe damit einen Klang gefunden wie das Rufen eines Gottes, dem mein Untertansein bereitwilligst entgegengeht. — Und was er alles birgt, wenn seine Zeit da ist: Den Willen zur Macht und zur Ohnmacht, den Willen zum Leben und zum Tode, den Willen zum Flüchtigsten wie zur Ewigkeit! Ein Troß von Erkenntnissen schreitet hinter ihm her, und eine jede trägt mit ihm Ursprung und Ende, Kraft und Gleichgewicht zur Schau wie ein Geleit, daran nicht zu rühren ist.

Der Wille zur Natur — er verweist mich an eine Führerschaft, die wie ein neues Evangelium vor meiner Seele hergeht; er ist wie eine Fackel, die ihr in alle Tiefen und Wirrnisse voranleuchtet; er ist wie eine Übermacht, die die Seele umgibt und niederzwingt, sodaß sie zu ihm beten möchte. — Zugleich erkenne ich aber die Seltenheit jener großen Klarheit der Seele, darin erst der Wille zur Natur soweit übersehbar und hörbar geworden, um ihm völlig leben zu können.

*

Meine Landung im Willen zur Natur erhellt mir manche Zustände von Menschen und Dingen. Das uralte Wort, das wie ein großer dunkler Ton auf uns übergegangen: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei" sagt mir nun in leuchtender Klarheit: es ist nicht gut, daß die Menschennatur halb sei! Und die Menschennatur

bedeutet erst im Zusammengehen der Geschlechter leiblich und seelisch ein Ganzes.

Hier wäre vielleicht anzuhalten, um die einzige Blöße an der Vollständigkeit der Größe Nietzsches, als eines Schaffenden, herauszufinden. Ihm fehlte das Weib, dessen die Mannesnatur als Regelung bedarf, wenn sie sich immer harmonisch äußern soll. In diesem Punkte hörte Nietzsche zu wenig auf den Willen zur Natur, oder er mißdeutete ihn, oder war zu wenig beflissen, ihn lebendig zu verwirklichen. Er hatte ihn vielleicht zu einseitig in sich aufgenommen als „Willen zur Macht." Alle großen Schaffenden waren in dieser Hinsicht ausgeglichener. Man denke nur an seine drei großen Brudermenschen: an Millet, Whitman, und Segantini. Man greife weiter zurück: auf Goethe, Byron, Shakespeare, auf die Künstlermenschen der Renaissance; noch weiter: auf Walther von der Vogelweide. Sie alle haben ihrer Mannesnatur das Weib zugesellt. Und all das Schöne, Treffliche und Tiefe, das Nietzsche vom Weibe zu sagen weiß, — vor allem seine Prägung von „Willen und Willigkeit" — hätte gerade der Verwirklichung durch ihn selber bedurft. Vielleicht wäre dann manches allzu erregt bewegte Wort unterblieben, das der Größe seines Schaffens zwar keinen Eintrag tut, aber oft einen Wellenschlag erzeugt, der für die Größe und Tiefe der Flut seiner Schöpfung zu rasch und zu heftig schlagend ist.

Aber vielleicht stand Nietzsche gerade in diesem Punkte zu sehr *über* dem „Menschlichen und Allzumenschlichen" — vielleicht lebte er gerade hier zu sehr seiner Sternenmoral und war (und *mußte* es auch sein als Wegweiser hoch und leuchtend) zu sehr *Stern* — den Abendlanden ein Stern.

*

Das Eindringen in den Willen zur Natur erhebt die Sinnlichkeit zu einer Blüte der Seele von wunderlichster Farbe und Gestaltung, von berauschendem Dufte mit Wurzeln zutiefst in der Menschennatur. Und der Leib wird dabei der Seele höchste Seligkeit.

Was soll da all das Gejammer um Sitte und Sittlichkeit? Was sollen hier alle Gebote und Verbote, alle Hürden und Satzungen,

die sich eine Welt leistet — die sich eine kränkelnde menschliche Einsicht ersonnen hat? Sie nehmen sich aus zum Willen zur Natur wie Fäuste auf den Augen; sie bedeuten durchweg Vergewaltigungen — Vergewaltigungen ursprünglichster menschlicher Affekte, die die Menschennatur nie entbehren kann, ohne zurückzugehen; sie bedeuten daher Vergewaltigungen dieser Menschennatur und ihrer heiligsten und ursprünglichsten Rechte.

Ich begreife nicht die Hartnäckigkeit einer Blindheit, die dies nicht einsehen will, trotz der schlimmsten Erfahrungen, die bereits nach vielen Jahrhunderten zählen. Hat man sich denn nie gefragt, was die herrschende christliche Moral in dieser Hinsicht ausgerichtet hat? Konnte sie jemals verhindern, daß die Welt *nicht* bis über den Schopf im Drecke stak? Waren die allerchristlichsten Zeiten nicht mindestens ebenso schlecht bestellt wie heute? Hat dieses Ergebnis denn nie Zweifel an der Richtigkeit der christlichen Einwertung aufkommen lassen? — Dem gewinnsüchtigen Auge gilt oft die schönste Blume für Unkraut. Und war das Auge der christlichen Moral jemals *nicht* gewinnsüchtig? — — —

Welche Ausblicke von Beruhigung und Gleichmut ergibt dagegen der Wille zur Natur! Wie erweist sich da aller Schmutz als ein Abkommen von der Natur, als eine Folge ihrer widersinnigsten Bekämpfung, als krankhafte Stauung natürlichster Regungen. Der natürliche Mensch ist immer rein, und *die Kultur dieser Natürlichkeit* legt immer mehr *Seele* in alle Regungen seiner Menschennatur und *steigert damit zugleich sein Wahlempfinden wie seine Rechte*.

Schon dies allein ergibt, daß es ein Unding ist, von allgemeiner Moral reden zu wollen. Enthaltsamkeit an sich kennt die Natur nicht; ihre Enthaltsamkeit ist ein Ausruhen, ein Schlafen der Sinne und ist deshalb auch nicht reiner als die Begehrlichkeit, sofern beide *nur Natur* sind. Die Regelung in diesem Punkte kann nur von der Menschennatur selber ausgehen. Das Ergebnis kann sein, daß dem einen soviel wie nichts, dem andern alles erlaubt ist. Hier tritt das volkstümliche Wort in Kraft: „Wer viel geliebt, dem wird viel

verziehen", das ich dahin verstehen möchte: Wer viel zu geben hat, der kann sich auch viel nehmen!

Die Enthaltsamkeit an sich ist im allgemeinen nicht zu befürworten — nicht nur aus Gründen der Grausamkeit — wie Nietzsche meint — sondern auch aus Gründen seelischer Sauberkeit — aus Gründen der Reinheit. Man weiß, wo die schmutzigste Phantasie zu suchen ist und weiß auch von Zuständen unvergleichlicher Reinheit, Lauterkeit und Innigkeit nach dem Genusse wahrer Liebe.

Wie weit der menschliche Intellekt auf der Grundlage christlicher Moral dem Willen zur Natur entgegengearbeitet hat, zeigen seine beiden Errungenschaften: die gesetzliche Einzeln-Ehe, die ihren Höhepunkt in der lebenslänglich untrennbaren kirchlichen Ehe hat, und — die Prostitution.

Gegen die lebenslänglich untrennbare Ehe sei hier dasselbe gesagt wie gegen das Christentum, — jedoch ohne sie damit als Höchstes im Liebesleben des Menschen preisen zu wollen: Es ist gemein und verwerflich, etwas Hohes und Seltenes zwangsweise auf die Allgemeinheit ausdehnen zu wollen.

Gerade der Mangel an Natürlichkeit und die Last dieser Ehe für die Mehrheit der Menschen scheint das Unwesen der Prostitution als Begleiterscheinung ausgebildet und gefördert zu haben; bedeuten doch beide Erfüllung des Geschlechtstriebes auf gesetzlich geebneten Wegen, zugleich ein erzwungenes Liebesleben und damit eine Entartung der Menschennatur.

Man sollte sich über diese Zustände nicht wundern, wenn man bedenkt, daß klägliche Ergebnisse des menschlichen Intellekts wie Satzung und Herkommen sich die Bestimmung für die Erfüllung des Geschlechtstriebes anmaßten — die Bestimmung für das Anbringen eines Naturtriebes, dem der ganze menschliche Intellekt innerlich ohnmächtig gegenübersteht.

Fast erhaben nimmt sich dagegen noch das Hetärenwesen des Altertums aus, das ursprünglich eine Kultur des Sinnenlebens darstellte, die der Menschennatur entgegenkam, indem es Mannestugend und Vorzüge mit tiefster Frauengunst und Huld beschenkte. Die

Käuflichkeit des Liebesgenusses in der Prostitution bleibt immer ein Verbrechen gegen die Menschennatur. — Aber ist nicht auch die Ehe erkaufte Liebe? — Die Natur jedoch kennt keinen Handel in diesen Dingen. Auch unser natürliches Empfinden sträubt sich gegen jedes Ansinnen dieser Art. — Und was die Dirnenliebe anbelangt, so will es uns für die Sauberkeit des Leibes und der Seele als das Verfänglichste erscheinen, den tiefsten und intimsten Genuß, den Trank der Liebe, aus Bechern nehmen zu müssen, die alles Gesindel nach Belieben handhaben und beschmutzen darf.

*

Wie abseits vom Willen zur Natur die Schöpfungen des menschlichen Intellekts überall emportreiben, zeigt das ungeheuerliche Mißverstehen der Menschennatur, die jene Schöpfungen zumeist aufweisen. Für die menschliche Einsicht gilt es nahezu als ausgemacht, daß die einfache Ehe eine Art Grundlage für alle höhere Kultur darstellt. Diese Annahme ist nicht nur falsch, sondern ergibt auch für die Mannigfaltigkeit der Natur überhaupt und der Menschennatur im besonderen eine Einschränkung auf Kosten einer bestimmten Eignung für Ordnung, die viele der reichsten Kulturansätze in ihrer Entwicklung behindern, ja zugrunde richten muß. Damit soll nicht etwa einer Polygamie für die Allgemeinheit das Wort geredet sein, sondern nur darauf hingewiesen, daß der freien Entwicklung der Menschennatur nichts in den Weg zu legen ist, — daß Wahrhaftigkeit in der Entfaltung — Wahrhaftigkeit ohne Ziel die einzige Grundlage für alle höhere Kultur abgeben muß, daß alle Regelungen nachher der Praxis zu überweisen sind und nicht als Probleme der Ethik oder gar der Moral, sondern als Probleme der Kraft — der Physis anzusehen und zu behandeln sind.

Die Tatsache, daß gerade starke und hohe Kulturen wie die Kultur der Renaissance und jene der Antike die Polygamie in mehr oder weniger verhüllter Form immer unterhielten, — daß diese Kulturen die Vielweiberei jedenfalls nicht als anstößig empfanden, — weiter, daß das jüdische Volk in seinen gesunden und stärksten Zeiten ohne Nebsweiber nicht zu denken ist, muß hier in einer Weise

mitreden, die nicht überhört werden darf. Vielleicht war die ganze, mit Recht gepriesene, Patriarchenwirtschaft des altjüdischen Volkes von ähnlichen Umständen abhängig, indem es nicht nur das Gesinde, sondern auch die Menschennatur dieses Gesindes zu beschäftigen verstand, wodurch vielleicht erst das Zusammengehen — das Zusammenwirken — der Zusammenhalt durch die entstandene „innere" Aufmerksamkeit erwirkt wurde. Man halte nur dagegen eine moderne Wirtschaft, wo jede junge Magd — auch die allerchristlichste, sofern sie ihrer Natur gewahr wird, was kaum zu verhindern ist — einem Ausreißer gleichkommt, indem sie der Hauptsache nach (also ihrer Menschennatur nach) gewiß nicht in der Wirtschaft, sondern ganz anderswo verankert ist. — Hier mitsprechend sind auch die psychologischen Aufschlüsse über die Weibsnatur, die diese als geselliger — als der Geselligkeit bedürftiger als die Mannesnatur hinstellen, — also auch geselliger unter sich. Man erkennt, welche Ausblicke das Eingehen auf den Willen zur Natur hier eröffnet. Und dies ist noch lange nicht alles! —

Die Mannigfaltigkeit der Menschennatur ist zu überreich, als daß der menschliche Intellekt sich hier ohne weiters zurecht finden könnte. Dazu ist er zu mangelhaft, zu wenig befähigt, zu unvermögend — zu sehr nur Anteil dieser Menschennatur und noch dazu deren oberflächlichster. Er ist zumeist nicht imstande, in die Tiefen der Natur einzudringen, geschweige denn diese Tiefen zu heben, zu klären und sich dienstbar zu machen. Nur so ist es erklärlich, daß er keinen Sinn und keine Spur von Verständnis aufweist für Vorkommnisse in der Menschennatur, die man am besten mit Abnormitäten bezeichnet, die aber trotzdem Natur sind und daher natürliche Berechtigung haben. Ich meine hier die sonderbarsten und unglaublichsten Verkleidungen und Gestaltungen, in denen aufzutreten sich oft die Natur gefällt, und die gerade der menschliche Intellekt zum Verbrechen stempelt, weil sie seinem engen Bedürfnis nach Überordnung unmöglich sich einfügen. — Wenn man nur ein wenig mehr der Natur nachzuspüren vermöchte — ihre Tiefen mehr aufzudecken, und dabei sich besser auf die elementarsten Affekte und Hänge verstände,

würde man bald einsehen, welchen langen Weg des Lasters die Menschennatur zurücklegen muß, um so abnorme Gelüste zu äußern. Nun kommen diese aber oft in edlen, einfachen und gewiß nicht durch Laster getrübten Menschennaturen vor, und zwar mit der ganzen Wucht eines Naturtriebes — mit der Wucht des Geschlechtstriebes. — Kann da eine andere Erklärung bestehen, als daß der äußerliche Mann eine Weibsnatur und das äußerliche Weib eine Mannsnatur in sich verbirgt? — Ist dies aber der Fall, so sind auch Abarten und Zwischenarten möglich, und zwar wahrscheinlich noch leichter und häufiger als die ausgesprochene Verkehrtheit.

Was für ein Licht wirft aber ein solcher Ausblick auf die landläufige Pflege der Sittlichkeit, auf die vielen Gesetze, die einer solchen Sittlichkeitspflege alle Gewalt in die Hand geben? — Werden da nicht alle herkömmlichen sittlichen Forderungen und Anschauungen zu Unzulänglichkeiten — ja oft zu Ungeheuerlichkeiten, mit denen der Wille zur Natur gründlich aufräumen muß? Denn der Wille zur Natur darf vor nichts zurückstehen, wenn es gilt die Natur zu fördern — wenn es gilt, Raum zu schaffen für etwas, das sich als Natur erwiesen hat.

Das letzthin Gesagte mag mir von böswilliger Seite manche Verdächtigungen eintragen — Verdächtigungen schlimmster Art. Und wie leicht werden Menschen böswillig, wenn man ihnen über ist! — Doch auch solche Verdächtigungen mögen ihr Gutes mit sich bringen: — vielleicht, daß darauf hin eine freie und einsichtsvolle Mutter ihre Küchlein unverzagter in meiner Nähe tummeln läßt. Und ich liebe das Junge — Rosige — Frische, wenn es nur weiblich ist, wenn mir die Natur damit nur keinen Streich spielt und Weiblichkeit außen und innen anzutreffen ist — Weiblichkeit ohne Ende; alles andere glaube ich in mir reichlich aufzubringen. Aber diese Weiblichkeit anzutreffen, ist nicht so leicht: Weiblichkeit, die ganz Hingabe — ganz Willigkeit ist die alles Glück im Anbringen dieser Begriffe sucht.

Hier setzt vielmehr meine Verdächtigung der ganzen sogenannten Kulturwelt — eigentlich wohl nur der ganzen Zivilisation — gegen-

über ein, welche die Zwittergebilde in der Bildungssphäre dieser Zivilisation als das viel Häufigere und die Vollnaturen vom Manne wie vom Weibe als das weit Seltenere zu erkennen glaubt. Denn für die Zwitterhaftigkeit maßgebend ist die Beschaffenheit des Leibes wie der Seele, die Beschaffenheit des Empfindens wie von Betätigung und Streben. Man prüfe daraufhin, was man in sogenannten Kulturzentren vom Manne und Weibe zu sehen und zu hören bekommt. Man sehe sich um, wie es sich verhält mit der Willigkeit des Weibes, mit seinem Hang zur Unterordnung, — mit seinem Aufgehungsbedürfnis und Glücksempfinden. Alles läuft zumeist darauf hinaus, es überall dem Manne gleich zu tun und diesen sich entbehrlich zu machen. — Gewiß nicht Dinge, die, dem Willen zur Natur nachzukommen, beflissen sind.

Noch schlimmer aber ist es gewöhnlich mit dem Manne bestellt. Das ganze Strebertum, die Sucht hinauf zu kommen, — was soviel heißt, als zu Amt und Würden kommen, ohne das nötige Zeug mitzubringen weder für das eine noch für das andere, — die gesicherte Stellung, die Gefahrlosigkeit der Stellung, die Ausbildung zur Repräsentationsfähigkeit: lauter Dinge, die das Leben lebenslos gestalten helfen und die Mannesnatur allmählich völlig entstellen müssen. Daher auch die ungemeine Seltenheit wirklich großer Männer, ganzer Mannesvollnaturen, wie vor Zeiten die Natur eines Julius Cäsar und — noch kräftiger — die Natur eines Brutus, im öffentlichen Leben. Daher auch, daß solche Naturen — in die Öffentlichkeit gestellt — sofort als Ereignisse wirken. In neuerer Zeit einzig die Natur eines Napoleon, und vielleicht in kleinerem Maßstabe auch noch in neuester Zeit die Natur eines Bismarck samt seinem stillen Schlachtenlenker Moltke, sowie die Natur eines Garibaldi und manch eines russischen Freiheitskämpfers.

Ersatz für diese große Mannesnaturen bieten höchstens die großen Künstlermenschen, die aber zu Zeiten der Weibsnatur nicht entbehren können, da sie sich ihr Leben erst gebären müssen, bevor sie es zu leben vermögen.

Indem ich mich hier auf den schönen Ausspruch Gobineau's

beſinne: — „Jeder leidet, hat gelitten und wird leiden. Aber es iſt der Grundgedanke großer Seelen, nicht zu zerbrechen" —, welcher Ausſpruch mir nun zu ſagen ſcheint: es iſt das Merkmal großer Seelen, daß ſie immer zum Willen zur Natur ſtreben und finden und dieſem Willen untertan ſind, — erkenne ich als die Aufgabe dieſer Untertanenſchaft — als unſere Aufgabe: Immer mehr ankämpfen in uns gegen alle Verengung und Einſchränkung — gegen alle Herrſchaft von Moral und Religion wie auch gegen die Anmaßung im Nationalismus, nur um Raum zu ſchaffen der Natur in uns und in der Folge den Willen zur Natur in uns ausfindig zu machen und befolgen zu können. Dieſer Wille zur Natur ſchenkt uns vielleicht in ſeiner letzten Ergründung jenen weiten und erhabenen Zuſtand, den Nietzſche mit „amor fati" bezeichnet, und der alle Dinge und Geſchehniſſe ſoweit von uns rückt, uns ſelber aber unſrer Natur immer näher und näher bringt, bis wir in allem nur mehr dieſer Natur gewahr werden und alles gutzuheißen vermögen.

*

Der Abend iſt weit und groß. Ich habe mein ſtilles Tal aufgeſucht — mein heiliges Tal. In weichen welligen Linien verlaufen rings die Hänge. Alles iſt leuchtendes Grün. Da und dort ein einſamer Baum auf dem Almengrat. Die Talſohle ein Rieſenteppich, üppig und bunt, voll ſchwellenden Grüns. Keine Menſchenſtimme, kein Laut, nur ab und zu ein Herdenläuten von der Hütte her, deren gelbes Dach durch den dunklen Waldſaum ſchimmert.

Es geht eine Feierſtille durch den Raum. Wolken verflüchten ſich. Aus ferner, ferner lichter Bläue tropft ein greller tiefgoldener Strahl, der einen breiten glänzenden Streifen über Hang und Talgrund legt. Ein Glühen erblüht. Es iſt, als entſtände ein Brand im Gewühl der Hänge. Und in dem Glanz und Glühen erſtirbt ein jeglicher Wille.

(geſchrieben in Folgaria, Sommer 1906.)

Gefährliche Stunde /
von Ludwig Seifert.

Nur nicht erwachen in der Maienzeit
In einer klaren Nacht jetzt gegen Morgen!
Es ſingt vielleicht ein kleiner Vogel wo
Ganz zaghaft wie im Traum ein leiſes Lied —
Wie lauſcheſt bange du der kleinen Stimme,
Als ſei mit ihrem Ton verknüpft dein Leben.
Und wie ſie ſingt, entſchwinden deine Tage
Gleich einer nebelgrau verhüllten Stadt.
Ein Tor ſpringt auf: du ſiehſt in einem Garten
Dich ſelber gehen — einen jungen Knaben —
Und Blumen brechen ſeltſam, nie geſchaut.
So ſingt das Lied von deinem tiefſten Leben,
Das du nicht lebteſt. Höre nicht darauf:
Denn, wenn der kühle Morgen auch verlöſcht
Die ſchwüle Schwermut dieſer dunklen Stunde,
Wenn du auch einſchläfſt morgens — ſieh' dich vor:
Du trägſt doch uferloſe Traurigkeit
Aus dieſer Stunde fort in deine Tage.

Teufels Ausfahrt /
von Hugo Neugebauer.

(Aus einem Roman „Die Enthuſiaſten", von dem in einem der nächſten Hefte noch ein größeres Bruchſtück veröffentlicht werden wird.)

Es mochte um Mitternacht ſein, als ich durch eine furchtbare Erſchütterung aus dem Schlafe geweckt wurde. In der Meinung, es handle ſie um ein Erdbeben, ſprang ich ans Fenſter, riß es auf und ſpähte hinaus. Auf der Straße war noch alles ſtill, aber kurz nachher ſchlug ein Wachhund heulend an und in der nächſten Minute antworteten ihm die benachbarten Tiere im gleichen Tone.

Ich warf mich in die Kleider, rannte in den Garten, lugte nach allen Richtungen aus: im Mittag, Morgen und Abend sternenklarer Himmel, aber dort über der Mauer zwischen Mitternacht und Abend rote Glut, dann und wann von schweflichten Blitzen durchzuckt! Feuer!

Schnell entschlossen überkletterte ich das Tor und rannte die Straße entlang der Stadt zu. Schneidend pfiff mir der Nordost ins Gesicht und lüftete meine mangelhafte Kleidung. Dennoch troff mir der Schweiß aus allen Poren. Als ich die ersten Häuser erreichte, stieß ich auf erschreckte, noch halb schlaftrunkene Menschen: „Wo? — Wo?" fragte man mich. Ich antwortete nicht, rannte weiter, bis die wachsende Menge meinen Lauf hemmte. Sie wuchs und schwoll und stieß und hob mich weiter, bis ich mich plötzlich vor der Straße zum großen Tore des Arsenals sah:

„Feuer! — Feuer! — Feuer!" —

Ich wurde um eine Ecke gerissen, Gluthauch schlug mir ins Antlitz, unwillkürlich schloß ich das geblendete Auge. Als ich es wieder öffnete, schaute ich in erhitzte und vom Feuerschein gerötete Gesichter. Ich folgte der Richtung ihrer Blicke und wurde eine ungeheure Lohe gewahr, die vom Winde gebeugt und von der Umfassungsmauer des Arsenals weg ins Innere geschlagen wurde. Wie ein aufgescheuchter Drache schoß sie aus ihrem Neste in die Höhe und wirbelte langgestreckt hin, in allen Farben des zürnenden Chamäleons spielend, Rauch und Dampf und glühenden Zünder ausstoßend, der vom immer heftigeren Winde zerstreut und dem Meere zugetragen wurde. Vor dem großen Tore war das Menschengedränge am heftigsten. Dort stand eine Abteilung Soldaten mit einem Offizier an der Spitze ratlos vor dem eisenbeschlagenen und von innen geschlossenen und verriegelten Tore, von dem eine sengende Hitze bis zu dem Platze strahlte, auf dem ich stand. Dann und wann hob der Offizier den Kopf und spähte mit dem Ausdrucke der Ungeduld und der stillen Verzweiflung die Straße hinauf, durch welche die erwartete Hilfe kommen sollte:

„Der Wind ist gut", vernahm ich jemanden hinter mir, „der

Wind ist sehr gut. Das ganze Satansnest brennt er aus und verschont unsere Häuser."

„Der große Blasbalg ist geplatzt", meinte ein anderer. — „Die Höllenorgel spielt zum Tanz auf", lachte ein dritter. „Nun geht der Tanz bald los", stimmte ein vierter ein.

Kaum hatte er 's gesagt, da erfolgte schon eine fürchterliche Explosion. Eine Garbe flammender Blitze schoß aus der Mitte des Arsenals empor und stieß eine wetterleuchtende Rauchwolke aus, ein Steinhagel prasselte auf die Dächer der nächsten Häuser nieder, ohne einen einzigen der vielen tausend Zuschauer zu versehren. Die Erschütterung war so heftig, daß der Boden bebte, breite Risse in der Arsenalsmauer klafften und das große Tor in Schloß und Angeln knirschte.

„Der Veitsturm!" schrie eine Stimme hinter mir. „Jetzt ist der Veitsturm aufgeflogen!" — „Sagte ich's nicht?" rief der Mann von vorher. „Der Veitsturm hat den Veitstanz! — Steckt ihn in die Jacke, sperrt ihn in den Turm, wenn er hineingeht! Hahaha!"

Irgendwer faßte mich um die Hüfte und eine Stimme raunte mir ins Ohr: „Komm, du Schöner! — Laß uns lustig sein. Ich weiß ein Haus, da steht noch Wein von gestern auf den Tischen, süßer, schwerer Wein von Samos und Malaga. Und die Betten sind noch warm und das Haustor steht offen. Komm!"

Ich wandte mich und blickte in das geschminkte Gesicht eines Weibes, das mich aus umnachteten Augen verführerisch ansah.

„Fort!" stieß ich hervor. „Fort, Elende!"

Sie zuckte die Achseln und näherte sich einem anderen, mit dem sie bald nachher davonschlich. — Als ich ihr nachsah, fühlte ich auf einmal eine Hand in meiner Tasche. Ich ließ den Dieb gewähren, wußte ich doch, daß sein Versuch umsonst war.

Mittlerweile war ein Rasseln und Poltern aus der Ferne immer lauter und vernehmlicher geworden:

„Platz da! — Platz gemacht!" schrieen mehrere Stimmen durcheinander. Pferde, von Knechten am Zügel geführt, wurden sichtbar, während andere Knechte vom hohen Kutschbock auf die widerspenstigen

Tiere einhieben. Dieſe aber ſcheuten, bäumten ſich auf, ſchlugen aus und wieherten röchelnd. Angſtvoll drängte die Menge gegen die Häuſer, während die Knechte die Pferde ausſpannten, umwandten und zurückführten. — Die Abteilung Militär vor dem Tore griff nun in die Speichen der Räder und rollte den ſchweren, langgebauten Wagen, von deſſen wagrechtem Geſtänge ein gewaltiger Sturmbock in Ketten herabhing, bis hart vor das Tor. Aller Augen waren auf das bevorſtehende Werk der Zertrümmerung des Tores gerichtet, als man endlich die Feuerſpritzen durch die der Arſenalsmauer entlang laufende lange Straße anfahren hörte.

„Nicht ſpritzen!“ rief plötzlich eine Stimme in das Geraſſel der Räder. „Nicht ſpritzen! — Das Pulver könnte naß werden!“

Lautes Gelächter der Umſtehenden erhob ſich, verſtummte aber ſogleich vor dem Gedröhne des Sturmbocks gegen das Tor. Alle erhoben ſich auf die Zehenſpitzen, um beſſer zu ſehen. Dreimal dröhnte der Widder und beim drittenmale ſprang das Tor auf und eröffnete dem Blick die Bahn in das von Flammen und Rauch erfüllte Innere des Arſenals. In dieſem Moment begann jemand hinter mir mit voller Stimme zu deklamieren:

„Ed io, ch'avea di riguardar disio
La condizion, che tal fortezza serra,
Com' io fui dentro, l'occhio intorno invio;
E veggio ad ogni man grande campagna
Piena di duolo e di tormento rio.“

„Vorwärts! — Vorwärts!“ kommandierte der Offizier und hieb mit der flachen Klinge auf die zurückprallenden Soldaten ein. Einen Moment lang zögerten ſie noch, dann ſtürzten ſie mit lautem Geſchrei ins Innere, während die Feuerwehr den Wagen mit dem Sturmbock zurückrollte und mit ihrer Spritze vor das Tor fuhr.

„Schinder!“ knirſchte ein junger Mann in abgetragenem, aber ſauber gehaltenem Kleide neben mir, dann reckte er ſich auf und ſchrie aus vollem Halſe:

„Es lebe die Anarchie!“

Niemand beachtete dieſen Ruf außer mir und einem Manne in Arbeitertracht, der dem Rufer ſein knochiges, ſonngebräuntes Geſicht mit zornigem Ausdrucke zuwandte:

„Nieder mit ihr!“ ſchrie er ihn an. „Nieder mit den Anarchiſten!“

Der Junge erwiderte den Blick, ſpie aus und fragte mit ſcheinbarer Kälte:

„Warum denn? — Was haben ſie dir denn getan?“

„Was ſie mir getan haben?“ fuhr der Alte auf. „Das Brod haben ſie mir geſtohlen, aus dem Hauſe haben ſie mich gejagt, auf den Miſt haben ſie mich geſchmiſſen!“

„Du biſt ein Arſenalsarbeiter?“

„Ich war einer und du biſt ein Tagedieb.“

„Ich bin einer, ich ſtehle den Tyrannen die Zukunft und ſchenke ſie euch als Gegenwart.“

„Maulheld! — Iſt das dein Geſchenk?“ Er deutete auf die Brunſt.

„Ja“, entgegnete der Junge feſt, „das iſt die Aſche, mit der wir eure Felder düngen. Tragen ſie euch nichts, ſo denket an eure Kinder, die werden mit vollen Händen ernten!“

„Narr du, ſprich mir nicht von den Kindern! — Was ſind Kinder dem armen Mann? Eine Laſt und ein Unglück. Wenn ſie geboren werden, weint er, und wenn ſie ſterben, lacht er. Sprich du mir nur nicht von Kindern, du Grünſchnabel du!“

Die zunächſt Stehenden waren auf dieſes Geſpräch aufmerkſam geworden, weshalb es der Junge vorzog ſich zu entfernen, nachdem er den Alten noch mit verächtlichem Blicke geſtreift hatte. Mühſelig ſah ich ihn durch die Menge hinken, die ſich langſam zu lichten begann.

Ich wandte mich wieder dem Tore zu, durch deſſen finſtere Öffnung jetzt die Umriſſe der eingeäſcherten Gebäude ſichtbar wurden, von deren geſchwärzten Ruinen die aufprallenden Waſſerſtrahlen der Feuerſpritzen abtroffen. Die Hitze hatte nachgelaſſen, ätzender Rauchgeruch erfüllte die Luft. Aber tiefer innen raſte noch der Brand, tummelte ſich die Löſchmannſchaft, die nun vollzählig durch das erbrochene Tor eingeſtrömt war, um zu retten, was noch zu retten war.

Nachdem ich dem Treiben eine Weile zugesehen hatte, überfiel mich bleischwere Mattigkeit und nötigte mich auf den Heimweg. Wie ein Trunkener taumelte ich die verödeten Straßen und Gassen entlang und erreichte das Haus, als eben der Morgen graute.

Schönherrs „Merkbuch“ / von Richard Smekal.

Der Eindruck, den alle bisherigen Werke Schönherrs übten, bestätigt sich auch in diesem jüngst erschienenen „Merkbuch“. Mannhaft ist seine Art, knorrig und stark; nirgends ein Wort zu viel; manchmal wird nur ein gewaltiger Umriß gegeben und doch so scharf hingezeichnet, daß man das Letzte der Gestalten zu erleben meint. Dabei findet sich immer dieses Selbstverständliche in der Gestaltung, das stets ein Zeichen künstlerischer Persönlichkeit ist. Und wie in keinem seiner früheren Werke tritt dieses Persönliche in diesem neuen (seinem dritten) Prosaband hervor. Ein „Merkbuch“ nennt es Schönherr, und mit Recht. Denn in diesem literarischen Merkbuch ist eine Fülle von künstlerischem Material in quintessenzieller Form aufgespeichert, die in die Schaffensökonomie des Dichters anregenden Einblick gewährt. Und manchmal bekommt man einen Blick ab in einen bisher nicht gesehenen Speicher, der vielleicht über ein kurzes aufgetan werden wird.

Wer die ersten Erzählungen Schönherrs „Allerlei Kreuzköpf“ kennt, weiß, daß der Dichter schon in jungen Jahren das Originelle und Groteske-Menschliche vieler launiger Gestalten, denen er begegnet war, mit ein paar Strichen hinzeichnete. Und wer „Caritas“, den zweiten Novellenband, gelesen, spürte einen Menschen heraus, der unendliches Mitgefühl mit seinen Mitgeschöpfen in sich trägt, der herabgestiegen war in die Elendtiefen und zu dem ungesagten Leid der Unbekannten und es vor unsere Augen hielt, bis sie brannten.

Diesmal aber tut der Dichter nicht nur eine Einfriedung auf — entweder hinüber zu den Sonderlingen und Kreuzköpfen oder herüber

zu den Kleinen und Bemitleidenswerten — ſondern er wandert durch beide Reviere, mit raſchem Schritt mitten durch Luſt und Leid, den Blick nur auf das Elementar-Menſchliche gerichtet.

Da iſt es ſchon ſo, daß man nicht von tragiſch und komiſch allein ſprechen kann; daß es Dinge gibt, die uns auf den erſten Blick furchtbar tragiſch anmuten und ſchließlich doch kleine Komödien ſind; oder es gibt andere, die uns hellauf lachen laſſen und im letzten Kern tiefes Weh bergen. Und ſo ſpricht aus dieſem Merkbüchlein der Dichter der „Komödie des Lebens" und der „Tragödie eines Volkes" gleich überzeugend.

Vor allem iſt da eine Ballade vom Tiroler Befreiungskrieg 1809, die (ſo kurz die Dichtung iſt) neben Kranewitters „Andre Hofer" das Bedeutendſte vorſtellt, was bis heute in der Geſtaltung dieſes grandioſen Stoffes geleiſtet worden iſt. Bayer und Franzos rennen den Iſelberg an; oben aber liegen „hartraſſig, luchsaugig, kniehart" die Tiroler. Iſt der alte Stubaier-Adler da in einer Grube und ſeine Söhne; jeder Schuß trifft einen Mann unten; der Jungadlerbub nimmt aber nur ſolche mit einem „Mondſcheinkrag'n". Und die jüngſten rennen umher und klauben das Blei auf, das von unten heraufkommt. Der Alte gießt Kugeln daraus. Der Sandwirt geht um. „Kugeln ſingen auf und nieder." Dem Pater Rotbart fliegt die Kutte im Kugelregen. Die zwei jungen Adler im Neſt ſind kalt geworden; geht der nächſte Jungadler mit dem Goldflaumhaar hinein. Und muß es auch ſpüren: „Sterb'n iſcht nit guet!" Dann läßt ſich die letzte Brut nicht halten, ſucht Kugeln, während die „Speibteufel" immer näher brüllen. Der Altadler aber kniet in der Grube, den Stutzen im Anſchlag: „A Handbroat von an Kanonier! mehr brauch i nit!"

Aus dieſem hiſtoriſchen Bilde ſpürt man, deutlicher als aus manchem großen Drama, die eminente Plaſtizität der Geſtalten.

Andrerſeits kann man aus dem „Merkbuch", deutlicher als aus Schönherrs Dramen, die eigenbeſtimmte Schaffensart des Dichters erkennen. Es gibt trotz der mehr ſubjektiven Art, die in der Natur dieſer Skizzen liegt, keinerlei raſch und zufällig hingeworfene Beob-

achtung darinnen, sondern alles ist von einer sicheren und zielbewußten Gestaltungskraft erfüllt, selbst dort, wo das Erlebnis ganz bestimmter, scheinbar eindeutiger Natur ist, wie in der „Begegnung mit dem Dichter Adolf Pichler".

Wie steht Pichler vor uns, wenn ihn Schönherr kurz vor seinem Tode trifft und es ihm klar wird: „Hier war der Holzmeister Tod mit seiner Axt dagewesen und hatte den alten knorrigen Waldbaum als schlagreif „ausgezeigt." Oder wenn dann Pichler erwidert: „Wenn man mit Achtzig abkratzt, hat die Kindsdirn kein' Schuld mehr!" (Eine Wendung, die übrigens der Alt-Rott in gleicher Weise gebraucht: „Und wenn i stirb, hat's Kindsmadl kein' Schuld mehr").

Oder man beachte die eigene Beseelung des Motivs in der kurzen Erzählung „Die Mütter": Ein Weib will die junge Katzenbrut vernichten und in den Inn werfen; ihr Bub bittet umsonst, sie zu schonen; als der Sack mit den Kätzchen im Wasser schon schwimmt, stürzt sich der Bub ihnen nach, sie zu retten, und ertrinkt; waren nun gleich arm die beiden, die Katzenmutter und die Mutter des Knaben. (In dem Schauspiel „Familie" (1906) wird eine ganz ähnliche Szene geschildert. Ein Junge springt dem Sack mit den „Mauzerln" nach, die sein Vater ins Wasser wirft. Ein Soldat rettet ihn und verpflichtet sich dadurch die Familie.)

Wer vor drei Sommern in Tirol war, wird sich vielleicht eines Unglückes in der Nordkette erinnern, das von besonderen Umständen begleitet war und darum Aufsehen erregte. Der Körper des Touristen war die eine Gratwand herabgefallen, Hut und Stock die andere. In einem Sack brachte man die Leiche zu Tal. Schönherr hat uns auf knapp vier Seiten den Fall gestaltet. Aber dahinter stecken alle Fälle jener Höhendurstigen, die, den Bierphilistern im Wirthaus ein Rätsel, aufsteigen und die man in einem Hopfensack zu Tal bringt.

Auf solche Weise kann man sich tief in die Art Schönherrs versenken; denn in den Dramen stand nur die packende Objektivität der einzelnen Gestalten vor uns, die man sich kaum anders vorstellen konnte. Hier rücken wir näher an die besondere Art des künstlerischen Schaffens dieses Dichters; wir erkennen, wie weit er über

den getreuen Naturalismus hinaus ist, wie er jede Ausdrucksmöglichkeit packt und knetet, bis die Form paßt. Wohl sieht auch er die Realität des Lebens wie alle anderen ganz wirklichkeitsgetreu; zu deren Gestaltung aber nimmt er nur bestimmte Linien, bestimmte Farbentöne und arbeitet die Skizze oder das Gemälde auf seine persönlich bedingte, individuell umgrenzte Weise aus.

Gewiß bietet jeder Künstler nur die ihm gemäße Auslese des wirklichen Lebens; selten aber sind die Mittel im Vergleich zur Wirkung so geringe wie bei Schönherr.

Auf etwa hundertfünfzig Druckseiten sind vierzehn Skizzen niedergeschrieben und jede bringt uns irgend einige Gestalten scharf und deutlich vor Augen. Dutzende von Leuten sehen wir vor uns und zwar so, daß wir sie nicht vergessen können: die kleinen Kinder, die Schule spielen, wobei ein sonst gutes Mädchen als gestrenge Lehrerin sich gibt; das Bergpfarrerl, ein wirklich treuer Seelenhirt seiner Gemeinde, der auch auf ihre menschlichen Bedürfnisse achtet und dem der Gottesdienst kein „Strudelteig" ist, „den man in die Länge zieht"; oder die Hundertjährige, der hin und wieder ihr siebzigjähriger „Bua" ins Wirtshaus entwischt, die ihn jedesmal heimholen muß und jedesmal das Versprechen erhält, daß er schon „werd'n" wird, „bis er einmal in die Jahre kommt"; dann der alte Viehhirt, der, als er ans Sterben kommt, nur an sein verlaufenes „Schwarzl" denkt und erst, als es gefunden ist, beruhigt seinen letzten Schnapper macht. —

Auch ein paar Jugenderinnerungen sind da. Von diesen sei die einzige in weiterem Umfang biographische Skizze „Als der Vater starb", erwähnt, ein gleichwertiges Seitenstück zu der ergreifenden Erzählung „Gottes Schwiegermutter" (aus dem Bande „Caritas"). Schönherr berichtet da von einer Szene nach dem Tode seines Vaters, eines rechtschaffenen Tiroler Schullehrers. Er war damals noch klein, beinahe das Kleinste von fünf Geschwistern. Draußen blühte und grünte es; in der Stube aber lag auf dem schwarz ausgeschlagenen Flügel, den er so sehr geliebt hatte, der Vater. Der kleine Bub war hereingeschlichen, während Mutter und Geschwister

im Nebenzimmer weinten; er wollte probieren, ob der Vater wirklich tot sei und kneipte ihn recht tüchtig in die Zehe. Als aber das Antlitz der Leiche sich nicht veränderte, wurde sie ihm über alle Maßen unheimlich; er floh zur Mutter und schluchzte auf: „Gelt Mutter! Jetzt sein mir wieder ledig!“ — Und darauf bildete er sich noch in späteren Jahren etwas ein, daß er die Mutter einmal mitten im knietiefen Kummer auf einen Augenblick lächeln gemacht. Nach dem Begräbnis schlug der Dekan der Mutter vor, sich von den Kindern zu trennen, für die die Gemeinde einzeln sorgen wolle; der Dichter sollte an einen Bauern abgegeben werden. Die Mutter aber dankte für den guten Willen; sie wolle mit den Kindern zusammen bleiben und es schon fertig bringen. Schlicht und ergreifend endigt der Bericht: „Und wißt ihr, was das Schönste ist? Sie hat es fertig gebracht! Denkt euch nur, sie hat es wirklich fertig gebracht — die Mutter!“

Der Sohn aber hat diesen Zug überkommen. Karl Schönherr weiß, wofür er sich eingesetzt hat, *was* er fertig zu bringen hat und *wie* er es fertig bringen wird.

Karl Schönherr: „*Aus meinem Merkbuch.*“ — Leipzig, Staackmann.

Vorfrühling in Wooſung / von Hans Bachgarten.

Wir liegen nun schon einen Monat hier und warten auf eine günstige Gelegenheit zum Scheibenschießen. Mehrmals schon haben wir versucht, die Nase hinauszustecken, das Wetter hat jedoch für unseren Diensteifer taube Ohren. Wir mußten immer wieder auf unseren geschützten Ankerplatz zurück. Es heißt nun geduldig warten, bis sich der Winter ausgetobt hat, ob wir wollen oder nicht. Es wird nicht mehr lange dauern und der Nordost muß sich für heuer ergeben. An manchen Tagen, da sich die Sonne behauptet, geht sie so hitzig zu Werke, daß über Nacht das Getreide um Handbreite in die Höhe schießt. An den fruchtgesegneten Ufern

der Yangtsekiang-Mündung wird es langsam Frühling. Ein Spaziergang durch die Felder weiß vom Winter nicht mehr viel zu erzählen. Nur die ackernden Bauern scheinen mit ihren wattierten Jacken der Sonne noch immer zu mißtrauen. Die Mädchen tragen jedoch schon das schützende Tuch auf dem Kopfe, die allzu liebenswürdige Märzensonne an ihrer Zudringlichkeit zu hindern. Wie sie arbeiten, diese armen Geschöpfe mit den mißhandelten Füßen! Die Stiele ihrer Hauen sind viel länger gehalten, damit der größere Hebelarm die mangelnde Kraft ersetzen soll. Aber sie sind darum nicht weniger munter und guter Dinge als die jungen Burschen. War es doch immer so; trug die Großmutter doch auch den Fuß eingefascht, bis sie in Ehren weiß geworden. Auf der Gedächtnistafel der Urgroßmutter wird sogar mit besonderem Lobe darauf hingewiesen, daß sie die kleinsten Füße auf tausend Meilen in der Runde gehabt hätte und daher weit und breit das reizendste Geschöpf gewesen sei. Jetzt ruht sie im schweren Sarge, draußen auf der grünen Wiese bei den andern, auf welche, die Jahre hindurch, des Windes Säuseln Fruchterde und Samen getragen, bis ihre armseligen Knochenreste von einem sammtweichen grünen Teppich zugedeckt waren. Heute spielen neben ihnen in glücklicher Eintracht die Kinder der neuen Generation. Ihr Freudengeschrei erfüllt die Luft und trifft sie einmal dasselbe Los, kommen auch sie eine Stufe näher dem Nirwana. Weil man darum mit dem Tode schon bei Lebzeiten auf vertrautem Fuße steht, stellt man die Särge in die Gärten zu den Blumen oder auf das Feld, die Saat zu überwachen. Denn die Ahnen sind immerdar zugegen, in Not zu helfen, in Glück und Freudezeiten halten sie mit am reichen Segen.

Als ich noch Knabe war, hat man mir aufgetragen, Marken zu sammeln zum Loskaufe unglücklicher Kinder, die grausame chinesische Eltern auf Misthaufen den Schweinen zum Futter hinwürfen. Es kommt noch immer viel Geld auf diese Weise zusammen und die Missionen der „Saint-Enfance“ sollen damit viel Gutes stiften. Wie viel an der Misthaufengeschichte Wahres ist, mag der Forscher herausfinden. Ich habe oft Gelegenheit, die Aermsten der Armen

zu beobachten, und kann nur stets die aufopferndste Liebe der Eltern zu den Kindern konstatieren. Es gibt in den Flußhafenstädten eine Sorte Menschen, die der Hunger auf ein paar morschen, schlechtgefügten Brettern aus den schützenden Kanälen hinaus auf den breiten Strom treibt, an die Schiffe heran. Dort passen sie während der Mahlzeiten unter den Ausgußrohren auf alles, was von den Abfällen eventuell noch genießbar oder sonst wie brauchbar sein könnte.

Auch hier kommt zeitlich morgens jeden Tag solch ein Boot unter Bord. Nicht immer dasselbe, denn der Schiffe sind zu wenige für alle, die hungern. Damit jedoch niemand verkürzt wird, teilen sie in friedlichem Uebereinkommen die Hafentage eines jeden Schiffes untereinander auf. Zwei Tage in der Woche gehören einer Familie, die aus Mann und Frau besteht, zwei pausbackigen munteren Kindern von zwei, beziehungsweise fünf Jahren, und einem Wickelkinde.

Jüngst wollten wir die Mutter mit dem Säugling an der Brust photographieren. Der Mann bemerkte jedoch den Apparat und erschreckt auffahrend stürzte er auf die ahnungslose Frau, entriß ihr das Kind und deckte es eilends bis über die Ohren zu. Dabei zitterte er förmlich vor Angst, das Kind könnte durch das Photographieren von irgend einem bösen Geiste behext werden. Kein Geldgeschenk vermochte ihn zu bewegen, uns weiterhin das Kind zu zeigen. Jeden Morgen, wenn die Frau das Kind säugt, wäscht sie ihm mit ihrer Muttermilch die Augen. Sie unterzieht sich dieser Tortur, um dem Kinde ein gesundes Augenlicht zu sichern.

Aus einem demnächst erscheinenden Werke „Aus einem Schiffstagebuch" (zwei Jahre in Japan und China). — Ueber den Verfasser, einen gebürtigen Tiroler aus Lienz, gibt ein Vorwort Aufschluß: „Mit siebzehn Jahren trat ich, im Jahre 1888, in den Dienst der Marine. Ich kam aus einem der schönsten Orte am Fuße der Dolomiten. Von dort habe ich die Freude an den Blumen der Wiese, am Sang der Lerche und am blauen Himmel mit auf die hohe See genommen. Mein Beruf führte mich jedoch hinunter in den tiefsten Raum der Schiffe, zu den geheizten Kesseln und Maschinen. In dem stickigen Dunstbereiche dieser finsteren Räume, die nie ein Sonnenstrahl durchdringt, ist mir die Sehnsucht nach den grünenden Fluren und dem leuchtenden Blau des Himmels meiner Heimat oft Licht und Labsal zugleich gewesen. Der Dienst hat mir aber nicht nur Schwielen auf die Hände diktiert; er hat mich, zum Entgelt für die harte Arbeit, auf der ganzen Welt herumgeführt. Wenn ich dann in meinen freien Stunden Landgang bekam, habe ich jedesmal ge-

trachtet, eine ſchöne Erinnerung mit mir zurück an Bord zu nehmen, um daran bis zum nächſten Hafen zehren zu können. Weil ich mir jedoch die ſchönſten Erinnerungen gerne für die Zeit aufbewahrt hätte, da ich einmal meinem Dienſt körperlich nicht mehr nachzukommen vermöchte und es vorbei ſein würde mit meinen Einſchiffungen, fing ich an, meine Erlebniſſe niederzuſchreiben. So iſt dieſes Buch entſtanden."

Glocken / von Carl Dallago.

Horch: — Glocken vom Tal herauf!
Wunderlich wallt zu mir der Klänge Lauf
und pocht an mein Herz und ſchließt mich auf
wie ein Tor zu einem myſtiſchen Raum,
der alle Wirklichkeit wandelt zu Traum —
und doch aus Wirklichem nur beſteht,
das unüberſehbar in Tiefen geht.

Jetzt huſchen die Klänge im Raum herum
wie ſtaunende Kinder, ſcheu und ſtumm —
und wieder wie Bettler, die zaghaft ſtehn
und ärmlich mich um Obdach flehn.
Ich bin als Raum wie Räume ſind,
wo ich weder Ende noch Anfang ſind
und mache der Klangflut willig Platz.
Es iſt nicht ſchwer; denn nur verbaut — verhüllt
ſind Teile oft des Raums, nicht überfüllt; —
zu heben iſt in ihm noch mancher Schatz.

Jetzt lärmen die Klänge ſchon mehr in mir und laut
und tun mit meiner Kindheit ſo vertraut
und ſchmeicheln mir und locken wie ein frommer Sang
und klagen über meinen Lebensgang.

O Gott! Ihr Klänge, wunderliches Botenheer,
Singvögel, weich umweht mich euer Sang und macht mir ſchwer
das Herz! Ihr kommt von Kirchentürmen her —
von Stätten, wo die Seelen vor Altären glühn,

wo Prieſter ſingen, Kerzenflammen ſtatt der Blumen blühn
wo Mauerwandung Höhn und Himmel mir entzieht
und Flur und Baum, vor denen meine Seele kniet. —
Nein, nein, nein! Euer Mund iſt Trug,
ihr ſingt von Dingen, die das Daſein nicht genug
empfanden, — die ein Jenſeits ſich erfanden
in Not vielleicht? — Wo hält das Jenſeits? Wo, ſagt: Wo?
Da jedes Ding doch an ſich ſelber hängt
und ſich ſo endlos in ſich ſelbſt verfängt,
wenn es ſich auftut und befreit von allen Banden: —
Ich fühls mit mir als einem Raume ſo.

Jetzt tönen die Glocken ſo wundertief:
Es iſt, als ob Stimme um Stimme mich rief
und jede gellt in die Landſchaft hinein,
als ſchlöſſe ſie waches Leben ein.
Ich fühl, ich werde ganz weit und groß
und komme von dem Klang nicht los,
der mich wie einen Raum durchhallt
und über mich gewinnt Gewalt.
Die Landſchaft liegt vor mir im Sonnentraum,
die hohe weite Waldung atmet kaum,
der Wind hat ſeine Flügel eingelegt und ſchweigt,
und leiſe — o ſo leiſe ſich der Tag zum Abend neigt,
und in der Stille, die ſo wunderſtille iſt,
der Glockenton, der rauſchend mich durchmißt
und alle Falten meines Raums beſetzt
und jede Wandung mir mit Tönen netzt.

O Klänge, Stimmen von Metallen, wie doch ſingt ihr ſchwer!
Ich fühls, — es hört ſich an: ihr kommt von Tiefen her —
aus Daſeinstiefen, die kein Menſch erſchloß.
Was wart ihr einſt? Wer ſchuf euch? Weſſen Sproß
ſeid ihr? — Ihr ruhtet im Geſtein verborgen tief,
wo ungezählte Zeiten eure Stoffart ſchlief

wie tot: ſo hob man euch ans Licht wie tote Dinge
und fand, daß ſo ein Ding, geläutert und geformt, auch klinge.
So ward euch Aufnahme in Turm und Haus,
ihr kündet nun ſo manches in die Welt hinaus —
und kündet's nicht. Denn wo auch euer Klang als Bote ſchritt
der Welt, es geht geheim ein ander Klingen mit,
und dies iſt eurer Seele Sang —
iſt Stimme eures Bluts. Nur eine Feierſtunde lang
hört ſie vielleicht zuweilen wer — und hört und hört,
und ſeine Seele wird, wie ich, davon betört
und ſchwingt mit dieſen Seelenſtimmen mit:
in Daſeinstiefen ſenkt ſich ſtill der trunkne Schritt
und hält vor dem Geäder im Geſtein
und ſinnt der Kraft nach, die es trieb hinein. —
War es ein Glühn? War's Liebe? War es Not? —
O harter Fels, wie tuſt du antwortlos und tot! — —

Jetzt tönen die Glocken auf einmal licht,
von innen leuchtet mein Geſicht,
in mir, wie auf erglänzter Au,
ragt nun des Klangs metallner Bau.
Ein Fühlen macht ſich offenbar:
wir weilen wie ein Tönepaar,
ſo deucht verwandt mir jeder Ton, —
es iſt, als wär ich Klangflut ſchon,
die jeden Glockenlaut umfängt,
wie Seele ſich an Seele hängt.
Es kommt ein Friede über mich — ein Glück,
gleich Wellen geh ich hoch und ſink zurück,
und jede Welle atmet einen Ton, der klingt
wie eine Glocke, die aus Daſeinstiefen ſingt.
Und Stimmen ſinds, gefärbt von meinem Blut,
in dem Metall, wie in der Glocke, ruht.
Die äußre Klangflut ſich in mir mit meiner eint,

und beide läuten machtvoll so vereint
und künden sich von Glühn und Ringen, Weh und Lust
des Seins, davon es gibt in jedes Dinges Brust:
in Tier wie Menschen, Pflanzen, im Gestein, —
des Daseins Rätsel schließt ein jedes ein.
Es ist das Dunkel, das im Glockensingen fließt,
das sich als Seele in ein jedes Leben gießt,
das doch zum Licht die tausend Funken schlägt,
zur Flamme wächst und in den Raum als Ton sich trägt,
der selber wiedrum nur aus Glut gewoben ist
und leuchtend so das Endlose des Raums durchmißt . . . .

Die Glockenklangflut ist versiegt,
ein Windhauch flüsternd überm Tal sich wiegt,
ich selbst nur bin noch immer Licht und Glut und Klang
und baue so mein Werk ein Leben lang.
Ich weiß, die Stunde kommt, wo meine Kräfte ruhn, —
zu mir kein Tor mehr aufschließt mir mein Tun, —
wo Stimmen meines Bluts und ihr Metall
im Werke nur sich finden wie als Wiederhall
von einer Glocke, die durchs Leben sang
voll Glühn und Lust, das sich aus Tiefen rang. —
Ist dann nicht mehr mein Selbst — der Leib längst Erde schon:
so bin ich Flamme noch und bin noch Ton!

Brixner Chronik VI. (Plauderstuben).

Wenn ich die Briefkastennotiz meiner lieben Kollegin, der Brixner Chronik, richtig verstanden habe, droht mir arges Unheil. Ich muß also die Gelegenheit ausnützen, bevor ich mundtot gemacht werde. Und so seien noch rasch vor Torschluß einer Angelegenheit ein paar Worte geweiht, die mir schon lange am Herzen liegt.

Plauderstube: das Wort ist neueren Datums und findet sich seit zirka 10 Jahren im politischen Wörterverzeichnis klerikaler Volksaufklärer. Seine intimere Bedeutung ist nicht ganz klar. Man denkt unwillkürlich an Wirtshaustisch oder Kooperatorenstube, wenig Licht,

(gez. von Max v. Eſterle.)

Koryphäen aus dem Tiroler Landtag 5

Dr. W. von Walther (Bozen)

sehr viel Muffiges in der Luft, verschiedene Personen mit mehr oder minder erleuchtetem Gesichtsausdruck rauchend und trinkend in den verschiedenen Winkeln malerisch gruppiert. So ungefähr, glaube ich, muß es aussehen. Man spricht über Krautäcker, Rinder und Kälberzucht und in einem Atemzuge damit über die Politik. Ihrer logischen und oratorischen Behandlung nach fallen alle diese Dinge in ein und dieselbe Kategorie.

Hier in Brixen, von wo die junge Institution eigentlich ihren Ausgang nahm, teilt sich das genus Plauderstuben in zwei Unterabteilungen:

1. Plauderstuben auf christlichsozialem Gebiet und
2. eine Abart konservativen Gepräges.

Bedeutung sowohl als Berechtigung besitzen jedoch nur die ersteren. Einen Zweifel, der diesbezüglich vielleicht dennoch auftauchen sollte, zerstreuen die letzten Nummern der Brixner Chronik gänzlich. Den Anlaß zu den furchterregenden Wutausbrüchen des genannten Blattes bot die schon an und für sich aufreizende Tatsache, daß zwei hier ansässige Herren es wagten, in der allernächsten Nähe Brixens, dieser Hochburg neusozialen Bauernaufschwunges, Plauderstuben konservativer Tendenz abzuhalten. Allerdings, so sehr die heilige Entrüstung der Brixner Chronik zu begrüßen ist, so stellen sich in Wirklichkeit der Erfüllung aller ihrer Wünsche doch merkliche Schwierigkeiten in den Weg. Denn leider vermag es oft selbst die Meinung einer Tageszeitung nicht, sogar wenn sie das offizielle Organ eines Dr. Schöpfer ist, sehr tief in das Gewissen des Volkes einzudringen. Und in der Tat scheint selbst in der Brixner Umgebung immer noch der reaktionärkonservative Prälatengeist sein Unwesen zu treiben, trotz aller neuzeitlichen Begeisterung, die die Seelen unserer einheimischen Kooperatoreneleven erhitzt.

Aber um das Grundthema nicht aus den Augen zu verlieren: die soeben besprochene Gattung von Plauderstuben ist, wie aus dem Vorhergehenden erhellt, kaum der Beachtnng wert. Führend und schöpferisch auf dem ganzen Gebiete erscheinen lediglich die christlichsozialen Unterhaltungen. Als die ganze Sache noch der Einführung bedurfte, nahmen sich die Häupter der neuen Bewegung mit opferwilligem Eifer des Unternehmens an. Heute, da die Institution bereits an Popularität gewonnen hat, betraut man mit der Ausführung auch schon die aus Wien eingewanderten Schriftsetzer und Handlungsangestellten der Verlagsanstalt Tyrolia, die den heimatlich gemütlichen Hernalserton mit Glück in tirolische Umgangsformen zu übersetzen wußten. Und so steht auch zu erhoffen, daß dem großen

agitatorischen Unternehmen für den 13. Juni der verdiente Erfolg nicht ausbleiben möge.

Es will sogar fast den Anschein gewinnen, daß der neue, noch um ein paar Nuancen stärker christlich-sozial-demokratisch angehauchte Ton der ansässigen ländlichen Bevölkerung mehr zusagt als die gediegene Redeweise älterer Parteikoryphäen. Etwas von der Art mußte in allerjüngster Zeit Herr Dr. Schöpfer in seinem Wahlkreis Buchenstein erfahren. Denn im Lande geht die Mähr, es habe der greise Würdenträger eine schlimme Abfuhr erlitten. Und zu allem Unglück war die Stätte, an welcher die Katastrophe geschah, eine Plauderstube. Das ist eine schlimme Ironie des Schicksals. Warum mußte man aber auch das Wort „plaudern" in die Bezeichnung hineinnehmen? Nichts leichter, als daß sich infolge dessen jemand zu der falschen Ansicht verleiten läßt, als wären solche Stuben ein Ort zum freien Meinungsaustausch. Und dann kommen so dumme Geschichten heraus!

Herrn Dr. Schöpfer aber wird der kleine Zwischenfall wenig behelligen. Sollte er in Buchenstein wirklich keine Aussicht mehr haben, wiedergewählt zu werden, was aber noch gar nicht besonders sicher ist, so wird er ganz gewiß wieder wo anders auftauchen. Denn er besitzt in dieser Beziehung eine fatale Ähnlichkeit mit den von ihm und seiner ganzen Partei so arg geschmähten Hausierern, und es scheint ganz sonderbar, daß oft gerade die giftigsten Antisemiten so semitische Allüren zur Schau tragen. Zur einen Türe wirft man sie hinaus, durch eine andere kehren sie wieder! Hartmann.

Opernkritisches.

„Manon, die französische Carmen, ist eine Heldin der Liebe, die um der Liebe willen zu allem fähig ist. Sie verrät sogar ihren Geliebten, der ihr das ruhige Glück einer Ehe bieten will, um voll Gier nach Geld, Freude und Abwechslung in die Arme der anderen zu fallen.

Dieser ausgesprochen französischen Gestalt kann wohl in ihrer Heimat begeisterungsfähiges Interesse entgegengebracht werden, während der Deutsche viel weniger Verständnis dafür erübrigt."

Peut-être. Die Unerbittlichkeit jedoch, mit der Herr S. nichtgermanischen Opernheldinnen, sofern sie um der Liebe willen zu allem — nur nicht zur Ehe — fähig sind, moralisch auf den Zahn zu fühlen beliebt, erscheint mir nachgerade engherzig und mißgeschickt. Was würde Herr S. z. B. dazu sagen, wenn ich die Gier nach Gold, die Walhalls Göttern als Leitmotiv genügt, einander in die Haare zu geraten, zwar großzügiger, im übrigen aber nicht minder

undeutsch und verwerflich finden wollte als die Gier nach Geld, die eine französische Unschuld vom Lande glücklich davor bewahrt, schon nach dem ersten Akte in den Armen des lyrischen Tenors zu enden! Er würde mich vermutlich einen Lästerer schelten, dem höhere Kunstauffassung fremd sei. Und mit Recht. Denn kann es Kurzsichtigeres geben, als die Wertdistanz zwischen einer musikdramatischen Dichtung und einem Operntexte mit dem Maßstab national geaichter Sittenstrenge auszumessen! Gerade Herr S. scheint aber von des Gedankens Blässe, daß lediglich der Kunstwert der Manon und nicht ihre Moral in Frage steht, in keiner Weise angekränkelt. Wie könnte es ihm sonst passieren, die reumütig in den Armen des Geliebten sterbende Manon mit Carmen, ihrem trotzigsten Widerspiel, in einen Topf zu werfen! Das schlechte Leumundszeugnis, auf das sich beide allenfalls berufen könnten, schafft da noch keine Blutsverwandtschaft, und der Widersinn dieses Vergleichs springt in die Augen, wenn ich den Stiel umdrehe und Carmen eine „spanische Manon" nenne. Herr S. lasse sich also durch die unmoralische Fassade den kritischen Blick nicht trüben und beherzige fürderhin: Wenn auch die Ehrfurcht vor dem Ehestande bei unbefangenen Geschöpfen wie Manon sich mehr im Sinne einer heiligen Scheu ausprägt, so ist dies noch kein Grund, sie unzart anzulassen. Und auch kein Grund, mit Mangel an Verständnis zu prunken. Denn „ausgesprochen" französisch ist dieser ethische Defekt der Heiratsscheu nur dann, wenn es gestattet ist, im Gegensatz hiezu Wotans Eheglück ein ausgesprochen deutsches zu nennen. Zweckmäßiger aber ist es, wie gesagt, eine Paarung völkischer und sittenpolizeilicher Prinzipien auf kunstkritischer Unterlage überhaupt nicht zuzulassen, weil sie der Erzeugung legitimer Urteile nicht förderlich erscheint. Was übrigens auch Herrn S. zustatten kommen dürfte. Er wird es nämlich dann, so hoffe ich, nicht mehr nötig finden, die Erhabenheit seines Deutsch-Bewußtseins durch einen Satz wie diesen zu bekräftigen: „Mit dem Ruf „„mein armer, armer Freund"" fällt langsam der Vorhang" . . .

Ludwig von Ficker.

Innsbrucker Kunstschau III.

Otto Rasim: Vier korrekte Winterlandschaften. Das Subjektive tritt allzu bescheiden zurück und schweigt sich über das Temperament des Malers vollständig aus. Die Arbeiten machen den Eindruck, nicht aus innerem Müssen, sondern einem Auchwollen entsprungen zu sein. Deshalb bleiben sie monoton und sprechen nicht. Sie sind sehr anständig gemalt, ohne erhebliche Fehler in Zeichnung, Ton und Farbe, motiv-

lich gut ausgeschnitten. Vorzüge der Kaltblütigkeit und einer Männlichkeit, die einem die Sehnsucht nach einem bißl Feminismus beibringt.

August Frech: Porträt eines distinguirten Polen. Vermutlich ein adeliger Politiker. Der scharfe Intellekt, die vornehm gütige Gesinnung, die kultivierte Selbstbeherrschung und weltmännische Müdigkeit sind vorzüglich zum Ausdruck gebracht. Das Fleisch ist etwas gequält und in den allzu gangbaren Porträtfarben gemalt, das ganze aber von jener Gewandtheit, die man mit dem Abgangszeugnis jeder Akademie totsicher errungen hat.

Toni Kirchmeyr: Serie von Landschaften. Zimmer-Athletik mit Gewichten aus Papiermaschée. Zielloses Temperament. Schreckt vor artistischen Rohheiten und grober Dekorationsmalerei nicht zurück, hat aber Ambition. So finden sich knapp neben überraschend guten Einzelheiten die rüdesten Geschmacksverirrungen. Auf diesem Wege erreicht man Berühmtheit in Wörgl.

J. A. Gstader: Kostümporträt. Sympathisch. Das Kostüm ist malerisch durchempfunden. An seinen lebhaften Farbflecken hat das Auge des Malers sich abgestumpft und das Fleisch allzu tot gesehen. Es wirkt wie altes eckig geschnitztes Holz. Die Hände sind ganz verunglückt.

Hans Kramer: Sehr erfreuliche Kollektion im „Ferdinandeum." Die Sachen sind derb und auf etwas brutalen Effekt gearbeitet, aber voll Leben. Sehr gelungen zwei Schneestudien, die Silhouette der Pferdegruppe im großen „Pflüger", die Kematener Häusergruppe. Die Stilleben sind zu wenig plastisch, zeigen aber köstliche Details. Das Grün der Sommerlandschaften ist noch nicht gelöst. Die Spachtelschrullen hat Kramer aufgegeben. Er ist mehr Maler geworden. Jetzt steckt in seinen Arbeiten viel Entwicklungsmöglichkeit.

Ein wohlhabender Bürger hat vor einiger Zeit wieder eines seiner miserablen Dilettantenstücke ausgestellt. Eine wahre malerische Obszönität. Er übt eine zwingende Hypnose auf unsere Kunsthändler aus. „Habe die Ehre, Herr von Dingsda; ah, ist das aber schön, nein großartig! Diese Farben! Meisterhaft! Natürlich, wird sofort ausgestellt! Wir tun einfach den Plattner weg. Ist ja viel schöner, das Ihrige." Keiner sagt ihm aufrichtig, daß ihm eigentlich nur ein Hosenbandel heraushängt, das jeden lachen macht, wenn er es exhibitioniert. Er soll malen soviel er will. Das ist seine Sache. Aber warum denn ausstellen? Warum denn so grün in ein Auslagenfenster spucken? Warum vor Verlassen seines Lokales die Kleider nicht ordnen?

Benedikt.

Demnächst erscheint:

Tirols Koryphäen

Karikaturen von Max Esterle

Erste Folge.

Preis K 1.80 (M. 1.60)

Brenner-Verlag, Innsbruck.

„Observer"

Unternehmen für Zeitungsausschnitte
Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4
Telephon Nr. 1801

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen **(Zeitungsausschnitte)** über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Urteile über den „Brenner“.

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine im ersten Jahrgange laufende Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen zwölf Heften der von Ludwig v. Ficker herausgegebenen, im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. ... Im Ganzen ist „Der Brenner“, wie man aus alledem merkt, eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. ... So viel sehen nun unsere Leser, daß wir uns Tirol nicht mehr als einen dunkeln Fleck auf der literarischen Landkarte zu denken haben, ja, daß dort, abgesehen von den einzelnen Dichtern und Künstlern, die diesem kernhaften Volksstamme von Zeit zu Zeit geschenkt werden, nun auch das eingesetzt hat, was man eine literarische und kulturelle Bewegung nennt. Und ihr Organ ist die neue Halbmonatsschrift „Der Brenner“.

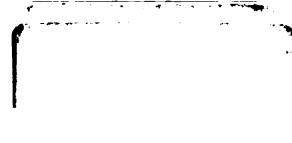
Pester Lloyd ..... Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt in wenigen Heften schon, daß sie ihm gewachsen ist, denn sie wird von Männern geschrieben, die sämtlich durch ein eigenartiges Können in der deutschen, besonders aber in der Tiroler Literatur dastehen. Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Heinrich Mann ... Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind. ...

Beiblatt der Zeitschrift für Bücherfreunde (Leipzig). ... ebenso (verdient Beachtung) der äußerlich recht unscheinbare, dem Gehalte nach aber überraschend gute „Brenner“, eine Tiroler Zeitschrift, die mitten in den Bergen einen mitunter recht schweren geistigen Kampf kämpft.

Der Volkserzieher (Berlin). Von den Alpen her grüßt die naturkräftige und streitbare Stimme der Halbmonatschrift „Der Brenner“. Ein Blatt von kernhafter Eigenart, mehr als irgend eine schöngeistige Zeitschrift, die bisher im deutschen Sprachgebiete erschien. Ein tüchtiges Häuflein von prächtigen Männern tritt mit allen Kräften dafür ein.

THE UNIVERSITY LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA, SANTA CRUZ

This book is due on the last **HOUR** stamped below.

30m-1,'69(J5643s8)2374—3A,1